<36638987410012

<36638987410012

Bayer. Staatsbibliothek

C. D. Voß

hiſtoriſche Gemählde.

Vierter Verſuch.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung,
1793.

Maria,
Englands Monarchin.

Ein hiſtoriſches Gemählde

aus dem ſechzehnten Jahrhundert,

verſucht

von

C. D. Voß.

'A long, exact and ſerios Comedy —
In ev'ry ſcene ſome Moral let it teach
And, if it can, at once both pleaſe and preach.

Pope.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung,
1798.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Wiewohl ich in der Vorrede zum dritten Theile dieſer hiſtoriſchen Gemählde geäußert habe, daß ich dieſe Art der Bearbeitung hiſtoriſcher Gegenſtände nicht fortſetzen würde; ſo bin ich doch nachher veranlaßt worden, mit dieſem vierten Theile noch einen Verſuch der Art zu machen. Ich glaube hiedurch wenigſtens nicht das Mißfallen desjenigen Theils des Publikums, welcher ſich für dieß Werk einigermaßen intereſſirt, verdient zu haben. Alle vier Theile machen nur ein Ganzes aus, deſſen einzelne Theile zwar trennbar, auch wohl als Ganze betrachtet werden können; welche aber doch untereinander in der genaueſten Verbindung ſtehen.

Die von mir angekündigte Geſchichte des Hauſes Stuart auf dem engliſchen

Throne, iſt alſo für itzt zurückgeblieben; allein nur um ihr den Grad der Volliſtändigkeit und Vollendung zu geben, welchen ihr die ſorgfältigſte Bearbeitung, nach Maaßgabe meiner Kräfte und Hülfsmittel, zu geben im Stande ſeyn wird. Meine Abſicht iſt, eine vollſtändige pragmatiſche Geſchichte der engliſchen Revolution in derſelben zu liefern. Allein freilich bürgen die Abſichten nicht immer für die Ausführung; und ein nachſichtiges Publikum wird auch hier vielleicht den Willen für einen Theil der That annehmen müſſen.

Halle k. P. im Sept. 1793.

C. D. V.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Nachricht, welche Maria, durch die Fürſorge des Grafen Arundel, von dem Tode ihres Bruders und von ihrer Enterbung erhielt, traf ſie nicht ganz unvorbereitet. Gardiner, deſſen Geiſtesthätigkeit weder Gefängniß noch Alter lähmte, hatte in Geheim ununterbrochen mit ihr eine Verbindung unterhalten, und ſie von allem, was er durch eben ſo zahlreiche als thätige Kundſchafter erfuhr, und ihr zu wiſſen frommete, durch den D. Hopton, ſeinen und ihren Vertrauten, unterrichtet. Sein ſtets reger und heiterer Muth hatte den ihrigen nie ſinken laſſen, und beſonders in den letzten Jahren mit Hoffnung auf beſſere Zeiten ſichtbar geſtärkt. Wiewohl er Northumberlands Abſichten, unter allen Beobachtern deſſelben, vielleicht am deutlichſten einſah, ſo ſchien er ſie doch kaum einer Bemer-

kung werth zu halten. Mehr als einmal äußerte er laut und mit der ſcheinbarſten Zuverſicht: er werde noch eine gänzliche Veränderung in der Regierung erleben, und, trotz ſeiner itzigen Unterdrückung, noch einmal wieder größer und wirkſamer erſcheinen, als er je geweſen ſey.

Waren dieß einestheils Aeußerungen der Ueberzeugung und eines wirklich guten Muths, ſo gehörten ſie freilich anderntheils dem Wunſche, die Zuverſicht, ſo er dadurch zu Tage legte, Andern mitzutheilen und ihre Thätigkeit durch dieſelbe zu erhalten. Auch erreichte er dieſe Abſicht, insbeſondere bey Marien, durch dieß Mittel noch vollkommner, als bey den Uebrigen ſeiner Partey. Ihr perſönlicher Charakter kam ihm darin zu Hülfe, oder vielmehr, erſparte ihm faſt alle Bemühungen. Hochmüthig und unwiſſend, wie ſie war, konnte es ihr nicht anders als ungereimt ſcheinen, daß die Nation es wagen werde, ſich ihren Anſprüchen zu widerſetzen. War ſie doch von Jugend auf gewöhnt, das Königreich als ein Erbtheil anzuſehen. Daß es eine Zeit gegeben hatte, wo ſie von ihrem Vater enterbt war, konnte in dieſen Vorſtellungen keine

Aenderung machen. Der mächtige Unwille eines Vaters kann das legitimſte Erbrecht zwar unterdrücken, keineswegeſ aber dadurch vernichten. Ueberdem hatte ja auch Heinrich, unter Autorität der Nation, in ſeinem Teſtamente ihr die Thronfolge zuerkannt, und dadurch über alle ſtreitigen Fragen durch ſeinen gewaltigen Machtſpruch hinaus gehoben.

Wiewohl ſie ihren Vater nie geliebt, vielmehr ihn in den letzten Jahren ihres Lebens herzlich gehaßt hatte, ſo hielt ſie ihn doch für ein Ideal eines großen Monarchen, und war ſtolz darauf, ſeine Tochter zu ſeyn. Vereinigte ſich dieß Gefühl nun mit dem angeerbten Stolze der Familie Ferdinands und Iſabellens von Spanien, und mit dem Vertrauen auf die Unterſtützung ihres Oheims, des Kaiſer Karls des Fünften; ſo mußten die Aufmunterungen Gardiners und ſeines Geſchäftträgers allerdings eine gute Aufnahme finden; ſie mußten entſcheidenden Einfluß gewinnen, ſobald die Gelegenheit und Thatigkeit es zuließ und erheiſchte.

Der Auffoderung des Geheimenraths, oder vielmehr dem Befehle des Herzogs von Northum-

derland zufolge, befand ſich Maria auf der Reiſe nach Greenwich, als ſie die Nachricht von dem Tode ihres Bruders erhielt. Wiewohl ſie ihre Reiſe eben nicht ſehr eilfertig fortgeſetzt hatte, ſo war ſie doch nur noch wenige Meilen von London entfernt. Arundels Brief traf ſie zu St. Edmunds Bury, wo ſie ſich einen Tag verweilte, weil einer ihrer Bedienten plötzlich mit einer heftigen Krankheit befallen, und noch an eben dieſem Tage geſtorben war. Da der Arzt ſeine Krankheit für die Peſt erklärte, und ſich ſehr bedenklich über einen zu befürchtenden Ausbruch dieſes ſchrecklichen Uebels, in und um London, äußerte: ſo ergriff die Prinzeſſin dieſen Vorwand, ſich in die etwas entferntere Grafſchaft Norfolk, nach dem feſten Schloſſe Keningshall, zurück zu ziehen.

Von hier aus eilten Briefe an alle ihre Anhänger in dieſer und den benachbarten Provinzen, worin ſie denſelben den Tod des Königs und ihre dadurch eröffnete rechtmäßige Thronfolge anzeigte, und ſie verpflichtete, fortan von Niemanden, als von ihr, Befehle anzunehmen. Zugleich enthielten ſie eine Auffoderung, zu ihr

nach Keningshall zu kommen, um ihre weitere Willensmeinung zu vernehmen, und ihr mit Rath und That behülflich und dienſtlich zu ſeyn.

Desgleichen ſandte ſie von hier aus ein Schreiben an den Staatsrath. Sie äußerte darin ihre Verwunderung, daß man ihr den Tod ihres Bruders noch nicht gemeldet, da doch keinem der geringſten Unterthanen, geſchweige denn irgend einem Mitgliede des Geheimenraths, ihr Recht zur Thronfolge unbekannt ſeyn könne. Dieſe Fahrläſſigkeit müſſe ſie daher nothwendig auf den Verdacht leiten, daß man über irgend einem ihr nachtheiligen Anſchlage brüte. Gleichwohl ſeye ſie bereit, weiter keine Nachfrage deswegen zu halten, dafern man unverzüglich Anſtalt mache, ſie in den Beſitz ihres rechtmäßigen Erbes und Eigenthums zu ſetzen.

Weit entfernt, die Folgen dieſer Schritte ruhig abzuwarten, ging ſie auf der einmal betretenen Bahn raſch fort. Man müſſe den Herzog von Northumberland und das Conſeil in die Nothwendigkeit ſetzen, meinte D. Hopton, der Nothwendigkeit zu weichen. Das beſte Mittel ſey dazu, ihm in den Provinzen zuvor zu kom-

men, und aus dieſen den Strom der öffentlichen Meinung, von allen Seiten, nach London zu leiten. Allen Magiſträten der größern und kleinern Provinzial-Städte wurde daher ein ähnlicher Befehl, als dem Geheimenrath, zugefertigt.

Vielleicht hätte es nicht einmal dieſer überraſchenden Auffoderungen bedurft, um ihre Abſichten zu erreichen. Sobald Eduards Tod und ſein Teſtament bekannt wurde, zeigte es ſich auch gleich, wie allgemein der Herzog von Northumberland gefürchtet und gehaßt, und wie wenig in dieſem Teſtamente die Saite der Volksſtimmung getroffen war, welche einen harmoniſchen Einklang mit den Abſichten des Herzogs gewähren konnte. Nicht nur die erklärten Anhänger Mariens und der katholiſchen Religion erkannten ihre Gerechtſame an und bemüheten ſich, dieſelben eifrigſt zu unterſtützen; ſondern auch mehrere vom Adel und dem Bürgerſtande, welche ihre Gegner geweſen, oder ſich um ihr Daſeyn und ihren Zuſtand bisher nicht bekümmert hatten. Daher übertraf der ſchnelle Erfolg ſelbſt die Erwartung Mariens, ſo zuverſichtlich dieſe

auch war. Die hochweiſen Magiſtråte der aufgefoderten Stådte folgten zum Theil unverzüglich der Auffoderung Mariens; zum Theil warteten ſie nur die officielle Bekanntmachung der eingetretenen Thronerledigung ab, um Marien als Königin auszurufen. Indeß ſammelte ſich in wenig Tagen ein Heer, größtentheils Freiwilliger, um Keningshall, und wurde überall eben ſo freiwillig und reichlich aus den benachbarten Stådten und Landſitzen mit Kriegsbedürfniſſen und Nahrungsmitteln unterſtützt, als es ſchnell an Anzahl und Muth zunahm.

Bey dieſem glücklichen Anſcheine glaubte nun Maria, gleich in den erſten Tagen, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Ihre Eitelkeit ſehnte ſich nach der Befriedigung ihrer Wünſche. Jede Stunde, welche die behutſame Zögerung verlangte, ſchien ihr ein Raub an ſich ſelbſt zu ſeyn, und reizte ihre Sehnſucht bis zur Ungeduld. Jeden Morgen, wenn ſie aufſtand, und jeden Abend, wenn ſie ſich niederlegte, gab ſie Befehl zum Aufbruch nach London, und åußerte ſich mißtrauiſch und unwillig gegen die, welche ihr davon abriethen, wenn ſie ihr auch ſonſt die

untrüglichſten Beweiſe ihrer Ergebenheit zeigten. Ihr Muth glich dem unbeſonnenen Knaben, dem die kindiſche Vorſtellung von ſeiner Kraft nicht zuläßt, die Stärke ſeines Gegners zu unterſuchen, und mit der ſeinigen genau zu vergleichen, ehe er es wagt, ihn anzugreifen.

Es koſtete den D. Hopton ſeine ganze Beredſamkeit, um ihre Ungeduld zu mäßigen. Dennoch hatten ſeine Gründe itzt weniger, als je, Gewicht für ſie, wiewohl er dieſelben hauptſächlich durch die Vorſtellung der Gegenpartey hernahm, welche ſie nothwendig an ihren Religionsgegnern haben müſſe. Hatte ſie vorher ſchon aus Mangel an Lokalkenntniß feſt geglaubt, daß die Partey der Proteſtanten an ſich nur klein, nur immer noch eine abtrünnige Sekte, und nur durch die Gewaltthätigkeiten einiger mächtiger Anhänger wichtig geworden ſey; ſo wurde ſie noch mehr in dieſem Wahn beſtätigt, da ſie manche der vorzüglichſten Beförderer derſelben unter ihren jetzigen Vertheidigern wahrnahm. Dieſe Bemerkung ſtellte ſie den Ermahnungen des D. Hopton beſtändig, mit gleicher Zuverſicht, entgegen, ohne ſich im mindeſten auf das einzu-

laſſen, was er dagegen einwandte. Es gehörte ganz die unerſchöpfliche Geduld dazu, in deren Beſitz dieſer Gewiſſensrath war, um ihr begreiflich zu machen, daß dieſe Ketzer ſchwerlich eine ſo günſtige Gelegenheit unbenutzt vorüberlaſſen würden, ohne ihr Verſprechungen abzudringen, wodurch ſie ſich gegen ihre erklärte Anhänglichkeit an das Papſtthum für alle Fälle würden ſchützen können.

War dieſer D. Hopton auch nicht eigentlich in der damals ſchon berühmten Geſellſchaft Jeſu aufgenommen, ſo war er doch nichts deſto weniger von demſelben Geiſte beſeelt, welcher jene ſchuf und belebte. So wenig er auch die Klippen verkannte, welche noch zwiſchen Marien und ihrem Ziele lagen, ſo ward er doch keinesweges dadurch abgeſchreckt, oder aus der Faſſung gebracht. Stand doch auf allen Seiten ſeiner Sittenlehre oben an das Sprüchlein: Noth kennt kein Gebot; und neben dieſem: haeretícis non ſervanda eſt fides. In dieſe Geheimniſſe ſuchte er die Prinzeſſin nach und nach einzuweihen, obwohl ihm auch hier ihr ſteifer ſtörriſcher Charakter Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in

den Weg legte. Dennoch gelang es ihm endlich, was er ſchon ſeit Jahren vorbereitet hatte, ihr einleuchtend zu machen: Verſprechungen koſteten ja weiter nichts, als Worte oder ein Blatt Papier, worauf ſie ausgeſtellt würden. Erfüllung könne man doch nicht eher fodern, als bis man ihr die Macht verſchafft haben würde, welche dazu nöthig ſey. Wäre ſie aber erſt im Beſitze dieſer Macht, dann hänge es ja von ihr ab, dieſe Erfüllung aufzuſchieben, ihr Verſprechen ſelbſt nach Gutbefinden zu drehen und zu wenden, oder daſſelbe mit einem Machtſpruche für immer zu vernichten.

Mit der Erlernung dieſer höhern Politik iſt es wie mit der Erlernung aller übrigen geheimen Wiſſenſchaften. Iſt der Eingeweihte nur den erſten Grad des neuen Lichts gewohnt, hat er nur auf der erſten ſchlüpfrigen Stufe feſten Fuß zu faſſen gelernt, ſo geht es raſch von Stufe zu Stufe, bis zur höchſten. Sobald Marie begriffen hatte, daß es nicht nur oft recht, ſondern ſogar oft Pflicht eines Regenten ſey, etwas zu verſprechen, was er nicht zu halten gedächte; ſo fand ſie auf einmal, daß ſie hierdurch den Schlüſ-

ſel zu allen Schlöſſern des Machiavelliſchen Weis-heitſchatzes erhalten habe. Mit Leichtigkeit folgte ſie nun ihrem Führer überall hin; mit zu-nehmendem Wohlgefallen bemerkte ſie immer mehr Vortheile und Handgriffe, welche die Re-gierungskunſt, wie ſie meinte, zu der leichteſten aller mechaniſchen Künſte machen müßten.

Nunmehr bedurfte es gar keiner ſonderlichen Mühe weiter, um ihr die Bequemlichkeit des Schlupfwinkels zu zeigen, welchen ihr, beſonders für ihre itzige Lage, der Lehrſatz darbot: ein Fürſt müſſe Anfoderungen, die er nicht würde verweigern können, durch Verſprechung und Be-willigung derſelben zuvorkommen. Das Publi-kum — wie in die augenfallend deutlich war nicht dieſe Demonſtration! — rechne ihm als-dann das wie eine Vergünſtigung, wohl gar wie eine Gnade an, wofür es ihm, abgefodert oder abgedrungen, nicht einmal gedankt haben würde. Sey es übrigens dadurch erſt wieder eingeſchlä-fert, ſo habe es dann mit der Erfüllung jener Verſprechen weiter keine Eile. Gegen eine zweite Anfoderung aber könne die erlangte und befeſtigte Gewalt ſchon ihre Maaßregeln nehmen.

Ein mäßig ſtarker Mann vermöge ja einen ſchla-
fenden Rieſen ſo zu feſſeln, daß ihn, wenn er
auch in ſeiner ganzen Kraft erwachte, ein Kind
leiten könne.

Von dieſer Stufe der Politik herab erſcholl
alſo durch die benachbarten Provinzen eine Pro-
klamation, worin Maria erklärte: daß ſie durch-
aus nicht die Abſicht habe, Veränderungen in
Rückſicht auf Religion und Gottesdienſt vorzu-
nehmen; vielmehr einen jeden bey ſeinem Glau-
ben zu ſchützen geſonnen ſey, dafern die Gnade
Gottes und die Treue einer edelmüthigen engli-
ſchen Nation ihr zu ihrem rechtmäßigen väterli-
chen Erbtheile verhelfen würde.

Mehrere kleinere und größere Ereigniſſe lieſ-
ſen nun Marien auch täglich mehr einſehen, wie
nöthig Behutſamkeit und das Abwarten des gün-
ſtigern Zeitpunkts ſey. Insbeſondere bewirkte
dieß ein Brief des Biſchofs Gardiner, worin er
ihr das Verhältniß des Conſeils und die Stim-
mung der Stadt London ſchilderte. Auf ſeinen
Rath, vertauſchte ſie nun auch ihren bisherigen
Aufenthalt mit dem feſten Schloß Flamlingham
in der Grafſchaft Suffolk.

In dieſer Provinz hatte der Haß gegen Northumberland ganz eigentlich ſeine Wurzeln. Hier war das Blut der Rebellen unter Kets Anführung gefloſſen, und wiewohl man ſich dem Sieger damals gern, als einem Retter, in die Arme warf; ſo fühlte man eben deshalb ſeine nachherige deſpotiſche Verwaltung hier auch um ſo drückender. Die Amneſtie, welche unter ſeinem Namen ausgieng, deckte bey weitem nicht Alle mit ihren ſchützenden Flügeln, welche Rechnung darauf gemacht hatten. Sobald Northumberland ſich der Verwaltung bemächtigt, empfanden Viele, daß Vergeben nicht immer Vergeſſen ſey. Nichtige, oder doch unwichtige Vorwände, entriſſen noch manchen ehemaligen Aufrührer ſeiner Hütte, um ihn an den Galgen zu knüpfen. Natürlich machten dieſe einzelnen Hinrichtungen zehnfach widrigere Eindrücke, als die Ermordung Tauſender, auf friſcher That, bewirkt haben würde.

Allerdings war daher wohl dieſe Provinz ſehr ſchicklich zum Mittelpunkte der Wirkſamkeit Mariens erwählt. Ueberdem war das Kaſtel, worauf ſie ſich niederließ, nahe an der Seeküſte, etwa zwanzig deutſche Meilen von London ent=

fernt. Dieſe Lage ſchien zur Erhaltung der Korreſpondenz mit dem feſten Lande ſehr begünſtigend, und ihr auch dann noch einen Ausweg zu ſichern, dafern, wider alles Hoffen und Erwarten, ein ungünſtiger Erfolg ſie nöthigen würde, ihr Heil in der Flucht nach Flandern zu ſuchen.

Sobald ſie ſich auf dieſer damals für unüberwindlich gehaltenen Feſte, und unter dem Schutz eines täglich wachſenden Heers befand, nahm ſie den Titel einer Königin von England an. Zugleich erließ ſie, mit dieſer Unterſchrift, ein Circularſchreiben an den geſammten Adel des Königreichs, worin ſie ihn auf das nachdrücklichſte auffoderte, daß er ſich bey ihr einfinden, und ihr, ſeiner Unterthans- und Lehnsverpflichtung zufolge, zu ihrem Rechte verhelfen ſollte.

Nichts iſt ungewiſſer und täuſchender, als die Vorausbeſtimmung deſſen, was von der Meinung und dem einmüthigen Entſchluſſe des vielköpfigen Geſchöpfs, welches man Volk nennt, abhängt. Leichter mag der Wetterbeobachter mit Unfehlbarkeit auf Tage und Stunden vorausbe-

ſtimmen können, was für chemiſche Veränderungen in der Atmoſphäre ſich ereignen werden, als der Staatsmann, auch bey der ſorgfältigſten Vorbereitung, mit Zuverſicht angeben kann, auf welche Weiſe in kritiſchen Fällen die Volksmeinung entſcheiden wird; es ſey denn, daß er ihr, durch Befehl und Gewalt, eine unwandelbare Richtung gegeben hat. Die Wirkungen mancher Demagogen ſcheinen dieſer Bemerkung zwar zu widerſprechen; allein ſie ſcheinen dies auch nur. Volksführer dieſer Art bekümmern ſich eben ſo wenig um die allgemeine Stimmung, als Deſpoten und ihre Diener. Eben ſo wenig als dieſe, laſſen ſie etwas auf eine ſolche Entſcheidung ankommen. Sie wollen, gleich Jenen, nur ihre Abſichten durchſetzen, und bedienen ſich dazu, gleich Jenen, der Gewalt. Was für Jene ein Heer regulirter und beſoldeter Truppen bewirkt, muß bey dieſen eine erkaufte Rotte ohnhoſigter Lotterbuben ausrichten. Selbſt nach der Zahl der Köpfe, würde dieſe bey weitem nicht den größten Theil des Volks ausmachen; wiewohl man nun das wüthende Gebrüll derſelben für die Stimme der Nation ausgiebt. Sey es auch, daß dieſelbe zuweilen mit in jenes wüſte,

erſchreckende Geſchrey einſtimmt; ſo wird ſie doch noch öfter durch daſſelbe in der Bruſt der Nation zurückgehalten werden.

In einem ganz andern Falle, als ſolche Demagogen und Deſpoten, befand ſich diesmal der Herzog von Northumberland. Hier kam es auf die ruhige Entſcheidung einer ganzen Nation, in einem allerdings ſehr zweifelhaften Falle, an. Zwar glaubte er dieſe Entſcheidung theils durch die Lage und Verhältniſſe der verſchiedenen Theile des Staats und der theilnehmenden Perſonen überhaupt, theils durch die unmittelbaren Bemühungen ſeiner Kreaturen und Anhänger vorbereitet. Er hielt ſich überzeugt, daß der Adel, der ſich bisher ſo unterwürfig gegen ihn gebärdet hatte, ſich auch in ſeinen Empfindungen, Vorſtellungen, Anſprüchen und Unternehmungen, ſeiner Willkühr und Macht ohne Rückbehalt unterworfen habe. Mit gleicher Zuverſicht ſetzte er voraus, daß alle die, ſo ſich bisher zur proteſtantiſchen Sekte bekennt hatten, auch im Herzen derſelben aufrichtig zugethan wären. Nach dieſer überwiegenden und für ihn entſcheidenden Mehrheit berechnete er nun

auch

auch die Mehrheit der Stimmen, welche auf die Seite der eifrig proteſtantiſchen Johanna fallen würden, ſobald es zum Moment der Entſcheidung zwiſchen ihr und der erzpapiſtiſchen Maria käme. Nach eben dieſer Art zu ſchließen, mußte es ihm ferner ausgemacht ſeyn, daß Maria eben ſo gehaßt und verachtet werde, als man ihr gehäſſig und verächtlich begegnete.

Nun iſt die Eitelkeit und Eigenliebe gemeiniglich in ſolchen Lagen und Verhältniſſen am geſchäftigſten. Ihr Werk war es daher unſtreitig, wenn der ſonſt ſo welterfahrne und menſchenkundige Northumberland, gleich einem Neulinge auf der erſten Ausflucht aus ſeiner Mutter Hofe, itzt alle Ehrfurchtbezeugungen, die ihm bisher auf jedem Schritte entgegen gekommen waren, als Beweiſe von Ergebenheit und perſönlicher Anhänglichkeit nahm; wenn er feſtiglich glaubte, ſeine Geſchäftsträger wären in der That ſo eifrig und wirkſam geweſen, als ſie ſich eifrig und geſchäftig geſtellt hatten.

Alle dieſe Schlußfolgen und Ueberzeugungen mußten ihn nun nothwendig in der Ueberzeugung befeſtigen, daß es der ſicherſte Weg zu ſeinem Ziele ſeyn werde, wenn er jede Gewaltthätigkeit

entfernte, und ſo ſeiner Wahl und Entſcheidung das Anſehen einer freyen Volksentſcheidung zu geben ſuchte.

Zwar konnte bey ihm, als einem Manne von ſo viel Scharfſinn, Beobachtungsgeiſt und Welterfahrung, die Selbſttäuſchung nicht ſo weit gehen, daß er ſorglos die Entſcheidung ganz allein ihrem eigenen Gange überlaſſen hätte. Er verhehlte ſich auch nicht, daß er Feinde und Widerſacher habe, und daß dieſe ſich zum Theil ſelbſt in dem Geheimenrathe befänden. Eben ſo wenig überſah er die Wandelbarkeit der Volksmeinung ganz, und daß allerdings von dieſer etwas zu befürchten ſeyn könnte, dafern dem Volke Veranlaſſung zu einem ſolchen Wechſel gegeben und Zeit und Gelegenheit dazu gelaſſen würde. Aber eben durch dieſe letzte Vorſtellung erhielt ſeine Vorſicht eine unglückliche Richtung. Woher konnte dieſer Stoß von außen anders ausgehen und Kraft genug erhalten, als von den Mitgliedern des Geheimenraths? Auch ſagte ihm, bey den Gedanken an dieſe, eine innere Stimme: daß ihm wohl ſchwerlich ein jeder ſo hold ſeyn könne, als die Geſichtsmuskeln es heuchelten. — Hieher richtete er aus dieſem Antriebe nun auch ſeine ganze Wachſamkeit. —

Wenn er hierin klug handelte, ſo irrete er vielleicht darin nur deſtomehr, daß er ſeine etwanigen Gegner durch Zwang verhindern wollte, ihm entgegen zu wirken. Unter dem Vorwande des nöthigen Schutzes der Königin, hielt er den Geheimenrath mit ihr zugleich im Tower eingeſperrt. Seine Beobachter mußten indeß die wahre Abſicht, welche er hinter dieſem Vorwande zu verſtecken ſuchte, leicht gewahr werden; wenn er ſie auch nicht durch mißtrauiſche Aeußerungen und Ermahnungen zur Standhaftigkeit und Treue bey jeder Zuſammenkunft deutlich genug verrathen hätte.

Was nun den großen Haufen anbetrifft, ſo gedachte er dieſen durch Ueberraſchung ganz außer Faſſung und folglich auch außer Wahl = und Handlungsſtand zu ſetzen. Meinte er doch Erfahrung genug zu haben, daß man dem Pöbel nur imponiren dürfe, um alles von ihm zu erlangen. Deshalb ließ er Johanna Grey ohne weitere Vorbereitung in London zur Königin ausrufen, und ſandte im Namen des Geheimenraths die gemeſſenſten Befehle, zu einer gleich ſchnellen Vollziehung dieſer Cärimonie, in alle Provinzen.

Das ſtumme Erſtaunen, womit der Londner Pöbel dieſe unerwartete Neuigkeit aufnahm, war ſchon nicht ganz die von ihm erwartete Wirkung. Daß aber Maria ihm in den Provinzen zuvorkommen, Manche zu einer ſo ſchnellen Anerkennung ihrer Rechte bewegen, Andere aber wenigſtens zur Unentſchloſſenheit und Zögerung veranlaſſen werde, ergab ſich gar nicht aus ſeiner Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten. Wie wäre dieß auch möglich geweſen, nach den Formeln, welche er in dieſer Berechnung als Axiome vorausſetzte und anwandte?

Waren nun dieſe Vorausſetzungen wenigſtens nur zur Hälfte wahr, ſo mußten natürlich auch die Folgerungen, die er aus denſelben zog, von dem Erfolg ſehr verlaſſen werden. — Maria war freilich nicht geachtet, noch weniger geliebt; allein Northumberland wurde gehaßt und gefürchtet. Behielt er unter der neuen Regierung die Adminiſtration — und wie war dieß anders zu erwarten, bey einer Königin, welche ihm ihre Erhebung zu verdanken hatte, und in dieſem Verhältniſſe des Alters und der Verwandtſchaft gegen ihn ſtand? — ſo hatte man alle Urſache,

noch einen uneingeſchränktern Deſpotismus von ihm zu erwarten, als man ſchon aus Erfahrung kannte.

Der Eindruck, welchen dieſe Vorſtellung auf die Gemüther machte, war eben ſo allgemein als tief. Johannens Liebenswürdigkeit konnte denſelben ſo wenig auslöſchen, als ſie im Stande war, jene Vorſtellung zu verſcheuchen. Blieb es doch ausgemacht, daß ſie ebenfalls ſich der gewaltigen Hand des Herzogs werde unterwerfen müſſen. Von Mariens Tyranney hatte man noch keine ſinnliche Anſchauung. Die Furcht vor derſelben ruhte nur auf einer Schlußfolge, und wurde nur von einem Vielleicht gehalten. Was Wunder alſo, daß die beſtimmte Vorſtellung von einer Gefahr, in welcher die Nation wirklich ſchwebte, dieſe unbeſtimmtere, ungewiſſere gar nicht aufkommen ließ? Von der Ausſicht eines unvermeidlichen Verderbens zurückgeſchreckt, blieb keine Wahl unter den Zufluchtsörtern. Gleich dem Wanderer, der in der erſten beſten, auch noch ſo ſchauerlich dunkeln Felſenkluft, die ihm aufſtößt, Schutz vor dem Ungewitter über ſeinem Haupte ſucht, warf ſich das Volk, um der ſchweren eiſernen Hand Northumber-

lands, die es an ſo mancher wundgedrückten Stelle fortwährend ſchmerzlich empfand, zu entgehen, in die Aerme Mariens. Der Rückblick des Schreckens vergönnte keinen Vorblick der Behutſamkeit. Man bemerkte nur, daß dieſe Aerme in der Stellung einer Rettenden ausgeſtreckt waren, und überſah die abſchreckende Häßlichkeit und die klauenartigen Krümmungen derſelben. Ueberdem ſtand das Erbrecht an der Seite dieſer Retterin, und verwies die Zweifelnden mit Nachdruck auf ihre Unterthanenpflicht.

Ein gleichgroßer Rechnungsfehler war auch in der Summe derer verſteckt, welche Northumberland, als entſchieden eifrige Proteſtanten, auch eben deshalb als ſeine und Johannens entſchiedene Anhänger, in Rechnung brachte. In der Täuſchung, die er freilich mit Cranmer und den übrigen Häuptern der Proteſtanten theilte, hatte er auf dieſe Weiſe eine große Pluralität der Nation zuſammen ſummirt, welche aber die Nachzählung des Erfolges nichts weniger als beſtätigte.

Bekannt hatte ſich freilich die Pluralität zur proteſtantiſchen Sekte, ſich auch äußerlich dem

Rituale derſelben ſelbſt vielleicht eifrig gemäß bewieſen. Allein hätte nur Northumberland in ſeinen eigenen Buſen geſchauet, ſo würde ihm die Bemerkung nicht haben entgehen können, daß man im Herzen ſehr indifferent ſeyn und ſich doch eben deshalb vielleicht nur deſto eifriger gebärden könne. Ein Schauſpieler hat es ja in ſeiner Willkühr, eben weil er ohne Leidenſchaft iſt, die Leidenſchaft, welche er darſtellt, ſo ſtark und in ſo hohem Grade durch ſeine Gebärden zu erkennen zu geben, als es ihm beliebt. Ließe ſich die Glaubenstemperatur ſo nach Skalen berechnen, als die Temperatur der Luft, oder hätte man dieſe Kunſt damals ſchon ſo verſtanden, als ſie uns itzt ** und ** gelehrt haben, und ſelbſt mit ſo vieler Untrüglichkeit üben; wie viele würden da nicht als ſolche erſchienen ſeyn, die, an ſich weder kalt noch warm, jede Temperatur der Luft annehmen, in welcher ſie athmen; unbekümmert darüber, woher ſie kömmt und wohin ſie fährt? Oder hätte man damals ſchon die Kunſt der Jeſuiten- und Katholikenriecherey verſtanden — eine Wohlthat, die freilich auch nur unſern Tagen aufbehalten blieb — wie viele

würde dann ein geübter Riecher als verkappte Papiſten heraus gefunden haben, die unter der Decke einer jeſuitiſchen Politik mit ihren Glaubensgenoſſen ſich nur enger verbanden, je ſicherer ſie dieſe erzwungene Vermummung ihr Spiel ſpielen ließ.

Beide Arten der Proteſtanten konnten nun wohl durch Mariens rechtgläubigen Eifer nicht ſehr erſchreckt werden. Was hatten ſie auch von den ausſchweifenden Aeußerungen deſſelben zu befürchten? Wenn nun zumal ihr itziges Betragen dem Wunſche und den Anſprüchen Mariens entgegen kam, ſo blieb das Vergangene bey dem Vergangenen.

Bey den aufrichtigen und ſelbſt eifrigen Anhängern der Reformation wirkte die Vorſtellung von der überwiegenden Ausdehnung und Stärke ihrer Partey vortheilhaft für die Abſichten Mariens. Wie konnte die Furcht vor ihrer Intoleranz bey dieſer Vorſtellung aufkommen? — Was durfte die Königin auch bey dem wüthendſten Verfolgungseifer wagen, wenn ihre Partey unter dem Adel, unter der Geiſtlichkeit und dem Bürgerſtande, wirklich ſo allgemein verbreitet

und mit dem unzerreißbaren Bande des Religionseifers zuſammengehalten wurde? — In ihren Augen war alſo die proteſtantiſche Kirche ein ſo feſtes Gebäude, daß die königliche Gewalt dieſelbe nicht erſchüttern könne, ja ſich nicht einmal an ſie wagen dürfe, wenn ſie nicht ſelbſt daran zerſchellen wolle.

In dieſer Meinung wurden ſie nun durch die zuvorkommende Erklärung Mariens, daß ſie die Verordnungen Eduards ohne Ausnahme in ihrer Gültigkeit und Rechtskraft laſſen werde, noch mehr beſtätigt. Sie legten Marien ihre Vorſtellungen als Bewegungsgründe zu dieſer Erklärung unter, und fanden ſich ganz und gar von aller Befürchtung entbunden. Forderte nun die Vorſtellung an das Erbrecht Mariens und die Befürchtung, für ſich, ſeine Perſon und Vermögen durch Zögerung etwas aufs Spiel zu ſetzen, einen ſchnellen und beſtimmten Entſchluß, ſo fällt von ſelbſt in die Augen, wohin das Zünglein in der Wage der Ueberlegung den Ausſchlag geben mußte.

Alle dieſe Beobachtungen waren indeſſen dem Herzog von Northumberland entgangen. Daher

wuchs nun der Unmuth auch deſto ſchneller, als die Hiobsposten ſich einander jagten, und ſeine Erwartungen ſo ohne Schonung und Rückſicht durchkreuzten. Heute brachte ein Eilbote die Nachricht, daß es den Anſchein habe, Maria werde ſich nicht ſo ohne Murren unterwerfen; morgen hieß es ſchon: ſie verſammle ein Heer, und der Zulauf zu ihren Fahnen ſey beträchtlich. Der folgende Tag ließ es nicht mehr zweifelhaft, daß die Prinzeſſin den königlichen Titel angenommen habe, auch als Königin in den Provinzen Norfolk und Suffolk anerkannt und öffentlich ausgerufen ſey; daß ſich täglich mehrere der Angeſehenſten von Adel zu Keningshall-Kaſtel bey ihr verſammelten, und das Volk ſchaarenweis zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergriffe. Andere Zeugen betheuerten bey näherer Nachforſchung: das Heer der Prätendentin ſey bereits über 12000 Mann ſtark; allgemeiner Muth und Eifer beſeele es, und überall höre man die lauteſten Verſicherungen der Entſchloſſenheit, Blut und Leben für die Tochter Heinrichs des Achten und die Schweſter des vielgeliebten Königs Eduard zu wagen.

Wenn der Erfolg unſere zuverſichtlichſten Erwartungen ſo geradezu durchkreuzt, ſo koſtet es Mühe, uns ſogleich von der Wirklichkeit deſſelben zu überzeugen. Daher kamen dieſe Nachrichten dem Herzog, ihrer Zuverläſſigkeit unerachtet, anfangs ſo unglaublich vor, daß ſie ihn einige Tage unthätig ließen. Höchſtens, hatte er befürchtet, werde Maria einen neuen Verſuch wagen, nach Flandern zu ihrem Oheim zu entfliehen. Dahin hatte er denn auch, wie es ihm ſchien, mehr als hinlängliche Vorſichtigkeitsmaaßregeln genommen. Um ihr dieß etwanige Projekt zu vereiteln, kreuzte ſchon längſt eine Eſkadre an der Küſte von Norfolk. Aber eben dieſe Vorkehrung ſollte die Summe der unbegreiflichen Ereigniſſe vollzählich machen. Ein abermaliger Unglücksbote traf mit der Nachricht ein, daß der Commandeur dieſer Eſkadre, auf deſſen Treue er vor allen andern rechnete, ſich ebenfalls für die Prätendentin erklärt habe.

Dieſer letzte Schlag war zu ſchmerzhaft, als daß er ihn nicht aus ſeiner ſchlaffen Unthätigkeit hätte wecken ſollen. Er konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß ſein Spiel mißlich ſtehe; ob er

gleich noch immer nicht begreifen konnte, wie es, bey ſeiner Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit, dahin habe kommen können. Sein Blick wurde nun durch dieſe wiederholten Reizungen von ſich ſelbſt losgeriſſen und auf ſein äußeres Verhältniß gerichtet. Ueberraſcht und beſtürzt wie einer, der plötzlich aus einem ſüßen Schlafe erwacht, auf der einen Seite einen tiefen Abgrund, und auf der andern ein wildes Thier erblickt, ſah er ſich in der Nothwendigkeit, entweder ſeine Plane aufzuopfern und ſich ſeiner Gegnerin auf Gnade und Ungnade zu Füßen zu werfen, oder ihr mit einem Heere entgegen zu gehen.

War er itzt noch weit entfernt, ſich zu dem erſten zu entſchließen, ſo fühlte er doch ganz das Unangenehme der zweiten Nothwendigkeit. Ein Bürgerkrieg dieſer Art, er mochte ausfallen wie er wollte, mußte immer ſchädliche und gehäſſige Folgen zurück laſſen. Mißtrauen hatte nunmehr ganz und gar in ſeinem Herze die Stelle der Zuverſicht auf ſich ſelbſt eingenommen, und flü-ſterte ſeinem Geiſte unaufhörlich mit einer Ge-ſpenſterſtimme zu: daß der Ausgang eines ſol-

chen Krieges unter dieſen Umſtänden im höchſten Grade mißlich und ungewiß ſey.

Aus eben dieſer Quelle entſprang nun auch eine faſt ängſtliche Vorſichtigkeit in allem, was er von dieſem Tage an unternahm. Immer ungeſtümer und läſtiger drängte ſich ihm die Vorſtellung auf, daß es die Erreichung des Ziels im Grunde um Nichts mehr ſichere, wenn man ihm auch bis auf wenige Schritte nah gekommen ſey; zumal wenn dieſe wenigen Schritte durch eine Kluft oder ein Felſenſtück aufgehalten würden. Hieraus ging nun eine Ahnung, wie ein erſchütternder Fieberfroſt, hervor: daß er bey dieſer Unternehmung ſeine jetzige Größe, ja ſelbſt ſein Leben auf das Spiel ſetze. So abſichtlich ſeine Eitelkeit in den letzten Jahren ſeiner Allgewalt dieſelbe bey jeder Gelegenheit öffentlich zur Schau getragen hatte; ſo ängſtlich vermied die Behutſamkeit von dieſer Zeit an jeden Schein von anmaßender und überwiegender Wirkſamkeit. Alle Anordnungen mußte der Geheimerath beſchließen; alle Befehle unmittelbar von dieſem abgefaßt und in pleno unterzeichnet werden. That er ja Vorſchläge, oder ermahnte er auch

wohl das Conſeil zur Thätigkeit und Standhaftigkeit, ſo ſah bey den erſtern das ängſtliche Bemühen, jeden Anſchein von perſönlichem Intereſſe zu vermeiden, überall hervor, und in den letzten ſuchte er vergebens die Sprache des Mißtrauens hinter den Betheurungen einer gewiſſenhaften Achtung vor dem Teſtamente Eduards, und des Eifers für das Intereſſe der Religion, zu verſtecken.

In dem Geheimenrath war Cranmer übrigens der Einzige, der einige Vorſtellungen gegen die Kriegsrüſtungen wagte. Da ihn ſeine eidliche Unterſchrift einmal an das Teſtament Eduards band, ſo hatte er ſich auch den Berathſchlagungen, welche die ſchwierige Vollziehung deſſelben erforderte, nicht entziehen wollen. Seine Gegenwart war indeß von weniger Wirkſamkeit und noch geringerm Einfluß. Von dem Augenblick jener Unterſchrift an, welche ihm die Thränen und Bitten Eduards abdrangen, hatte ihn ein beunruhigendes Gefühl nie ganz verlaſſen. Zum erſtenmale in ſeinem Leben, war er nach

einer Handlung noch uneins mit ſich ſelbſt geblie⸗ben, ob er ſie hätte begehen ſollen oder nicht. Je mehr er darüber nachdachte, deſto ungewiſſer wurde er darüber, und deſto höher ſtieg die Un⸗zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Allmälich neigte ſich ſein Nachdenken entſchieden zu dem Reſultat: daß er Unrecht daran gethan habe, ein Teſta⸗ment zu unterzeichnen, und durch ſeine Autori⸗tät rechtskräftig zu machen, deſſen Unrechtmäßig⸗keit ihm jetzt auf das helleſte einleuchtete. Jede neue Schwierigkeit in der Ausführung deſſelben ſchien ihm ein Beweis mehr zu ſeyn, daß Got⸗tes Wille und Fügungen nicht mit den Maaßre⸗geln des Geheimenraths übereinſtimmten.

Hatte er ſchon bey der Entwerfung des Te⸗ſtaments anfangs geäußert, man müſſe der Vor⸗ſehung nicht vorgreifen wollen; ſo brachte er dieß Argument itzt gegen die Vertheidigungsanſtalten mit erneuerter Stärke vor. »Billige die Vorſe⸗hung die Wahl der Johanna,« ſo ſchloß er, dann werde ſie auch ſchon Mittel finden, die⸗ſelbe auf dem Throne zu erhalten. Daher müſſe man dieß geruhig abwarten.«

So weitläuftig er dieß auch ausführte und von allen Seiten her ins helleſte Licht zu ſetzen ſuchte, ſo wenig achtete man darauf. Alle übrige Mitglieder ſchienen von dem lebhafteſten Drang hingeriſſen. Daher beantwortete man den Vortrag des Erzbiſchofs nur durch das mitleidige Lächeln, womit die Selbſtgenügſamkeit eines ſogenannten ſtarken Geiſtes die Aeußerungen des frommen Aberglaubens zu beantworten pflegt. Ohne Stimmenſammlung wurde beſchloſſen: in der größeſten Eile gemeinſchaftlich eine Armee zuſammenzubringen, um — ſo äußerte man ſich allgemein — den Haufen Lumpengeſindels, der ſich um die Unruhſtifterin Maria geſammelt habe, zu zerſtreuen, ſie ſelbſt aber in den Tower in ſichere Verwahrung abzuholen. Die Anführung der Truppen wurde auf Northumberlands Vorſchlag dem Herzog von Suffolk übertragen. Wer konnte auch wohl ein näheres Anrecht daran haben, als der Vater der Königin, die man durch dieß Heer beſchützen wollte?

Cranmer wagte noch einmal Vorſtellungen gegen dieſen Beſchluß. Mit vieler Wahrheit und Stärke zeigte er das Schreckliche eines innerlichen

Krie-

Krieges, und wie es unmöglich die Abſicht der Vorſehung ſeyn könne, durch Ströme von Menſchenblut ihr Reich auf Erden zu beſchützen. Ihrer Macht könne es nicht an Mitteln fehlen, die Königin Johanna und die proteſtantiſche Kirche zu erhalten, wenn es ihr Weisheit für gut finde. Habe ſie doch David einſt aus ſo nahen Gefahren gerettet, und ihn auf den Königsſtuhl über Iſrael geſetzt, wiewohl er ſchon als ein verlaſſener Flüchtling umhergeirret ſey. »Wäre es aber im Rathe Gottes anders beſchloſſen (und eine innere Stimme ſage ihm dieß täglich lauter), ſo würde auch jede Widerſetzlichkeit eine Empörung wider Gottes Willen und Allmacht ſeyn.« —

Cranmer hatte noch nicht vollendet; aber Northumberland runzelte die Stirn, und dadurch wurden mehr als zehn Stimmen in Bewegung geſetzt, die den Redner zugleich unterbrachen, um ſeinen ſanften ruhigen Vortrag niederzuſchlagen.

Noch einmal ſtrebte der Erzbiſchof gegen die Uebermacht an, und noch einmal wurde er durch ein ungeſtümes unregelmäßiges Geſchrey zurück-

gedrängt. Zuletzt erhob er ſich in ſeiner ganzen Würde, und ſein majeſtätiſches Anſehn verbreitete ein ehrfurchtvolles Schweigen um ihn her; wiewohl es Abſicht war, ihn nicht wieder zu Worte kommen zu laſſen. Da ſtand der ehrwürdige Greis, legte die Hand auf ſein Herz, und hob die Augen gen Himmel. »So komme denn das unſchuldige Bürgerblut, was vergoſſen wird, auch allein über die, ſo leichtſinniger Weiſe dieſen unmenſchlichen Rathſchluß faßten. Ich bezeuge, vor den Augen des dreieinigen Gottes, daß ich keinen Antheil daran habe und fortan nicht nehmen werde.«

Indem er dieß ſagte, quoll eine Thräne in ſein Auge; ſeine Stimme hatte einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Ernſt und Rührung; er ſchaute langſam von Antlitz zu Antlitz, und verließ dann die Verſammlung, um ſie ohne beſondere Auffoderung nicht wieder zu beſuchen.

Dieß Betragen des Erzbiſchofs machte allerdings einen ſtarken momentellen Eindruck auf die Gemüther der meiſten Räthe. Zu einer weitern Wirkſamkeit konnte es gleichwohl nicht gedeihen, weil die Furcht vor Northumberland

ihre Herzen zu deſpotiſch beherrſchte. Einige Bemerkungen Arundels über die Grillen des alten furchtſamen und ſchwärmeriſchen Mannes (Ausdrücke ſeines unedlen Spottes) brachten vollends alles wieder ins alte Gleis, und die Kriegsrüſtung wurde förmlich beſchloſſen.

Dieſe Beſchlüſſe und Befehle waren ausgefertiget, dadurch aber freilich noch nicht gleich in Ausführung gebracht. Woher ſollte man zu einer Zeit, wo es keine ſtehenden Armeen gab, plötzlich ein namhaftes Heer, im marſchfertigen Stande, auf die Beine bringen? — Gleichwohl hat dieſe Schwierigkeit mehr Schein als Realität, ſo erheblich ſie in unſern Tagen auch ſeyn würde. Wäre der Wille der Geheimenräthe und übrigen mächtigen Edlen und geachteten Ritter ſo lebendig geweſen, als ihre Aeußerungen lebhaft waren, ſo hätte in wenig Tagen ein beträchtliches Heer verſammelt ſeyn können. Als Lehnsträger der Krone, war der Adel verpflichtet, in dringenden Fällen, auf ſeine Koſten Truppen anzuwerben. Der Geheimerath und die Verwandte und Hofleute Johannens enthielten aus den mächtigſten Baronen des Reichs. Sie konnten

alſo viel thun, wenn ſie wollten. Hieran erinnerte ſie auch Northumberland, und erhielt die lebhafteſten Betheurungen zurück, daß es dieſer Ermahnung nicht bedürfe, weil ſie ſich ſämmtlich von ihrer Pflicht lebhaft durchdrungen fühlten. Man eilte, dieſe Verſicherungen auch durch Befehle und Vollmachten zu Werbungen und Herbeyſchaffung der Kriegsbedürfniſſe thätig zu beſtätigen.

Gerade jetzt, da die ganze Verſammlung von Eifer für Johannen und die Abſichten des Herzogs von Northumberland glühete, ſaß in ihrer Mitte die kalte Verrätherey, gleich dem Salamander in den Flammen, und bereitete den giftigen Saft, der die Gluth löſchen ſollte, ſobald ſie es für gut finden würde. Noch immer lebte die Erinnerung in des Grafen Arundels Gedächtniſſe fort, daß der Herzog ihn einſt ſo ſchlecht für ſeine Handlanger-Arbeit, bey der Untergrabung und dem Sturz der Regentſchaft des Herzogs von Somerſet, gelohnt hatte. Der Vorſatz, ſich zu rächen, war ſeitdem nicht einen Augenblick aus ſeiner Seele gewichen; wiewohl von

dem Tage ſeiner Befreiung an, Niemand dem Herzog inniger ergeben zu ſeyn ſchien, als er. Ein Meiſter in der Kunſt des Verbergens, bedeckte er, auf eine bewundernswürdige Weiſe, mit Schmeicheley, Aufmerkſamkeit und Unterwürfigkeit die Fußangel, die Northumberland auf ſeiner Laufbahn, nah am Ziele, aufhalten, und kraft- und hülflos in die Gewalt ſeiner Gegnerin liefern ſollte.

Um dieſen Plan durchzuführen, war es nöthig, wenigſtens die meiſten und thätigſten der übrigen Räthe darauf vorzubereiten, ehe er ihn merkbar werden ließ. Mit der zunehmenden Macht Mariens wuchs auch die Gefahr der itzigen Regierung, und mit dieſer die Gefahr eines jeden einzelnen Mitgliedes des Geheimenraths. Gefahr weckt den Trieb nach Rettung, und je lebhafter das Gefühl der Gefahr iſt, deſto weniger ſchwierig wird die Ueberlegung in der Wahl der Rettungsmittel. Jenes Gefühl nun ſobald als möglich zu dem nöthigen Grade der Lebhaftigkeit zu bringen, dahin arbeitete Arundel zuförderſt. Unter dem Vorwande, zu einer nachdrücklichen Unterſtützung aufzumuntern, ſchil-

derte er die Mißlichkeit der Lage der Königin und des Geheimenraths mit den lebhafteſten Farben. Seine Darſtellung war künſtlich genug ſo eingerichtet, daß ſie mehr Beſorgniß als Muth erregte. Er wußte die Gefahr ſo groß und furchtbar auszubilden, und ihr dann die Rettungsmittel ſo winzig und kraftlos gegen über zu ſtellen, daß ſchon dieſer Kontraſt allein den feſteſten Muth hätte wankend machen können. Die Wirkung dieſes erſten Verſuchs auf die Gemüther ſeiner Zuhörer belohnte ſeine Bemühung ſichtbar, und dieſe Belohnung ward zu einer dringenden Aufmunterung, die Bemühungen zu verdoppeln.

Northumberland und Suffolk hatten indeſſen in und nahe um London einige Mannſchaft zuſammengebracht. In der Hoffnung auf einen baldigen erheblichen Zuwachs wurden dieſe in marſchfertigen Zuſtand geſetzt, und auch der Tag zu ihrem Ausmarſch beſtimmt. Dieſer Zeitpunkt war äußerſt wichtig für die Abſicht Arundels. Erhielt Suffolk das Commando, ſo war freilich von ſeiner Geiſtesarmuth, ſeiner mangelhaften Kriegserfahrung und der wenigen Achtung, in welcher er bey den Kriegern ſtand, mit ziem-

licher Sicherheit vorherzuſehen, daß Sieg und glücklicher Erfolg ſich auf die Seite Mariens neigen werde. Setzte ſich dann dieſe, als Ueberwinderin, in den Beſitz des Throns, ſo war freilich Northumberlands Untergang gewiß. Allein wie war, in dieſem Falle, der Untergang aller Mitglieder des Geheimenraths von dem Verderben Northumberlands zu trennen? War er der Rädelsführer, ſo waren ſie ſeine Spießgeſellen; und mußten ſie alſo nicht Theilnehmer ſeines Schickſals werden? — An Rechtfertigung oder Entſchuldigung war hier eben ſo wenig zu denken, als an Begnadigung. Eduards Teſtament, in Verbindung mit ihrem bisherigen Verfahren, redete zu laut gegen ſie, und Mariens Charakter war zu bekannt und bewährt.

Nun hatte Arundels Rachbegierde aber gar nichts von derjenigen, die ſich ſelbſt gern aufopfert, wenn ſie nur dadurch auch den Gegenſtand ihres Haſſes zu Grunde richtet. Er wünſchte eben ſo lebhaft, ſich Marien verbindlich zu machen, als ſeine Rache zu ſättigen. Der doppelte Triumph, Diejenige zu ſtürzen, welche Northumberland gehoben hatte, und Die zu erheben, wel-

che er unterdrücken wollte, mußte einen doppelten Genuß gewähren. Allein die Ausſicht, welche durch den Umſturz dieſes politiſchen Koloß, der bisher überall im Wege geſtanden, in die Regierung Mariens eröffnet wurde, hatte doch gewiß nicht mindern Reiz für den Ehrgeiz und die Eitelkeit Arundels.

Nun erfoderte aber ein ſo großes Werk, wie leicht zu erkennen, eine lebhafte und ſchnelle Wirkſamkeit, die einem ſo ſcharfſichtigen Auge, als Northumberlands, nicht anders, als durch die Entfernung deſſelben entzogen werden konnte. War auch alles noch ſo gut vorbereitet, ſo konnte ſeine Gegenwart allein hinlänglich ſeyn, jede entſcheidende Unternehmung zu verhindern, oder zu vereiteln. Die Entfernung des Herzogs war alſo durchaus nothwendig; die Anführung der Armee aber nur das einzige Mittel dazu. Dieſe mußte ihm alſo zugeſpielt werden, und der Streich gelang eben ſo glücklich, als er ſchicklich ausgedacht war.

Gelehrſamkeit und Weltklugheit finden ſich nur ſelten zuſammen auf dem Wege des Lebens. Jene wird in der Einſamkeit erzeugt und erzo-

gen; dieſe mitten in dem Gedränge der Welt. Nur einer langen Lebensdauer und mannichfaltiger Uebung kann es gelingen, ſie in Verbindung mit einander zu ſetzen. Zu dieſen Auserwählten gehörte nun Johanna nicht.

Von Kindheit an mit der zu genau verbunden, die ihr itzt nicht nutzen konnte, hatte ſie die vernachläſſigt, oder richtiger, nicht einmal durch Beobachtung bey Andern kennen gelernt, die ihr allein itzt, auf dieſem ſchlüpfrigen Pfade, eine ſichere Gefährtin hätte ſeyn können. Die Stelle derſelben nahm nun die verrätheriſche Liſt Arundels ein, und umſchlang ihre jugendliche Phantaſie mit glatten geſchmeidigen Worten. Nur zu leicht verwickelte ſich ihr heroiſcher Tugendſinn in dieſe Schlingen. Wie konnte das Muſter einer guten Tochter zugeben, daß ihr Vater ſich für ſie einer Gefahr ausſetzte? Bey dem nächſten Morgenbeſuche Northumberlands kündigte ſie ihm an, daß ſie ihren Vater nicht von ſich laſſen könne, und wenn ſie auch noch heute wieder vom Throne herabſteigen müßte. — Die Gefahr war dringend; die Königin unbeweglich entſchloſſen; Suffolk fand ſich in den

Willen ſeiner Tochter; was blieb Northumber-land übrig, als das Anerbieten, die Anführung der Armee ſelbſt zu übernehmen? Die Hofſchranzen brachen in tönende Lobpreiſungen der unvergleichlichen Kindesliebe und erhabenen Geſinnungen der Königin aus, und Northumberland ſah ſich genöthiget, mit einzuſtimmen, wiewohl er im Herzen die romantiſchen Grillen verwünſchte, welche ihr, wie er meinte, den Kopf verrückt haben müßten.

Suffolk erhielt nun die Beſtallung eines Beſchützers der geheiligten Perſon der Königin, und da Ruhmſucht und Durſt nach großen Thaten ihm keine ſchlafloſen Nächte machten, ſo war er ſehr wohl damit zufrieden, ſie in ſeiner Bequemlichkeit zubringen zu können.

Zum erſtenmale, ſeit langer Zeit, ſah ſich Northumberland in dem Falle, ſeinen Willen, ſogar in der Diſpoſition über ſeine Perſon und der Beſtimmung ſeiner eigenen Handlungen, unmittelbar der Nothwendigkeit unterwerfen zu müſſen, und dieß vermehrte die bösartige Laune, die ſchon ſeinen Geiſt, wie ein vergiftender Dunſt die Lunge, erſchlaffend durchdrang. Gleichwohl

wandte er itzt ſeine Hauptſorge dahin, Andern zu verbergen, was er ſich ſelbſt gern verborgen hätte. Sein verwöhnter Stolz machte mehr als einen Verſuch, dieß ungewohnte Joch abzuſchütteln; allein die Klugheit ergriff noch ſtets zur rechten Zeit den Zügel.

Unmittelbar aus dem Zimmer der Königin rief ihn die Stunde der Geheimenrathsſitzung in den Verſammlungsſaal. Mit erzwungener Heiterkeit trat er ein, und erklärte ſogleich den Willen der Königin, und was für ein Entſchluß durch denſelben in ihm veranlaßt ſey. Seinen Verdruß verbarg er noch immer geſchickt genug hinter einer lebhaften Schilderung der Freude, ſo er darüber empfinde, die Wünſche der anbetungswürdigen Monarchin befriedigen und ihr das Vergnügen verſchaffen zu können, ihren Herrn Vater ſicher bey ſich, und ſich unter ſeinem untelbaren Schutze zu wiſſen. »Es ſey beides ſo natürlich und zugleich ſo delikat,« ſetzte er hinzu, »daß er ſie deshalb noch mehr verehren würde, wenn ſeine Gefühle für ſie noch eines Zuſatzes fähig wären. Mit Freuden ſey er bereit, ſein Leben für ihren Dienſt und ihr Vergnügen auf-

zuopfern.« Sodann erklärte er, daß er mit ſeinem Antheil der Truppen bereit ſey, ſich in den Marſch zu ſetzen. »Ich hoffe nun, den ſo oft in der Verſammlung durch Worte zu Tage gelegten Eifer,« fuhr er fort, »auch itzt durch die That bewährt zu finden. Da itzt jeder Tag, den die Zögerung hinnimmt, ein unerſetzlicher Verluſt iſt, ſo müſſen wir eilen, dem Feinde der Ruhe entgegen zu gehen, um ihm zu zeigen, daß wir entſchloſſen ſind, mit Ernſt und Nachdruck ſeinen geſetzwidrigen Anmaßungen Einhalt zu thun. Ich habe daher den dritten Tag von Heute, zum Abmarſch angeſetzt, und rechne nun auf die verſprochene Unterſtützung.«

Dieſe Erklärung und Auffoderung ſchien die meiſten Glieder der Verſammlung in Verlegenheit zu ſetzen, da die verſprochenen Truppenbeyträge nichts weniger als in Bereitſchaft waren. Statt ihrer wurde ſeiner Auffoderung ein vollſtimmiges Chor emphatiſcher Lobeserhebungen des patriotiſchen Eifers, von welchem der Herzog beſeelt ſey, dargebracht. Die Eitelkeit ſpielt nicht ſelten gegen den Verſtand die Rolle einer vielvermögenden Maitreſſe. Auch ihr werden meiſtens

die Opfer gebracht, wodurch man jenen in ſein Intereſſe ziehen will. Nach dieſer Huldigung des Verdienſtes, wagte man es nun durch das Bekenntniß ſeiner eigenen Verdienſtloſigkeit dieſelbe nur noch zu erhöhen. Freilich beſtand dieß nur in Klagen über die Fahrläſſigkeit derer, welche die Aufträge zu den Werbungen der Truppen erhalten hatten. Auch unterließen die Redner nicht zu bemerken: da ſie ſelbſt nicht in Perſon ſie betreiben könnten, hofften ſie auch, der Herzog ſowohl als der Königin Majeſtät würden dieſe Verzögerung ihnen nicht zur Laſt legen, oder wohl gar ihnen dieſelbe als einen Mangel an Patriotismus und ehrerbietiger Ergebenheit gegen die Königin anrechnen.

Der Herzog von Northumberland fühlte den verſteckten Vorwurf, der für ihn in dieſer Entſchuldigung lag, gar wohl. Dennoch fand er es itzt weniger als je für rathſam, den Zuſtand der Haft, worin er den Geheimenrath hielt, aufzuheben; weil der Argwohn ſich itzt ſtärker als je in ihm regte. Uebrigens konnte er eben ſo wenig über einen Bruch des gegebenen Worts klagen, als er länger auf die unbeſtimmte Erfüllung deſ-

ſelben warten durfte. Da ihm überdem ſeine Eigenliebe noch immer vorſpiegelte: es würden ſich Schaaren über Schaaren zu ſeiner Fahne ſammeln, wenn er ſich nur erſt in den Provinzen ſehen ließe; ſo erklärte er endlich: daß dieſe unangenehme Umſtände keine Aenderung in ſeinem Entſchluß, ſich am dritten Tage mit ſeinem kleinen Heere in Marſch zu ſetzen, machen würden. Er fügte die dringende Bitte hinzu, daß die Lords doch die Werbungen, durch wiederholte und geſchärfte Ordres, ſo viel möglich befördern möchten; damit ihre Contingente ihm wenigſtens gleich nachfolgen, und zur rechten Zeit ihn, an einem zu beſtimmenden Orte, einholen könnten. Eine allgemeine lebhafte Betheurung ſcholl ihm hier aufs neue entgegen.

Der Herzog war nun im Begriff, die Verſammlung zu verlaſſen, als ihn auf einmal heftiger und widriger als bisher, die Ahnung von den traurigen Folgen, die ſeine Entfernung für ihn und ſein großes Werk nach ſich ziehen könnte, zu ergreifen ſchien. Er wandte ſich plötzlich um und ſchaute mit einem unruhig forſchenden Blicke in der Reihe der Lords umher. Nach einem

Schweigen von einigen Sekunden, rief er mit unverkennbarem Ausdruck deſſen, was in ihm vorgieng:

»Mylords, Ihr wißt, wie ſehr mir das Wohl »der Königin am Herzen liegt. Ich muß nun »die Sorge für ihre Beſchützung Euch überlaſſen. »Ich rechne auf Eure Treue und Sorgfalt! Ich »bitte und ermahne Euch, Mylords, ſo dringend »und herzlich, als es mir möglich iſt, mit der »angeſtrengteſten Sorgfalt für ihre geheiligte »Perſon zu wachen. — Wenn Ihr irgend ein »Unfall begegnete« — ſetzte er mit Heftigkeit hinzu, indem er ſich ganz zu vergeſſen ſchien — »bey Gott! Ihr alle ſollt mir dafür verantwort»lich ſeyn!« —

Die Lords ſahen ſich einander an und ſchwiegen. Aber Arundel nahm mit eben ſo viel Ruhe das Wort, als der Herzog unruhvoll geendet hatte:

»Dieſe Aeußerung, Mylord,« ſagte er, »iſt »uns ein ſchätzbarer Beweis mehr von Eurem »patriotiſchen Eifer. Eure Ermahnung verdient »daher unſern wärmſten Dank; wiewohl uns un»ſer Gefühl ſagt, daß es derſelben nicht bedürfe.

»Ziehet ruhig und getroſt in Gottes Namen, und »ſeyd verſichert, daß Euer Beyſpiel uns ſtets zum »Leitſtern dienen werde. Wir fodern Euch auf, »unſer Verhalten zu richten, wenn Ihr heimkehrt; »und der ſey Euch und der ſtrengſten Gerechtigkeit »hingegeben, der nur im geringſten ſeine Pflicht »für das Vaterland und eine ſo erhabene liebens- »würdige Königin vergeſſen könnte.«

Kaum hatte er geendet, als die Ankunft der Königin angekündigt wurde. Unmittelbar nachher trat ſie, von ihrem Vater und Gemahl begleitet, in die Verſammlung. Man ſah es ihrem Anſtande an, daß ſie daran dachte, ſie ſpiele itzt die Rolle einer Königin. Unter den tiefſten Ehrfurchtbezeugungen aller verſammelten Räthe ließ ſie ſich auf dem Throne nieder. Ihr Gemahl und ihr Vater nahmen, als die erſten Vaſallen, an den Seiten des Throns, auf den niedrigern Stufen ihre Plätze.

Eine aufmerkſame feierliche Stille herrſchte itzt durch die ganze Verſammlung. Die unverwandten Blicke Aller ſchienen, für die angeſpannteſte Erwartung, jedes Wort, ſobald es die ſchönen Lippen Johannens verlaſſen würde,

auf-

auffangen zu wollen, ob man gleich allgemein wußte, welches der Inhalt ihres Vortrags ſeyn würde.

Die gute Johanna hörte ſich ſelbſt ganz gern reden, weshalb ſie denn auch nicht lange auf ihren Vortrag warten ließ. In einer ſehr wort- und phraſenreichen Anrede zeigte ſie dem Geheimenrathe an: »Wie ſie mit der ſchmerzlichſten Rührung erfahre, daß es nöthig ſey, einige Truppen zur Wiederherſtellung der Ruhe des Reichs auszurücken zu laſſen. Wiewohl ſie das Vertrauen erkenne, was der Geheimerath ihrem Vater dadurch erzeige, daß er ihn zu dem Commando dieſes Heers in Vorſchlag bringe, ſo könne ſie doch, aus der natürlichen Beſorgniß einer zärtlichen Tochter, nicht wohl ihre Zuſtimmung dazu geben. Deshalb habe ſie für gut befunden, von dem edlen Anerbieten des Herzogs von Northumberland Gebrauch zu machen, und ſie halte ſich ſo wie den Geheimenrath überzeugt, daß die Befehlshaberſtelle in keine beſſern Hände gelegt werden könne.«

Ehe noch der Herzog, in ſeiner itzigen Zerſtreuung, auf dieſen für ihn ſchmeichelhaften Vortrag eine, für die Königin eben ſo ſchmei-

chelhafte Antwort finden konnte, rief der Graf Arundel, ſich gleichſam in der Begeiſterung vergeſſend: »Wir alle, Ihro Majeſtät, ſind ſo eben »von der lebhafteſten Bewunderung hingeriſſen, »ſowohl über die zärtliche Sorgfalt Ew. Maje»ſtät, als auch über die Bereitwilligkeit, womit »ſich der Herzog von Northumberland zu dieſer »gefahrvollen Expedition hergiebt. Er äußerte »ſo eben, wie er ſich nie ſo glücklich gefühlt habe, »als eben itzt, da er Ew. Majeſtät das Vergnü»gen zu verſchaffen im Stande ſey, Dero Herrn »Vater in Sicherheit und bey Sich zu ſehen. Er »hoffe, daß dieſes drohende Ungewitter bald auf»gelöſt, und am Horizonte Ihres Reichs ver»ſchwunden ſeyn werde. Mit der erhabenſten »Verachtung ſprach er von der Gefahr, die für »ihn vielleicht daraus entſtehen könne, und ſuchte »uns auf die edelſte Weiſe mit demſelben Eifer »zu beleben, der ihn bis in jede Nerve beſeelt.«

Mit dem holdſeligſten Lächeln wandte ſich itzt der Blick der Königin nach dem Herzog von Northumberland, der ſich vergebens bemühte, den Ausdruck des gewaltſam eingezwängten Verdruſſes ganz aus dem ſeinigen zu verdrängen.

»Mylord von Northumberland,« ſagte ſie, »mein Vater, mein Beſchützer; es bedarf hof»fentlich keiner Betheurungen, um Euch zu er»kennen zu geben, wie ſehr ich von dieſem neuen »Beweiſe Euer Fürſorge für mich und das Wohl »Eures Vaterlandes gerührt bin. Das Ver»dienſt, was Ihr Euch dadurch um mich er»werbt, iſt Eurer vortreflichen Tugenden und »Eures kriegeriſchen Ruhms würdig, und wenn »meine Gunſt für Euch einigen Werth haben »kann, ſo habt Ihr den Lohn, ſchon vor der Voll»bringung der Arbeit und der beſtandenen Ge»fahr, dahin. Seyd verſichert, daß ich die »Größe des Dienſtes, den Ihr mir und dieſem »Reiche erzeigt, ſeinem ganzen Umfange und »Werthe nach erkenne und ſchätze. – Eurer »Weisheit und Erfahrung Vorſchriften geben zu »wollen, würde übrigens eine Eitelkeit verra»then, die kaum dem unerfahrenſten Kinde zu »verzeihen wäre. So ein Neuling ich auch in »der Menſchenkunde ſeyn mag, ſo bin ich es doch »nicht ſo ſehr, daß es mir einfallen könnte, Euch »als einen Neuling zu behandeln. Ich empfehle »Euch derohalben in den Schutz des dreyeinigen »Gottes, deſſen allwaltende Vorſehung ihre Flü-

»gel über Euch ausbreiten, und Euren Heeres-»zug zu einem Siegeszuge machen, und Euch »bald wieder zurück in den Schoos der Ruhe und »Freundſchaft führen möge. Eins nur bitte ich »Euch noch, Mylord, ſchont das Blut meiner »werthen Unterthanen, und ſorgt eben ſo für »die Erhaltung Eures theuren Lebens und Eurer »Sicherheit, als für die allgemeine Sicherheit »und Wohlfahrt dieſes guten Königreichs.«

Nach der Beendigung dieſer Rede, reichte ſie dem Herzog den Commandoſtab, und ihre Hand zum Kuß. Northumberland ließ ſich auf ein Knie vor der angebeteten Königin nieder, um dieſen doppelten Beweis ihres Vertrauens und ihrer Gnade, den er im Herzen verwünſchte, mit dem beredteſten Danke anzunehmen. Er bezeugte noch einmal ſeine Bereitwilligkeit, in ihrem Dienſte Gut und Leben aufzuopfern; bat aber zugleich mit einer faſt ängſtlichen Eindringlichkeit, die Königin und der Geheimerath möchten gemeßne Vorſchriften geben, und ſo durch ihre Einſicht ſeine mangelhaften Fähigkeiten und Erfahrungen unterſtützen. Nach einigen Gegenvorſtellungen wurde dieß bewilligt, und die Verſammlung gieng aus einander.

Unmuth über den Zwang, ſich einem verhaßten Geſchäfte unterziehen zu müſſen, äußert ſich nicht ſelten in einer eben ſo raſchen Thätigkeit, als deren der freudigſte Enthuſiasmus nur immer fähig iſt. Sobald der Herzog das Conſeil verlaſſen hatte, ruhte er nicht einen Augenblick, um alle Anſtalten zum Abmarſch auf Morgen zu treffen. Durch ſeine Betriebſamkeit wurde die Thätigkeit der übrigen Räthe, ſo wie der übrigen Officiere mit jeder Stunde höher geſpannt. Noch an eben dieſem Tage war die Mannſchaft bewaffnet, das Geſchütz und die Kriegsammunition aus dem Tower abgeführt, das Kriegsgeräthe und Gepäck herbeygeſchafft. Am andern Morgen erſchien das kleine Heer und ihr Führer im marſchfertigen Zuſtande.

Während die Truppen ſich zu Whitehall verſammelten, begab ſich der Herzog noch einmal mit einem glänzenden Gefolge ſeiner Söhne und Verwandten, aber auch mit der läſtigen Begleitung mannichfaltiger Beſorgniſſe und Ahnungen, in den Tower, wo ſich die Mitglieder des Geheimenraths und andere der erſten Barone und Lords vom Hofe der Königin zu ſeinem Abſchiede

verſammelt hatten. In feierlicher Stille, als ob die Rührung ſich ſtark und allgemein ihrer bemächtigt hätte, empfingen ſie ihn, und harreten ſodann ehrerbietig auf das, was er noch vortragen würde.

Mit ſichtbarer Beklemmung, die anfangs ſelbſt in ſeiner Sprache merklich wurde, nahm der Herzog das Wort:

»Ihr ſeht mich itzt bereit, Mylords,« ſagte er, »gegen die Rebellen auszuziehen, um ſie zu »zerſtreuen, und die unruhige Maria hierher in »den Tower abzuholen. Ich habe an Mann»ſchaft und Reiſſigen zuſammengebracht, was »meiner angeſtrengteſten Bemühung in der Eile »möglich geweſen iſt. Aber freilich iſt das Heer »nur noch klein, und nichts weniger als hinrei»chend. Ich erinnere Euch daher noch einmal an »Euer gegebenes Verſprechen, und beſtimme den »Sammelplatz zu Newmarket.

»Mylords, Ich, dieſe andern edlen Herren »und Ritter, und die ganze Armee, die wir itzt »dieſen Zug ſowohl Eurer und der Eurigen wegen, »als auch für der Königin Majeſtät Wohlfahrt »antreten, ſetzen unſer Leben und unſere Perſon

»den blutigen Streichen und wüthenden Angrif-
»fen unſerer Feinde im Felde aus, und ſind da-
»her genöthigt, unſere Kinder, Häuſer und
»übrige Habe, Eurer Fürſorge zu überlaſſen,
»und auf Eure Treue und adeliches Wort zu
»trauen. Müßten wir nur von fern argwoh-
»nen, daß Ihr, durch Uneinigkeit, oder eine
»geheime ränkevolle Bosheit verleitet, fähig seyn
»würdet, uns im Gedränge ſtecken zu laſſen,
»oder gar uns zu verrathen, ſo würden uns ähn-
»liche Mittel nicht entſtehen, unſere Sicherheit
»auf Gefahr und Koſten der Eurigen zu beſor-
»gen, und Verrätherey mit Verrätherey zu be-
»zahlen. — —

»Allein wir denken daran nicht. Ihr habt
»uns Euer Ehrenwort gegeben, und wir beſinnen
»uns nicht einen Augenblick, unſer Leben darauf
»zu wagen; weil wir wiſſen, daß wackere Edel-
»leute, gewiſſenhafte Diener des Staats und red-
»liche Männer nicht fähig ſind, ihr Wort zu
»brechen, und im Fall einer unglücklichen Wahl,
»ohne ſich zu bedenken, lieber ihr Leben, als ihre
»Ehre preißgeben. —

»Solltet Ihr aber doch vergeſſen, was Ihr »gelobt habt, und Euer Wort brechen, etwa um »Euer Leben und Eure Aemter dadurch im Fall »der Noth zu erhalten; — ich ſage Euch, daß »ich nicht daran denke, und daß ich ſo gut wie »Jeder, der Euch kennt, weiß, daß dieſer Fall »gar nicht möglich ſey! — ſolltet Ihr aber »wirklich ſo Gottesvergeſſen ſeyn; ſo wird Gott »unſer Blut von Euren Händen fodern, und »Euch wahrlich nicht von dem feierlichen und hei»ligen Eide löſen, den Ihr dieſer tugendſamen »Prinzeſſin, der Königin Majeſtät, freiwillig »geleiſtet habt; — die, wie Ihr wohl bedenken »mögt, mehr durch Euer und unſer Zureden, »als aus eigenem Begehr und Betrieb, ſich auf »den Thron geſetzt hat.

»Vergeßt nie, und bedenkt wohl, Mylords, »daß die Sache Gottes, anlangend die Erhal»tung der Reinigkeit ſeines Worts, und die Ab»wehrung der Tyranney des Papſtthums, wo »nicht die einzige, doch die vornehmſte Beweg»urſache geweſen, (wie ihr dieß ſelbſt nicht in Ab»rede ſeyn könnt) weshalb Ihr gleich auf das »erſte Anbringen Eure Einwilligung dazu gege-

»ben, wie aus Eurer eigenhändigen Namens»unterſchrift erhellet. Glaubt nur, daß, dafern »Ihr es nicht redlich meint, der höchſte Gott es »gewiß in Zukunft rächen wird, wenn dieß auch »nicht gleich auf der Stelle und auf friſcher That »geſchehen ſollte. —

»Ich weiß nichts mehr hinzu zu ſetzen, — »als daß ich Euch in dieſen unruhigen und ver»wirrten Zeiten Beſtändigkeit und Standhaftig»keit in Euren Geſinnungen wünſche. Laßt doch »um Gottes willen alle Ränke, allen Neid »und Privatfeindſchaften fahren!« — —

Plötzlich hielt er hier inne, als ob er ſo eben bemerkte, daß er verrathen habe, was er ſich ſo ernſtlich zu verbergen vorgenommen hatte, und nun in Verlegenheit ſey, wie er wieder ſchicklich einleiten und die Uebereilung verbeſſern könne. Sein Blick vermied die Blicke der Verſammlung. Er huſtete, räuſperte ſich, und hub dann mit eben ſo ſanfter und biegſamer Stimme wieder an, als er in einem rauhen faſt ſchreienden Ton geendet hatte:

»Mylords, glaubt ja nicht, daß ich das ge»ringſte Mißtrauen gegen Euch und Eure Treue

»hegte, und daß ich deshalb ſo geredet hätte; — »nein, ſo wahr ich ein redlicher Mann bin, und »mit Freuden mein Blut für Euch und unſere »gnädigſte Königin wage! — ich habe bisher »ſtets ein ſtarkes und unerſchütterliches Zutrauen »darauf geſetzt; — ſondern ich wollte Euch nur »daran erinnern: was auch in meiner Abweſen»heit für Mißhälligkeiten unter Euch entſtehen »mögen, Euch nicht dadurch verleiten oder unlu»ſtig und unthätig machen zu laſſen. — Ich »bitte Euch, Mylords, haltet Euch überzeugt, »daß ich Euch als edle biedere Männer achte »und liebe, und ſo erſuche ich Euch denn um Eure »guten Wünſche zu meiner Unternehmung, ſo »wie Ihr ſie aus gutem Herzen geben wollt.«

Kaum hatte er dieſe letzten Worte unterbrochen und mit ſichtbarer Verwirrung vorgetragen, als der Lord Arundel ihm ſchnell zur Antwort gab:

»Auch würdet Ihr uns allen wahrlich ſehr »Unrecht thun, Mylord, wenn Ihr wirklich ei»niges Mißtrauen gegen uns im Herzen hegtet. »Ich denke nicht, daß Einer von uns Euch ei»nige Urſache oder rechtmaßigen Anlaß dazu

»gegeben habe; widrigenfalls mögt Ihr ihn nen»
»nen, damit er ſich rechtfertige, oder der Ahndung
»und Strafe anheimfalle. Doch, muß ich be»
»kennen, vermag ich nicht einzuſehen, wie Ihr
»überhaupt hierauf verfallen möchtet. Wer von
»uns kann wohl, im Betreff dieſer Sache, für
»welche Ihr zu Felde ziehet, ſeine Hände in Un»
»ſchuld waſchen? Wie könnten wir Euch als ei»
»nen Schuldigen preißgeben, da wir alle mit
»Euch einerley Sünde theilhaftig ſind, und alſo
»doch auf gleiche Weiſe büßen würden?«

Dieſe Antwort war ſo wenig geſchickt den Herzog zu beruhigen, daß ſie ihn vielmehr noch vollends aus der Faſſung brachte. Er ängſtigte ſich einige Sekunden, um eine Antwort darauf zu finden; allein die Furcht, ſich noch mehr zu verrathen, und der Argwohn, der durch dieſe Antwort mehr erregt als gedämpft war, verſchloſſen ihm den Mund. Schweigend neigte er ſich vor der Verſammlung, und begab ſich zur Königin, um auch bey ihr ſich zu beurlauben.

Der Weg bis zu ihr war zu kurz, als daß er ſeine Faſſung auf demſelben hätte wieder finden können. Daher wurde ſeine Unterredung

mit ihr kurz, eilfertig und wortarm. Johanna rechnete ihm ſeine Einſylbigkeit als Rührung an, welche der Abſchied von ihr und ſeiner Familie veranlaßte. Sie ſagte darüber manche ſchöne Sentenz zu ſeiner Beruhigung und Ermunterung, die gleichwohl ihres Zweckes verfehlte, weil ihnen die Zerſtreuung des Herzogs die Ohren und das Herz deſſelben verſchloß. Seine Verhaltungsbefehle hatte er ſich ausdrücklich genau und beſtimmt für alle ſeine Operationen, ſelbſt für ſeine Marſchroute, ausgebeten. Sie ward ihm itzt, von der Königin und den Geheimenräthen unterſchrieben, ausgehändigt. — Wie ſehr würde er einige Wochen früher es übel empfunden haben, wenn ihm irgend ein Menſch dergleichen hätte ertheilen wollen! — Itzt empfing er ſie aus der Hand des Staatsſekretairs, als einen Schutz- oder Sicherheitsbrief, und dankte der Königin mit allem Ausdruck der tiefſten Ehrerbietung dafür.

Schnell, ohne zur Rechten noch zur Linken zu blicken, und ohne auf die demüthigen Verbeugungen der Höflinge zu achten, eilte er durch die Vorzimmer. In dem äußerſten traf er den Graf

von Arundel, der hier ſein harrete, um ihm noch einmal mit der ſcheinbarſten Innigkeit ſeine Ergebenheit zu verſichern. Arundel erdrückte ihn faſt mit ſeinen Umarmungen, und rief mit allem Ausdruck des Schmerzes: »Bey Gott, ich »bin untröſtlich, daß es mir nicht vergönnt iſt, »Euch zu folgen! da es mein heißer Wunſch iſt, »mein Blut und Leben für Euch in der guten »Sache zu wagen.«

Nur mit Mühe wandte ſich der Herzog aus ſeinen Armen los. »Auf dieſen kannſt du doch gewiß rechnen, und der gilt für Viele,« dachte er, und warf ſich in ein Boot, um die Themſe lang nach Dourhamhouſe zu fahren; von wo er ſich eiligſt nach Whitehall begab, um durch die Muſterung ſeiner kleinen Armee nur noch neue anſchauliche Gründe für ſeine Beſorgniſſe aufzunehmen.

Kaum hatte ſich Northumberland einige Meilen von London entfernt, als der Graf von Arundel ſeine im Verborgenen angelegten Maſchinen, innerhalb der Mauern des Towers,

in Bewegung ſetzte. Schon hatte er ſich zween wichtige und erfahrne Gehülfen zu verſchaffen gewußt, oder vielmehr ihre eigene Weltklugheit und Behutſamkeit hatte ſie ihm zugeführt. Es waren dieſe, der Staatsſekretair Sir Wilhelm Cecil und der Kronſchatzmeiſter Lord Wincheſter; zween Männer, die durch ihre ganze politiſche Laufbahn bewieſen haben, wie genau ſie den erſten Grundſatz aller Politik: richte dich nach Zeit und Umſtänden, inne hatten und anzuwenden verſtanden. Gleich von dem Tode Eduards an, war ihre ſtets wachſame Aufmerkſamkeit den Modificationen der Umſtände und Verhältniſſe mit der ſorgfältigſten Beobachtung gefolgt. Daher konnte ihnen die bedenkliche Diſpoſition der Luft nicht entgehen, und bald ſahen ſie das Ungewitter überall am Horizonte ſich zuſammen ziehen. Ueberzeugt, daß es nicht mehr zu zertheilen seyn würde, boten ſie ſehr bereitwillig zu allem die Hand, was ſie ſelbſt ſicher ſtellen, und Northumberland und ſeine Familie zu den einzigen Ableitern der zerſtörenden Wirkſamkeit deſſelben machen konnte. Mit Arundel, auch ohne Berathung, über das einzig ſichere Mittel einverſtanden, wandten ſie nun, auch ohne Verabre-

dung mit ihm, gemeinſchaftlich alle Künſte der Ueberredung an, um die übrigen Mitglieder gleich hievon zu überzeugen, und ihre Entſchlüſſe dahin vorzubereiten.

Es bedurfte nur wenig Behutſamkeit, um dieſe Verhandlungen den blöden Augen des Herzogs von Suffolk zu verbergen; ſo ſehr er es ſich auch angelegen ſeyn ließ, der Inſtruktion Northumberlands zufolge, ſie wie ein Präceptor ſeine Schulknaben, unter ſtets wachſamer Aufſicht zu behalten. Eben ſo wenig hatten ſie von den Beobachtungen der jungen Königin zu fürchten. Da ſich noch nicht die leiſeſte Idee von Herrſchſucht in ihr regte, ſo ließ ſie es ſich gern gefallen, wenn Andere für ſie ſorgten und arbeiteten. Ihre gewohnte Beſchäftigungen nahmen itzt wie ehemals einen großen Theil des Tages hin, und den andern vertändelte ſie mit ihrem Gemahl, einem guten unbedeutenden Jünglinge; — oder verbrachte ihn, mit Ausſpenden weiſer und bewunderter Orakelſprüche, unter ihren Damen, die nur für ihre Bewunderung zu athmen ſchienen. —

Unmittelbar unter den Augen der Königin und ihres Vaters mußte daher Arundels Intrigue den ſchnellſten und ſicherſten Fortgang gewinnen. Da ein großer Theil der Lords im Staatsrathe nur dem Zwange nachgegeben und ſich, wider Ueberzeugung und Neigung, unter den mächtigen Arm des Herzogs gebeugt hatten; ſo richteten ſie ſich nun auch geſchwind in die Höhe, ſobald ſie ſich erleichtert fühlten und hoffen durften, daß ſie dieſe Gewalt ſo leicht nicht wieder ergreifen und für ihre Widerſpänſtigkeit würde züchtigen können.

Bey dieſer allgemeinen Vorbereitung der Geſinnungen lag gleichwohl immer noch keine eigentliche Verabredung, geſchweige denn ein ausgearbeiteter Operationsplan zum Grunde. Noch hatte ſich Niemand gegen den Andern beſtimmt erklärt, noch weniger einen feſten Entſchluß zu erkennen gegeben. Man redete nur noch durch Winke, man verſtändigte ſich durch zweideutige Aeußerungen. Dieß war die Wirkung eines drückenden Gefühls der Gewalt, welcher ein Jeder, der freiern Geſinnung zu trotz, dennoch in Rückſicht ſeiner Handlungen noch ſtets unterworfen blieb.

Ehe

Ehe dieſe nicht abgeworfen war, konnte der beſte und freieſte Wille nicht thätig werden. Hatte man auch von den Beobachtungen des Kerkermeiſters Suffolk wenig zu befürchten, ſo mußte man ſich vor den verborgenen Beobachtungen des Tyrannen Northumberland vielleicht nur noch ſorgfältiger hüten. Der Verräther ſchläft nie, beſonders, wenn etwas zu verdienen iſt. Man konnte zuverläſſig genug erwarten, daß Northumberland dieſen vor allen Dingen in ſein Intereſſe gezogen haben würde. Ueberdem iſt es der Beſorgniß eigen, da Rieſengeſtalten wahrzunehmen, wo Sicherheit Nichts als ganz gewöhnliche Figuren erblickt.

So lange ſie alſo noch im Tower eingeſperrt waren, durfte Arundel nicht daran denken, einen entſcheidenden Schritt zu wagen, wenn er ſich nicht unmittelbar von Allen verlaſſen und für immer in Unwirkſamkeit verſetzt ſehen wollte. Wie war aber die Erlöſung aus dieſer Gefangenſchaft möglich? — So leicht Suffolks Einſicht zu hintergehen war, ſo ſchwer war auf ſeinen Willen zu wirken, wenn er ſich etwas vorgenommen hatte, oder auf etwas als Sache der Ehre und

der Pflicht angewieſen war. Er wußte einmal, daß er keinen der Geheimenräthe aus dem Tower laſſen dürfe, wenn die mißliche Sache glücklich ablaufen ſolle; und nun hielt er vom Morgen bis an den Abend den Ausgang des Towers mit einer ſtarken Wache der rüſtigſten Kriegsknechte beſetzt; erkundigte ſich wenigſtens alle Stunden ſelbſt nach allem, was aus und einpaſſirt ſey, und verſchloß am Abend das Thor eigenhändig, ſo wie er es am andern Morgen jedesmal wieder eigenhändig öffnete.

Den verſchlagenſten Köpfen iſt leichter beyzukommen, als dem eiſernen Willen der Menſchen dieſer Art, in aller ihrer Einfalt. Dieß Hinderniß brachte zuerſt Arundel und ſeine beiden Gehülfen einander näher. Sie theilten ihre Bedürfniſſe unverſtellter einander mit; entwarfen gemeinſchaftlich Plane; erfanden Pfiffe und Ränke, und überzeugten ſich doch nur mehr, durch die Unbrauchlichkeit derſelben, davon, daß man Zeit und Umſtände abwarten, ſie aber alsdann auch entſchloſſen benutzen müſſe. Für itzt begnügte man ſich damit, ingeheim die Werbung und Sendung der verſprochenen Hülfstruppen

zu verzögern, indem man öffentlich durch die lebhafteſten Gebärdungen eines raſtloſen Eifers die Wachſamkeit des Herzogs einzuſchläfern ſuchte.

Mit in dieſer Abſicht veranlaßte Arundel einen Befehl des Staatsraths, für den Doktor Ridley, Biſchof von London: in der Paulskirche eine feierliche Predigt zum Lobe der Königin Johanna, und zum Erweis ihrer Gerechtſame, zu halten. Auch entledigte ſich dieſer Prälat (der Marien noch vor ſeinem verunglückten Beſuch bey ihr von Herzen haßte), ſeines Auftrags mit ſo vielem Eifer für die Erſte und ſo vieler Bitterkeit gegen die Letztere, daß dieſe Rede ganz den Erfolg hatte, den man davon erwartete. Die Partey Suffolks und Northumberlands legte die Geſinnung des Biſchofs dem ganzen Conſeil unter, und wurde alſo dadurch in dem Vertrauen auf daſſelbe um Vieles beſtärkt. Das Volk aber fühlte ſich, durch die Erbitterung des Redners, nur geneigter, die Partey der unſchuldig unterdrückten Maria zu ergreifen.

Am folgenden Tage, als der Herzog von Suffolk gegen Abend in dem Zimmer der Königin neben dem Biſchof Ridley ſaß, und ſich in

Lobeserhebungen dieſer Predigt und in eine noch ausführlichere Entwickelung der Gerechtſame ſeiner Tochter vertieft hatte, verſammelten ſich die Verbündeten zu einer Berathung in dem Zimmer des Lord Arundel. Man fing mit der Unterſuchung des äußern Verhältniſſes an, und fand bald, daß man nicht eher etwas beſchließen, geſchweige denn unternehmen könne, ehe man nicht genau über die Stimmung der Einwohner von London unterrichtet ſey. Von dem Zuſtande in den Provinzen hatte man durch officielle Berichte ſchon mehr Kunde; doch war zweifelhaft, ob man ſich auf dieſe, als völlig zuverſichtlich, verlaſſen könne. Da man ſich durchaus Niemanden, auch nur von fernher anzuvertrauen wagte, ſo ſprang die Nothwendigkeit nur noch ſchneller hervor: daß Einer von ihnen es verſuchen müſſe, aus dem Tower heimlich zu entkommen, um die nöthigen Nachforſchungen anzuſtellen. Der Frage: wer dieß Abentheuer beſtehen ſollte, kam das freiwillige Erbieten des Lord Winchester zuvor, und ſeine bekannte Liſt und Gewandheit ſtellte ihn, ohne Widerſpruch, als den fähigſten dazu dar. Wie konnte aber ſeine Entfernung verborgen bleiben? oder wie war zu erwarten, daß er eben ſo unerkannt in den To-

wer würde zurückkehren können, wenn es ihm auch glückte, ſich unbemerkt zu entfernen? Das Reſultat der Berathſchlagung hierüber fiel dahin aus: Sobald er in Sicherheit ſeyn könne, müſſe man ſelbſt eine Anzeige ſeiner Entfernung veranlaſſen. Dieß würde dem Herzoge noch mehr Zutrauen auf die Treue der Zurückgebliebenen einflößen, und ihn für die Zukunft nur noch ſicherer machen. Es wäre vorauszuſehen, daß er gewiß ausſchicken würde, um den Lord Wincheſter aufzuſuchen; dann dürfe er ſich nur einfangen laſſen, um wohlbehalten in den Tower zurückgebracht zu werden.

Nachdem man auf dieſe Weiſe das Nöthige verabredet, warf ſich Wincheſter in das Wams ſeines Bedienten, und ſchlüpfte glücklich unbemerkt, durch die Wachen, aus dem Tower.

Kaum war er etwa eine Stunde abweſend, ſo kam der Graf Arundel eiligſt in Suffolks Zimmer, und erkundigte ſich nach dem Lord Wincheſter. Er ſtellte ſich äußerſt beſorgt darüber, daß er ihn nirgends finden könne. Beyläufig ließ er die Vermuthung fallen, daß er vielleicht aus dem Tower entwiſcht ſeyn könne. Er habe ſchon

ſeit einigen Tagen, ſetzte er hinzu, etwas Geheimnißvolles an ihm wahrgenommen, und erinnere ſich nunmehr, einige ſonderbare Aeußerungen bemerkt zu haben, die ihm jedoch damals nicht verdächtig geſchienen, weil er ſelbſt auf dieſe Idee nicht habe verfallen können.

Dieſe Anzeige ſetzte den Herzog in die lebhafteſte Bewegung; ſeine erſte Vorſtellung war die Beſorgniß, alle übrige Räthe mögten ſchon im Begriff ſeyn, ihm nachzufolgen. Mit ängſtlicher Heftigkeit rannte er nach dem Thore des Towers, und verſchloß es ſogleich, wiewohl es kaum ſieben Uhr und alſo noch mehrere Stunden vor der geſetzten Zeit war. In den heftigſten Ausbrüchen des Zorns, ſchalt er die Wache wegen ihrer Nachläſſigkeit, und ſchwur, ſein Haupt nicht eher zur Ruhe zu legen, als bis er ihn wieder erhaſcht haben würde. Nach einer genauen Durchſuchung des Towers, ſandte er nun Patrouillen in alle Theile der Stadt, mit den ſtrengſten und gemeſſenſten Befehlen.

Tief in der Nacht brachte eine derſelben den Lord, und mit ihm die Beruhigung des Herzogs, in den Tower zurück. Ueber die Freude, den

Flüchtling wieder erhaſcht zu haben, vergaß er ſogar der Vorwürfe, die er zu dem Empfang deſſelben in Bereitſchaft gehalten hatte. Auch trat ihm Wincheſter mit ſo vieler Freymüthigkeit entgegen, und beſchwerte ſich, anſtatt ſich zu entſchuldigen, ſo lebhaft über den Zwang, worin man ſie, gleich Gefangenen und Uebelthätern, halte, daß der gute Herzog dadurch völlig außer Faſſung geſetzt wurde. Unbefragt erklärte nun Wincheſter: daß er den Tower verlaſſen habe, um einige Einrichtung zur Herbeiſchaffung ſeines Truppenkontingents zu treffen. »Es iſt wider»ſinnig,« ſetzte er im ſcheinbaren Eifer hinzu, »daß »man die Lords gefangen hält, und doch von ih»nen Beiſtand erwartet. Ich meines Theils bin »der Meinung, daß jeder wahre Patriot unter »uns in ſeinem Gewiſſen verbunden ſey, es wie »ich zu machen, dafern nicht der Herzog von Nor»thumberland in die gröſſeſte Verlegenheit gera»then, und durch Mangel an Unterſtützung außer »Stand geſetzt werden ſollte, ſeinen eben ſo edeln »als gefahrvollen Zweck zu erreichen.«

Er redete ſodann noch vieles mit vielem Nachdruck, über die täglich mißlicher werdende Lage

der Dinge und über die Nothwendigkeit, thätigere Maaßregeln zu nehmen. Hiebey wandte er ſich insbeſondere, und zwar mit ſo vieler Lebhaftigkeit und Enthuſiasmus, an den Herzog von Suffolk, daß dieſer, nur zu leicht durch den Schein getäuſcht, auf das lebhafteſte für ihn eingenommen wurde. Er fühlte ſich ſogar beſchämt darüber, nur einen Augenblick Mißtrauen in die Treue eines ſolchen eifrigen Anhängers der guten Sache geſetzt zu haben. Da Denken oder Empfinden vom Reden meiſtens bey ihm unzertrennlich war, ſo machte er auch itzt kein Geheimniß aus dem, was in ihm vorgieng. Treuherzig ergriff er die Hand Winchesters, und, indem er ſie herzlich ſchüttelte, bat er ihn, ſein Mißtrauen zu verzeihen und ſein ungeſchicktes Benehmen zu vergeſſen.

Kaum war dieſe Komödie ausgeſpielt, und Suffolk hatte ſich vollkommen befriedigt und geſichert zur Ruhe begeben, ſo verfügte ſich Wincheſter zu ſeinen Verbündeten, um ihnen den Bericht von ſeiner Miſſion abzuſtatten. Dieſer enthielt denn auch allerdings viel Neues und für ihren Plan Entſcheidendes. Wincheſter verſicherte

und beſtätigte es durch Beläge, daß bey weitem der größte Theil des Volks für die Prinzeſſin Maria geſtimmt ſey, und nur auf eine Veranlaſſung zu warten ſcheine, um ſich öffentlich zu erklären. Er hatte in ſichere Erfahrung gebracht, daß Mehrere, welche für Northumberlands Heer geworben, ihre Truppen zu der Prätendentin geführt hatten. Man beſchloß nun, noch beſtimmter zu der Gewinnung der übrigen Mitglieder zu wirken, und ſodann mit Ernſt darauf zu denken, den Tower, unter irgend einem ſchicklichen Vorwande, öffentlich verlaſſen zu können. Sie rechneten darauf, daß die Nothwendigkeit, eine Unterſtützung für den Herzog von Northumberland herbeizuſchaffen, ihnen bald auf die eine oder die andere Weiſe Gelegenheit dazu an die Hand geben werde.

Am andern Tage liefen mehrere officielle Berichte aus den Provinzen ein, welche Wincheſters vorläufige Nachricht mehr als beſtätigten. Unter andern berichtete Lord Rich, Statthalter von Eſſex, daß der Graf von Oxford und Lord Haſtings ſich mit mehr als 4000 Mann, für Northumberlands Armee angeworbener Truppen,

zu dem Heere der Prinzeſſin Maria begeben, und daß er ſich täglich eines Ueberfalls verſehen müſſe. Dieſe Berichte gaben neue Veranlaſſung für die verbündeten Mitglieder des Conſeils zu Klagen über Treuloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit. Aus dieſen Klagen wurden Berathſchlagungen darüber, wie dem um ſich greifenden Uebel geſteuert werden könne. Alle dieſe Berathungen glichen indeſſen einer großen Sammlung ſchimmernden Erzes, aus welcher alles Schimmers unerachtet gleichwohl am Ende nicht ein Gran Geldes zuſammenzubringen iſt. Aus den langen und wortreichen Reden, welche bey dieſer Gelegenheit mit vielem Eifer in die Luft geſandt wurden, erhellete am Ende nichts deutlich, als daß man unter dieſen Umſtänden eigentlich nichts zu rathen wiſſe.

Es war die Abſicht Arundels und ſeiner Verbündeten, durch die Vergrößerung der Gefahr und Verlegenheit den Zeitpunkt der Entſcheidung ſchneller herbeyzuführen. Noch war man in jenen Berathungen vertieft, als ein Eilbote von dem Herzog von Northumberland, mit einem Schreiben deſſelben an den Geheimenrath eintraf. Dieß Schreiben enthielt Nichts als die bitterſten Be-

ſchwerden, daß die verſprochenen Hülfstruppen noch immer nicht an dem von ihm beſtimmten Sammelplatz einträfen; er beſchuldigte die Geheimenräthe, in den Ausdrücken des argwöhniſchen Unmuths, der Fahrloſigkeit und Wortbrüchigkeit; ſchilderte mit allen Anzeigen einer nahen Muthloſigkeit, den nachtheiligen Eindruck, den dieß auf ſeine Truppen gemacht, und der aus täglichen ſchaarenweiſen Deſertionen nur zur Gnüge erhellete; er beſchwur endlich den Herzog von Suffolk und die übrigen Geheimenräthe, alles aufzubieten, um ihn ſobald als möglich zu unterſtützen, und die Religion, die Königin und das ganze Reich einer Gefahr zu entreiſſen, die täglich drohender ſich auf ſie herabſenke.

So laut die Aeußerungen des Eifers und der theilnehmenden Beſorgniß in der Verſammlung erſchollen, da dieſer Brief vorgeleſen war, ſo lebhaft war die Freude, welche ſich in den Herzen derer, die am lauteſten waren, im Verborgenen regte. Nicht nur erkannten ſie daraus den hülfloſen Zuſtand, worin Northumberland war, ihren Wünſchen gemäß, ſondern die Scharfſichtigſten unter ihnen ſahen daraus vollkommen deutlich, daß

ſein Gemüthszuſtand ſeiner äußern Lage angemeſſen ſey, und daß er im Fall der Noth kein Wageſtück der Verzweiflung unternehmen werde. Jetzt war der Zeitpunkt eingetreten, wo es nichts weiter bedurfte, als die Befreyung aus ihrem Gefängniß, um den gewaltſamen Stoß, der die Welle des Staats umwälzen ſollte, wagen zu können. In dem Augenblicke dieſer Ueberzeugung empfing auch Arundel die Idee, daß eben dieſer Brief ihnen die Thür ihres Kerkers öffnen ſollte.

Sogleich trat er auf, und hielt eine lange und nachdrucksvolle Rede, um zu beweiſen — was keines Beweiſes bedurfte — daß die Gefahr itzt am größten, und die Wahl ſchneller Hülfsmittel eben daher am dringendſten ſey; er erſchöpfte ſich ſodann inredneriſchen Klagen darüber, daß die Befehle zur Anwerbung der Hülfstruppen ſo ſchlecht befolgt würden, und verwandte eine geraume Zeit auf die Herrechnung der mannichfaltigen Maaßregeln, die er genommen habe, um ſein gegebenes Wort und ſeine Lehns- und Ritterpflicht durch die That auszulöſen, um ſich gegen die Vorwürfe des Herzogs zu rechtfertigen.

»Wenn es nun in die Augen falle, daß dieſe Vorwürfe ungerecht ſeyen, ſo mache dieß das Gefühl nur noch ſchmerzlicher, daß man bey dem thätigſten Eifer nicht helfen könne – weil eben der ihnen die Hände gebunden habe, der Hülfe von ihnen begehre. Ja, fuhr er mit ſteigendem Eifer fort, er wolle und könne es nicht länger verhehlen, daß ihm dieſe Maaßregeln im höchſten Grade verkehrt und den Umſtänden widerſtreitend erſchienen. Seiner Meinung nach ſey es ſchlechterdings unmöglich, dem Herzog die ſchleunige Unterſtützung zu verſchaffen, die er verlange und deren er ſo ſehr bedürfe, ſo lange ſie alle — aufs gelindeſte davon geurtheilt — durch ein altes barbariſches Cärimoniel hier eingeſperrt gehalten würden. Noth kenne kein Gebot, und die Noth ſey itzt doch wohl ſo dringend, als ſie nur immer werden könne. Es ſey weniger zu berathen, als zu handeln. Nur ein Rath ſey zu ergreifen: nämlich Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dieſer bedürfe zu ſeiner Ausführung keiner weitern Ueberlegung, wohl aber ſchleunige Thätigkeit. Nur dann, wenn jeder von ihnen einer freyen Wirkſamkeit überlaſſen würde, könne man noch an Rettung denken; außerdem ſcheine ihm

alles unwiederbringlich verloren. — Zum Schluß rügte er es noch, mit aller Kraft der Darſtellung, wie wenig man ſich itzt auf Verſprechen und Treue, auch der bewährteſten Männer, verlaſſen könne. Welcher von ihnen habe wohl einiges Mißtrauen auf den Grafen von Oxford, oder den Ritter Haſtings geſetzt! Auch er habe ihnen, ſo wie die meiſten übrigen Räthe, Vollmacht zum Truppenanwerben gegeben. Der Erfolg zeige genug, wie thöricht es fortan ſeyn würde, noch irgend jemand als ſich ſelbſt zu trauen. Dieß müſſe aber auch einem Jeden die Pflicht, ſelbſt thätig zu werden, auf das lebhafteſte anſchaulich machen; und er verlange daher, daß ein jeder der Lords des Geheimenraths Freyheit erhalte, nach Gutbefinden den Tower verlaſſen und die nöthigen Beſorgungen ſelbſt machen zu können.«

Dieſe ganze Rede, mit dem möglichſten Pathos gehalten, ſchien einen gewaltſamen Eindruck zu machen. Vor Allen fühlte ſich der Herzog von Suffolk durch den letzten Antrag ſehr in die Enge getrieben, und in die unbequemſte Lage verſetzt. Nicht nur unterſtützte die laute Billigung faſt aller Räthe Arundels Vortrag, ſondern

der Herzog mußte ſich auch ſelbſt geſtehen, daß viel vernünftiges darin enthalten ſey. Gleichwohl hatte er Northumberland ſein Ritter- und Ehrenwort gegeben: durchaus, unter keinen Umſtänden, die Thore des Towers eher zu öffnen, als bis er ſeinen ſiegreichen Einzug halte. Offenherzig und ehrlich, wie er war, verhehlte er keinesweges, was er über die Sache dachte, und daß er, ſo vernünftig es ihm auch ſcheine, doch ſeinem gegebenen Worte nicht zuwider handeln könne, bis ihn Northumberland von der Erfüllung deſſelben freiſpreche.

Von allen Seiten wurde nun dieſe Bedenklichkeit theils mit Vernunftgründen, theils mit dem Geſetze der Nothwendigkeit und dem Drange der Gefahr, — allein auch von allen Seiten vergebens bekämpft. Man erhöhte nur das Peinliche in Suffolks Lage, ohne ihn dadurch zu einem freiwilligen Entſchluſſe zu bringen. So hat Vorurtheil, ſelbſt Unentſchloſſenheit nicht ſelten das Anſehen einer unerſchütterlichen Feſtigkeit des Charakters.

Schon war der Diſput heftiger geworden, und der wechſelſeitige Widerſtand fing an, auf beiden

Seiten die Leidenſchaften ſtark aufzuregen. Arundel und Cecil hatten beide keinen Theil an den Debatten genommen; erſterer, weil der Antrag von ihm herkam, und letzterer, weil er nie ſeine Meinung äußerte, als wenn er beſtimmt wußte, wohin ſich die Pluralität neigen werde. Beide waren daher im Stande, den Kampf ruhig zu beobachten; aber eben deshalb fingen ſie auch an zu fürchten, die Klugheit mögte, ſelbſt unter ihren Bundesgenoſſen, in der Lebhaftigkeit des Streits verdrängt werden. Einige Winke und abgebrochene Worte, die den hitzigen Streitern entgiengen, waren zu ihrer Berathung hinreichend. Cecil erhob nun ſeine Stimme und bat ſich ein kurzes Gehör aus, weil er glaube, einen Vereinigungspunkt ausgefunden zu haben. Die Achtung, worin ſeine Einſicht ſtand, verſchaffte ihm leicht dieß Gehör.

»Mylords,« ſagte Cecil ernſt und ruhig, »erkennet Ihr allerſeits die höchſte Autorität der Königin?«

»Ohne Zweifel!« riefen Alle. »Wozu dieſe »Frage?«

»Nun

»Nun ſo ſchlag' ich vor, ihr dieſe Angelegen»heit vorzutragen, und es auf ihre Entſcheidung »ankommen zu laſſen,« nahm Cecil wieder das Wort. Sodann machte er aufmerkſam darauf, wie nothwendig es ſey, mit dem Lord Mayor und dem Rath von London zu conferiren; indem man von der Stadt London die ſchnelleſte und beträchtlichſte Unterſtützung erwarten könnte. Zugleich zeigte er an, daß der franzöſiſche Geſandte längſt um eine Audienz angehalten habe, die ihm doch in dem Tower nicht ertheilt werden könne. Dieß alles, insbeſondere aber das letzte, mache es nothwendig, wenn auch nicht alle Mitglieder des Geheimenraths, doch wenigſtens eine Committee, mit hinlänglicher Vollmacht aus dem Tower zu laſſen. Man könne ihr ja einen unverdächtigen Ort ihres Aufenthalts beſtimmen, und er wolle dazu den Palaſt des Grafen von Pembrocke vorſchlagen, deſſen nahe Verwandtſchaft mit der Königin ihn doch wohl jedem Argwohne entziehe. Wäre man hierin mit ihm einverſtanden, ſo dürfe man ja nur eine Deputation an die Königin ſchicken, und ſie bitten, in dieſer Rückſicht wenigſtens, den Herzog von Suffolk

durch ihre höchſte Autorität von ſeinem gegebnen Worte zu entbinden.

Sein Vortrag war, wie gewöhnlich, kurz, einfach, eindringlich und überzeugend. Es erhub ſich keine Einwendung dagegen, und eben ſo einmüthig wurde ihm ſelbſt das Geſchäft übertragen, die Entſcheidung der Königin einzuholen. Cecil begab ſich ſogleich an der Spitze einer Deputation zu ſeiner Beſtimmung, und Arundel war nun eines erwünſchten Ausgangs gewiß.

Die Zwiſchenzeit, welche die Geſandtſchaft Cecils veranlaßte, benutzte der Verſchlagene noch ungemein geſchickt, um das Vertrauen Suffolks noch ſicherer zu machen. Er erinnerte wieder an den Brief des Lord Rich, und trug darauf an, ihn ſogleich zu beantworten. Hier iſt der Brief, der ſogleich abgefaßt und expedirt wurde, ſeinem wörtlichen Inhalte nach:

»An den Lord Rich, Statthalter
»der Grafſchaft Eſſex.

»Unſern herzlichen Gruß an Ew. Gnaden »zuvor. Obgleich der Inhalt Eures Briefs, den »treuloſen Uebertritt des Grafen von Oxford und

»des Ritter Haſtings zu der Prinzeſſin Marie »betreffend, in verſchiedener Abſicht uns zu groſ- »ſer Unzufriedenheit und mancherley Beſorgniſſen »gereicht; ſo nehmen wir doch keinen Anſtand, »Ew. Gnaden für den, ſo eilig als pflichtmäßig, »davon erſtatteten Bericht unſern treugemeinten, »freundwilligſten Dank hierdurch zu bezeigen. »Geht nichts deſtoweniger unſer ernſtliches Ver- »langen an Ew. Gnaden dahin, daß Ihr, wie »es einem Edelmanne zuſtehet, Eurer Pflicht »und Eurem gegebenen Verſprechen gemäß, ſtand- »haft in dem Dienſte unſerer hochgebietenden »Frauen und Königin Johanna verharren wollet; »ſo wie Ihr uns ſtets bereit und feſtentſchloſſen »erfinden werdet, mit allen unſern Kräften ein »gleiches zu thun; wie wir denn jetzt unſerer »Ehre, Sicherheit und Pflicht gemäß, dabey »verharren müſſen. Aus dem Tower in London »den 19ten Jul. 1553.

»Ew. Gnaden

»zugethane Freunde.«

Nachdem die edle Geſellſchaft dieß neue Do- cument einer fortwährenden treuen Anhänglichkeit an die Königin, ohne Ausnahme, eigenhändig

unterſchrieben hatten, kam die Deputation von der Königin zurück. Arundel las in Cecils Augen das beſtätigt, was er in der bekannten Feinheit und Geſchicklichkeit ſeines Bundesgenoſſen ſchon mit Zuverſicht vorhergeſehen hatte. Cecil nahm ſeine Stelle ein, und erklärte ſodann im Namen der Königin:

»Ihre Majeſtät ſey der Meinung, daß hier »die Nothwendigkeit allein gebiete, und trage »daher kein Bedenken, den Herzog von Suffolk, »in Betracht der gegenwärtigen unerwarteten »Zeitumſtände, von der Verbindlichkeit ſeines »gegebenen Worts loszuſprechen. Zugleich lebe »ſie der feſten Zuverſicht, daß die Treue und »Pflichtübung ihres Geheimenraths nicht an ei»nen Ort gebunden ſey, und keiner Einzwän»gung bedürfe; weshalb ſie ihnen gänzlich über»laſſe, wo und auf was Weiſe Ihre getreuen »Räthe und Vaſallen ihr ihren Schutz und »Sorge für das Wohl des Reichs anwenden »wollten.«

Voll Beyfall und Bewunderung erhob ſich itzt der Geheimerath, um der Königin für dieſen Beweis ihres Zutrauens in corpore ſeinen Dank

abzuſtatten. Mit den Aeußerungen der tiefſten Ehrfurcht legte Arundel, im Namen Aller, die heiligſten Verſicherungen der Treue zu den Füßen der Königin; um dieſe Verſicherungen, unmittelbar nachher, ſelbſt mit Füßen zu treten.

Wiewohl die Antwort der Königin ihnen eine gänzliche Freiheit zu überlaſſen ſchien, ſo begnügte ſich der Geheimerath doch, nur eine Commiſſion nach dem vorgeſchlagenen Orte zu ſenden. Arundel, Cecil, Wincheſter, waren zu ſehr ihrer Geſchicklichkeit und Thätigkeit wegen geachtet, als daß man ſie nicht hätte an die Spitze dieſer Commiſſion ſetzen ſollen. Suffolk mußte ihnen nun zwar die Thore des Towers öffnen; auch wandte er, die königliche Entſcheidung, (zumal bey der allgemein anerkannten ſalomoniſchen Weisheit ſeiner Tochter) verehrend, nichts dagegen ein; allein es war ihm doch nichts weniger als leicht ums Herz. Daher ließ er ſich noch feierlich von ihnen verſprechen, wenigſtens binnen drey Tagen wieder in den Tower zurückzukehren. Dennoch fühlte er ſich um nichts mehr beruhigt, als er die Erlöſten ſo ſchnell und in freudiger Unordnung ihren Kerker verlaſſen und ſich ſo ſeiner Gewalt entziehen ſah.

Eilfertig und ohne die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen, waren die befreyten Lords in Baynards Kaſtel, einem alten Palaſte des Grafen von Pembrocke, angekommen, und Arundel, die Seele derſelben, fing mit dieſem Augenblick an, ſein kühnes Werk der Vollendung unmittelbar entgegen zu führen.

Es giebt Einverſtändniſſe, die nicht durch Verabredung, ſondern durch gemeinſchaftliches Intereſſe entſtehen und zuſammengehalten werden. Dieſe äußern ſich meiſtens in ſchnellern und auffallenderen Wirkungen als jene. Hier bedarf es keiner Berathung über das, was man thun ſolle; ſondern nur darüber, wie man es thun ſolle. Der Wille braucht nicht mühſam geleitet, ſondern nur entſchloſſen beſtimmt zu werden. Der Virtuoſe, der das Inſtrument eines ſolchen Complotts ſpielen will, darf es nicht erſt zuſammenſetzen, nicht einmal die Saiten aufziehn; er darf nur die berühren, welche harmoniſch klingen. Selbſt dieß iſt ihm durch das Intereſſe erleichtert, denn das Intereſſe hat ſie alle geſtimmt.

Nur wenige Mitglieder der Committee, die ſich hier in Baynards Kaſtel in Freiheit zuſammen fanden, wußten die Geſinnungen der Andern genau; allein Alle empfanden die Gefühle der Uebrigen ſympathetiſch. Jeder fühlte die Gefahr, und empfand den Trieb, ſich zu retten. Jeder wußte gewiß, daß Alle dieſe Gefühle mit hieher gebracht hatten, und Alle waren entſchloſſen, dieſe Gelegenheit der Rettung zu benutzen, Alle entſchloſſen, nicht wieder in ihren Kerker zurückzukehren. Unmöglich konnte dieß ohne Opfer erhalten werden. Die ſicherſten Opfer der Sühne waren Johanna und Northumberland; und ſo ſtand es dann auch ſchon in dem Herzen eines Jeden unauslöſchlich geſchrieben: Johanna und Northumberland werde das Opfer unſerer Rettung. Dieſe Schrift war jedoch bey denen, die nicht zu der engen Verbindung gehörten, mit dem Schleier der Scham und Verlegenheit den Augen des Bewußtſeyns verborgen. Dieſen mußte eine entſchloſſene Hand hinwegziehen. Aber weiter bedurfte es auch Nichts, einförmige Thätigkeit zu bewirken; denn Jeder erkannte ſodann das Motiv ſeiner Handlungen in ſeinem eigenen Herzen, Je-

der war überzeugt, daß er nur für ſich und durch ſich thätig ſey.

Kaum hatte die Committee den Tower verlaſſen, als die Zurückgebliebenen es bis zur Unerträglichkeit empfanden, daß Jene ſich in Freiheit befänden. Faſt alle beriefen ſie ſich nun mit Einer Stimme auf die Entſcheidung der Königin, die einem Jeden Freiheit gebe, ſich zu entfernen, und machten zugleich Anſtalt, ohne die Bewilligung des Herzogs von Suffolk abzuwarten, ſich in den Genuß dieſer Vergünſtigung zu ſetzen. Eh eine Stunde vergieng, fanden ſie ſich, durch eben den Trieb der Rettung geleitet, mit gleichen Gefühlen und Entſchließungen, bey den Uebrigen in Baynards Kaſtel ein.

Jetzt machte alſo der Geheimerath, der Schutz der Königin, ein vollſtändiges Complott gegen ſie und den Vater ihres Gemahls aus; und vereinigte ſich, den Verderbensſchluß über die zu faſſen, zu deren Füßen er ſich noch wenige Stunden vorher krümmte. Noch waren kaum die Klagen verhallt, welche der Graf von Arundel bey ſeinem Abſchiede von dem Herzog von Northumberland, über das hartherzige Schickſal

ausſtieß, das ihm nicht erlauben wollte, ſein Blut für den Gegenſtand ſeiner innigſten Verehrung zu vergießen. Kaum waren die Hochzeitfeierlichkeiten zu Ende, welche der Graf von Pembrocke, bey der Vermählung ſeines Sohnes mit der Schweſter der Königin veranſtaltet hatte. Niemand hatte das Anſehn und den Einfluß des Herzogs von Northumberland eifriger und daurender unterſtützt und uneingeſchränkter anerkannt, als der Graf von Winchester; denn Niemand verſtand beides zu ſeinem eigenen Vortheile bis auf den letzten Augenblick beſſer zu nutzen, als er. Und wer mochte in der demüthigen Verbeugung und dem unbedingten ſchmiegenden Gehorſam mit dem Staatsſekretair Cecil wetteifern, wodurch dieſer jeden Wink des Herzogs als einen heiligen Befehl verehrte, ſo lange die Gewalt und das Glück ihm zu beiden Seiten ſtand. — Und eben dieſe ſtanden itzt an der Spitze des Complottes, das ſich vereinigte, um ihrer Schutzgöttin, der Weltklugheit, ein Denkmal zu errichten, was ſeinen Untergang als ihren Triumph der Nachwelt ankündigen ſollte. So haltbar ſind die Bande, welche die Furcht

webte, und die Gewalt in einen, ſcheinbar unauflöslichen, Knoten zuſammenzog!

Itzt befahl der Graf von Arundel, den ſeine Betriebſamkeit raſtlos umhergetrieben hatte, zuverläſſigen Knechten, die Thore von Baynards Kaſtel zu verſchließen, und Jedermann, wer es auch ſey, bis zu weitern Befehlen, den Eingang zu verweigern. Die übrigen Lords waren, von ihm beſchieden, in einem hintern Saale des halbverfallenen Gebäudes verſammelt und harreten ſchon ſeit einiger Zeit auf ſeine Rückkunft. Die hohe gothiſche Wölbung, das finſtere öde Anſehen dieſes ſeit vielen Jahren unbenutzten Zimmers; die Stille, die in dieſem ganzen weitläufigen Gebäude herrſchte; der Ausdruck einer heftigen und ungewöhnlichen Gemüthsbewegung, der ſich faſt auf allen Geſichtern durch die gewaltſame Zurückhaltung nur noch merkbarer hervordrängte: alles dieß wirkte wieder von außen nach innen, und vermehrte die unnatürliche Anſpannung, in welcher ſich ein Jeder, wiewohl in ſehr verſchiedenen Modifikationen, befand.

Niemand hatte dieſen Schritt aus Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit, nur Wenige aus dem ſelbſtſtändigen Erkenntniß der Nothwendigkeit und Nützlichkeit gewagt. Die Meiſten waren nur von der Beſorgniß hergejagt und hatten ſich hier eingefunden, weil es ihnen darum zu thun geweſen war, aus dem Tower zu entwiſchen. Das Gefühl, entwiſcht zu ſeyn, verließ ſie alſo auch hier noch nicht, und vereinigte ſich mit der gemiſchten Empfindung von dem Unrecht und der Unſicherheit des Ausgangs einer kühnen Unternehmung, die ſie mit jedem Augenblicke, wiewohl noch im Dunkeln, näher rücken ſahen.

Durch alles dieß erregt, ſchlich ſich ein ſchüchternes, Mißtrauen verrathendes Schweigen durch die Geſellſchaft; kaum wagte es Einer, den Andern anzuſehen, geſchweige denn, ſein Herz gegen ihn aufzuſchließen. Wiewohl ein Jeder überzeugt war, daß der Andere empfinde, wie Er, ſo wagte er es doch nicht, zuerſt ſeine Gedanken und Empfindung dem Andern mitzutheilen; und wiewohl ein Jeder ahnete, was geſchehen ſollte, und auch entſchloſſen war, an ſeinem Theil zur Ausführung mitzuwirken; ſo

fühlte er doch noch das Bedürfniß, durch einen mündlichen Vortrag, oder irgend ein anderes Motiv von außen, in dieſem Entſchluß befeſtigt und gegen alle zufällige Hinderniſſe geſtählt zu werden.

Beträchtlich verſchieden hievon war freilich die Stimmung der wenigen, eigentlich Verbündeten Arundels. Die helle Ueberſicht über die ganze Lage der Dinge, die ſich Cecils ſcharfer Blick zu verſchaffen gewußt hatte, ließ ihn mit unverletzlicher Zuverſicht den Ausgang voraus ſehen. Zufrieden erblickte er ſchon im Geiſt Marien auf dem Throne und ſich in ſeinem Poſten beſtätigt, und machte in voraus Plane, wie er ſich unter dieſer, wahrſcheinlich ſehr kritiſchen, Regierung darin erhalten und wo möglich ſeinen Einfluß noch vermehren könne.

Nicht ganz ſo ohne Furcht und Ungewißheit war der Graf von Pembrocke. Die nahe Verwandtſchaft mit der Königin und ihrer Familie lag ihm wie Bley auf dem Herzen. Finſter und in ſich gekehrt ſaß er von den übrigen abgeſondert, und überhäufte ſich ſelbſt mit Vorwürfen über ſeine Kurzſichtigkeit, nach welcher er nicht

damals ſchon vorausgeſehen, es werde und müſſe ſo kommen, als er ſich auf die thörichte Heirath eingelaſſen habe. Jedoch beruhigte er ſich einigermaßen durch den Entſchluß, auf eine entſcheidende Weiſe ſeine Anhänglichkeit für Marien zu erkennen zu geben, und wenn es nicht anders ſey, ſich von ſeinem Sohne ganz loszuſagen, und alle Schuld auf ihn zu wälzen.

Während Pembrocke ſich mit Kampf und Anſtrengung bis zu dieſem Entſchluſſe vorarbeitete, ſuchte Wincheſter in ſeinem Gedächtniſſe die Bruchſtücke des verfallenen Gebäudes ſeines katholiſchen Glaubens zuſammen, um, wo möglich, es noch vor Mariens Ankunft ſo herzuſtellen, daß man ihm die Vernachläſſigung und Verlaſſenheit nicht weiter anſehen könne.

Arundel endlich fühlte nur das Treiben und Arbeiten des Haſſes, der Rachſucht und des Ehrgeizes in ſeinem Herze, durch die Ausſicht auf das nahe Ziel verſtärkt, und dadurch alle ſeine Geiſteskräfte zu einer höhern Regſamkeit angefeuert; durch ihn war es bis dahin gediehen, durch ihn mußte es vollendet werden. Er fühlte, daß den Meiſten noch eine Nachhülfe und Unter-

ſtützung noth ſey, und daß dieſe von ihm aus- gehen müſſe.

Schon harreten die Uebrigen verſammelt, und dieß Harren vermehrte die Gemüthsbewegungen, die in ihnen ſich regten, mit jeder Minute. Jetzt trat Arundel ſchnell in die Verſammlung. Die Nächſten ſchauderten zuſammen über ſeinen Anblick, als über eine unangenehme Ueberraſchung. Ein wildes Feuer brannte in ſeinen Augen; Entſchloſſenheit und Kraft legte ſich in dem raſchen und feſten Gange und in der Bewegung ſeiner Gliedmaßen zu Tage. Flüchtig grüßte er die Verſammlung, und nahm, ohne die gewöhnliche Cärimonie, den Sitz ein, den er am erſten erreichte. Die Uebrigen folgten ſchweigend ſeinem Beyſpiele. Aller Augen hingen voll begieriger Erwartung auf ſeinem ernſten Geſichte. Er nahm ſogleich das Wort, und ſeine unſtudierte Anrede drang kraftvoll und hinreiſſend von Ohr zu Ohr, und von Herz zu Herz; wie ein Strom, der endlich gewaltſam ſeine Verdämmung durchbricht, heftig ſich von einer Seite zur andern an die gekrümmten Ufer ſtürzt.

»Sind wir denn wirklich itzt in Freiheit und »Sicherheit?« rief er. »Iſt es kein Traum, »daß wir nunmehr die Sklavenketten zerbrochen »haben, die uns bisher feſſelten? Bey dem all»mächtigen Gott! Mylords, ich begreife es »nicht, was uns in dieſe ſchändliche Sklaverey »gebracht hat; wenn es nicht Teufelskünſte wa»ren, deren ſich die ſchamloſeſte Hintergehung »und die übermüthigſte Herrſchſucht bediente, um »alle unſere wirkſamen Kräfte zu lähmen, und »das Gefühl unſeres Muths, unſeres Stolzes »und unſerer Pflicht in unſerer Seele zu er»ſticken!« —

Er ſchwieg einige Sekunden, und ſchaute mit raſchen, ſtrengen, tiefdringenden Blicken von Antlitz zu Antlitz, in dem Kreiſe der Verſammlung umher. Faſt alle Augenliede ſenkten ſich durch den Druck der Beſchämung und des Schuldgefühls. Faſt alle gewährten einen Anblick, als ſtänden ſie vor einem Richter, der ſie einer Schandthat zeihe, von der er eben ſo rein ſey, als bereit, ſie mit Ernſt und Strenge zu beſtrafen. Cecil allein ſchauete ruhig und gelaſſen vor ſich hin; nur ein etwas belebtes Feuer in

ſeinen Augen foderte Arundel auf, weiter zu re-
den. Dieſer bemerkte es, und fuhr, wiewohl
etwas gemäßigter fort:

»Doch mag das Vergangene ruhen bey dem
»Vergangenen. Jetzt iſt nicht Zeit zu unterſu-
»chen, ſondern zu entſchließen und zu handeln.
»Uns alle drückt eine gemeinſame Verſchuldung.
»Gemeinſchaftlich müſſen wir ſie abzuwälzen ſtre-
»ben. Wer anders denkt, der ſtehe auf. Noch
»iſt ihm der Weg, in ſeinen Kerker zurückzukeh-
»ren, offen. Wer mag es ihm wehren, wenn
»er raſend genug iſt, muthwillig ſein Verderben
»auf ſich herabzureiſſen; ſich für einen Nichts-
»würdigen aufzuopfern, der, um ſich zu retten,
»keinen Augenblick Bedenken tragen würde, ſeine
»getreuſten Anhänger zu verrathen? Niemand
»ſage, wir haben ihm Wort und Handſchlag ge-
»geben. Redlichkeit gilt nur gegen den Redli-
»chen. Einem Schalk Wort zu halten, wäre
»Dummheit oder ſelbſt Schurkerey. Und wer
»mag es läugnen, daß ihm nicht Wort und Ver-
»ſprechen ein Kinderſpiel, Betrug und Bosheit
»Bedürfniß, und der ſchwärzeſte Undank zur an-
»dern Natur geworden ſey?« —

Er

Er hielt abermals inne, als ob er erwarte, daß man ſeine Auffoderung für Ernſt annehme. Ein abermaliges tiefes Schweigen war die einzige Antwort. Endlich ſagte Cecil mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe:

»Ihr habt wahrlich ein hartes Wort geredet, »Mylord, mögt Ihr es auch beweiſen? —

»Beweiſen?« fuhr Arundel mit allmählig ſteigendem Affekt fort; »bedarf es da Beweiſes, »wo die allgemeine Erfahrung nur Eine ſchreiend »laute, überall gräßlich verſtärkt wiederhallende »Stimme hat! Beweiſen? Mußt Ihr auch be»weiſen, die Peſt ſey ein wüthendes, unheilba»res Uebel; wenn alle Einwohner von London »unter Schmerzen und Eiterbeulen jammern, »und Tauſende, von ihr gemordet, auf allen »Gaſſen liegen! beweiſen? — Beweiſen ſoll »ich, verlangt Ihr, daß Northumberland ein »Ehrloſer, ein niedriger Heuchler und Schmeich»ler, ein Betrüger, ein Verräther an Freund »und Vaterland — ein Mörder, ein teufliſcher »Königsmörder! ein Tyrann, ein undankbarer, »unerſättlicher Tyrann ſey? beweiſen ſoll ich, was »an eines jeden redlichen Engländers Herzen ſeit

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

»Jahren mit einer auszehrenden Wuth nagt; »was das Gerücht nach allen vier Weltgegenden, »mit lauter gellender Stimme ausgeſchrien hat, »und weshalb der verächtlichſte Bettler anderer »Nationen mit Verachtung auf dieß Reich und »alle ſeine Einwohner herabblickt? —

»Ja, bey Gott, ich will es beweiſen,« fuhr er etwas gemäßigter fort, »wenn man dem Beel»zebub beweiſen muß, daß er der Oberſte der »Teufel ſey. Wie lange iſt es, daß jeder recht»liche Mann den ſittenloſen, in Wollüſte aller »Art verſunkenen Vicomte von Lisle mit öffent»licher Verachtung mied; daß jeder ſein ehrliches »Weib vor ſeiner verpeſtenden Nachbarſchaft zu »bewahren; jeder, der eine unſchuldige Tochter »hätte, ſie nur vor dieſem Verführer zu ſichern »bemüht war? Iſt Einer unter Euch, der nicht »ſo gut wüßte wie ich, daß ſeine verfluchte Falſch»heit und teufliſche Zwiſchenträgerey den Sa»men der Feindſchaft zwiſchen die Brüder Sey»mour ſtreuete, und, durch unabläſſige Bemü»hung, bis zu der Hervorbringung jener gedeih»lichen Früchte aufzog, die das Herz des Pro»tektors vergifteten, und dem Admiral den Tod

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

»zuwege brachten? Wer wagt es zu läugnen, »daß er eigentlich den unglücklichen Admiral auf »das Blutgerüſte führte, und die Hand des »verblendeten Somerſet zu jenem empörenden »Brudermorde leitete? Wer mag es rechtferti»gen, daß er die Gutherzigkeit dieſes edlen Lords »unter der Larve der Freundſchaft und der treue»ſten Ergebenheit ſo ſchändlich hintergieng, ihn »durch ſeinen Ahitophelsrath abſichtlich zu tau»ſend Fehltritten verleitete; ihm die Achtung des »Volks raubte, ihn mit dem Haſſe des Adels »belaſtete, ihn endlich, durch das Gewebe ſeiner »Intriguen, ſo umſchlang, daß er ihn, unter»ſtützt durch den Patriotismus der edelſten, eben»falls durch ihn getäuſchten Männer des König»reichs, zu Boden werfen, und dann ſtolz und »ſchamlos auf ſeinen Nacken treten konnte? — »Iſt Einer unter Euch, Mylords, der in dieſem »Augenblicke fühlt, daß ich der Wahrheit Ge»walt anthue, der ſtehe auf und ſtrafe mich Lü»gen!« — —

Abermals ein Minutenlanges Stillſchweigen. »Alſo, Keiner will zur Seligſprechung dieſes Hei»ligen ſein Gebet und Fürbitte hergeben; und »doch, wäre er damals von dem Herzog von So-

»merſet ermordet worden, als dieſer, durch ſeine »heimlichen und namenloſen Verfolgungen, zur »Verzweiflung gebracht, mit dieſem Entſchluß »an ſein Bette trat; er hätte es verdient, in »Vergleichung der Schulden, die er ſeitdem noch »auf ſeine Seele häufte. Undank, o der ſchänd»lichſte ſchwärzeſte Undank gegen ſeine Freunde, »auf deren Schultern er zu dem Gipfel ſeiner »Größe aufſtieg, bezeichnet mit ſchwarzen ſcheuß»lichen Zügen die erſten Schritte dieſes erhabe»nen Patrioten auf der Bahn ſeiner Staats»verwaltung. Aber freilich mußte der Graf von »Southampton aus Verzweiflung den Giftbecher »ergreifen; freilich mußte ein edler Lord Paget, »auch ich, unter dem Druck der ſchändlichſten »Ungerechtigkeit, mit hundert andern, eben ſo »edlen, ſcharfſehenden und entſchloſſenen Männern, »im Gefängniß ſchmachten; mußte er Euch alle »durch die gleißende Schlinge ſeiner Liſt oder »durch die eiſerne Kette der Gewalt zu Sklaven »machen, und in dieſer Sklaverey bis dieſen Au»genblick erhalten, — wenn er ſeinen großen er»habenen Plan, für die Beglückung des Reichs, »ausführen; wenn er die edle Natur des wunder»volleſten Kindes, was je ein Weib zur Welt

„gebahr, vergiften; wenn er den Adel ausſau„gen, entkräften und die Nation unter ſeine „Füße treten; wenn er durch Härte und Verfol„gung die göttliche Religion entehren; wenn er „den Oheim des Königs durch die unſchuldige ver„führte Hand des betäubten und unterdrückten „Neffen morden; wenn er den liebenswürdig„ſten, hoffnungsvollſten, angebetetſten König, „mit dem jemals die Welt beglückt wurde — „o der beyſpielloſen Abſcheulichkei! — auf die „Seite ſchaffen wollte, um den Thron vollends „an ſich zu reiſſen, und ſeine Tyranney für im„mer gegen jeden Angriff zu ſichern! —

„Ueberſchauet das Leben dieſes Menſchen, „Mylords, und Ihr werdet nur Ein dichtes un„auflösliches Gewebe von Intriguen und Ge„waltthätigkeiten erblicken. Nie war ihm etwas „ehrwürdig, etwas heilig genug, das nicht ſein „Eigennutz entweiht hätte, ſobald er es zu ſei„nen Abſichten benützen konnte. Die heiligſten „Grundſätze der Redlichkeit und Treue ſind nie „ſo ſchändlich gemißbraucht, die edelſten Gefühle „der Liebe und Freundſchaft nie ſo ſchamlos ent„weiht, und die Religion ſelbſt nie, durch die

„verworfenſte Heucheley, ſo gotteslåſterlich zum „Deckmantel frevelhafter Abſichten genützt wor„den, als von ihm. Da er die Proteſtanten „ſtürzen wollte, machte er die Katholiken glau„bend, er ſey ihnen ergeben. Sie halfen ihm, „ſeine Nebenbuhler aus dem Wege ſchaffen, um „ſich in ihm einen Beſchützer zu erwerben. Ha! „ein herrlicher Beſchutzer. Eben dieſer, den die „Katholiken auf die erſte Stufe am Throne ho„ben, quålte den von ihm gemordeten Kỏnig in „den letzten Stunden mit der Furcht vor der „Ausbreitung der Katholiken und ihrer Lehr„ſätze. —

„Edle, gerechte, weiſe Våter einer ſo ſchånd„lich gemißbrauchten, ſo durch Entehrung und „Schande vor der ganzen Welt ỏffentlich, unaus„lỏſchlich gebrandmarkten Nation! — Iſt Un„wahrheit und Verdrehung in meiner Rede, ſo „ſtraft mich Lůgen, nennt mich einen ehrloſen „Verlåumder, und laßt mich, mit dem Hunde „um meinen Nacken, durch die Gaſſen von Lon„don führen!“ —

„Nein! Nein! bey Gott! es iſt Wahrheit! „Alles ſcheußliche, verfluchte Wahrheit! Schande

»über den Verräther, Fluch und Verderben dem »Undankbaren! Die Hölle dem Mörder, dem »Königsmörder!« — ſchrien alle Stimmen, im wilden Ausbruch des höchſten Affekts durch einander. Manche erhoben ſich, und ſtampften wild und fürchterlich mit den Füßen; Andere gaben ſich die Hände, zum Verderbensbunde über Northumberland; der Graf von Pembrocke, den die ſteigende Unruhe längſt von ſeinem Sitze aufgehoben, fluchte laut auf ſich ſelbſt, daß er mit einem ſolchen Menſchen Gemeinſchaft gepflogen. Im Ausbruch ſeines Affekts ergriff er den Stuhl, hinter welchem er geſtanden, hob ihn in Höhe, und ſetzte ihn ſo gewaltſam wieder nieder, daß er die hintern Fugen deſſelben zerſchmetterte.

Cecil ſaß auch itzt ruhig, ohne die geringſte Veränderung ſeiner erſten Geſichtszüge; ohne die geringſte unwillkührliche Bewegung irgend eines Muskels. Als der Sturm der Ausrufungen gelinder und ſeine mäßige Stimme hörbarer wurde, nahm er das Wort:

»Wohl habt Ihr bewieſen, Mylord, Ihr »habt uns ein ſcheußliches Gemälde gezeigt, und »dennoch, ſoviel ich beurtheilen mag, Euren

„Pinſel nur in die Farben der Wahrheit getaucht.
„Allein was nutzt es den Abgrund zu zeigen,
„ohne zugleich den Steg, auf welchem man hin-
„überſchreiten könne? Zu ſchrecken verſteht Ihr;
„allein das wiſſen wir Euch wenig Dank, ſo
„Ihr nicht auch zu rathen vermögt.“

„Wozu iſt rathen nöthig, wenn es nur auf „den Entſchluß ankommt?“ rief Arundel im enthuſiaſtiſchen Eifer. „Noch liegt die Brücke „breit und feſt über dem Abgrunde; faßt nur „Muth darauf zu treten, und mit Entſchloſſen„heit hinuber zu ſchreiten. Waren wir von der „Gewalt zu Boden gedrückt, was hindert uns, „da ſie von uns gewichen iſt, aufzuſtehen und „fortzuwandeln? Freilich ſtehen auch unſere „Namen unter dem Erbfolge-Dokument, was „der Gewiſſenloſe dem ſterbenden König ent„lockte; aber wenn ich nach mir auch Euch beur„theilen darf, ſo ſetzten wir ſie damals nur hin, „um ſie itzt mit deſto größerer und entſcheidenderer „Sicherheit wieder auslöſchen, und mit ihnen „das ganze aufrühreriſche Dokument vernichten „zu können. So wir itzt auftreten, und die „Prinzeſſin Maria zur Königin ausrufen laſ-

„ſen; — wer vermag uns zu beweiſen, daß „wir jemals von ihr abgefallen ſind? Die Klug„heit kann nur dann, wenn die Gewalt ſie be„gleitet, gerade emporgereckt auf der geraden „Straße nach dem Schlendrian einherſchreiten. „Wird ſie von dieſer verlaſſen, oder ſieht ſie die„ſelbe als ihre Feindin auf ſie eindringen; ſo „bleibt ihr weiter nichts übrig, als gebückt, oft „der Erde gleich, unter dem Gebüſch fortzukrie„chen. Wenn ſie dann nur zur rechten Zeit und „am rechten Ziele erſcheint, und bey den letzten „entſcheidenden Schritten feſt und kraftvoll auf„tritt; wer wird es ihr vorwerfen, daß ſie nicht „auf dem geraden Wege blieb, wo ſie ihrem Un„tergange auch gerade entgegen gegangen wäre?

„Wir, edle Lords und Freunde, wir ſind „itzt an dieſem Ziele; der Boden unter unſern „Füßen wird wieder feſt, der Horizont um uns „her wieder frey und heiter. Wohlan alſo, nur „den letzten Schritt raſch und feſt, und wir „ſtehen am Ziele, und heben die Fahne des Sie„ges ſtolz in die Höhe. Das Recht der Prinzeſſin „Maria iſt hell, wie der Schein des Tages. „Sie iſt Heinrichs Tochter, durch Geburt und

„Erbfolgegeſetze als Erbin der Krone beſtimmt und „beſtätigt. Schon mehrere Provinzen haben ſich „für ſie und ihre Gerechtſame erklärt, andere war- „ten nur auf den entſcheidenden Zeitpunkt, um ein „Gleiches zu thun; ein mächtiges Heer ſteht auf „der Seite der Tochter Heinrichs bereit, mit einer „blutigen Unterſchrift das Erbrecht derſelben zu do- „kumentiren. Schon iſt die Uebermacht der An- „wald ihrer Anſprüche, und täglich eilen Schaa- „ren auf Schaaren, als eben ſo viele unwider- „ſprechliche Beweiſe ihrer gerechten Sache, her- „bey. Northumberland iſt verhaßt und verlaſ- „ſen; wir ſind frey, und die Bürger von London „erwarten nur unſern Wink, um im freudigen „Ausruf die Königin anzuerkennen, die nach „göttlichen und menſchlichen Rechten nur allein „es wagen darf, ihre Hand nach der erhabenen „Krone dieſes Reichs auszuſtrecken, ohne die „Freiheit dieſer Nation zu beleidigen, und den „Ruhm derſelben, Angeſichts der ganzen Welt, „zu zernichten.

„Wenn dieß durch uns veranlaßt und ausge- „führt iſt, was wird dann noch zu fürchten ſeyn? „Im Beſitz von London iſt Maria Siegerin „von ganz England: Northumberland unter die

„Füße getreten, und mit der Laſt der Verſchul„dungen, die ihn ſodann allein drücken, bedeckt. „Wir haben dieſen Sieg bewirkt, wir haben alſo „die Königin auf den Thron erhoben; jeder „Schatten der Pflichtvergeſſenheit wird durch „den Glanz dieſes Verdienſtes verdrängt. Dank„barkeit wird in der Seele der neuen, durch „uns auf den Thron gehobenen, Regentin die „Stelle des Unwillens einnehmen; Belohnun„gen eben ſo ſicher unſerer warten, als wir bis „dieſen Augenblick noch Strafen fürchten mußten. „Bedarf es noch eines augenblicklichen Beden„kens? – Wir haben uns dann gerettet, den „Staat beruhigt, jede Schuld von uns abge„wälzt, und durch die Erfüllung unſerer Pflicht „uns zugleich noch die ſchönſte Genugthuung ver„ſchafft, für den Undank, den Druck und die „Mißhandlungen dieſes Nichtswürdigſten unter „den Menſchen.“ —

„Dem mag allerdings wohl ſo ſeyn,“ fiel ihm hier Cecil etwas lebhafter in die Rede, „und „Euer Vorſchlag mögte wohl gut ſeyn, wenn „wir nur für uns zu ſorgen hätten. Allein was „würde für die Religion, für das Reich daraus

»erwachſen, dafern die Prinzeſſin Maria durch »unſern Vorſchub den Thron beſtiege? Mich »dünkt, hierin iſt die weiſe Sorgfalt Mylords »von Northumberland nicht zu verkennen.«

»Nun ſo begreife ich nicht, was Vorwand »und Täuſchung iſt,« rief Arundel im ſcheinba- ren Unwillen. »Wie kann man auf Beſorgniſſe »dieſer Art nur einen Augenblick achten, wenn »ſie von einem Manne herrühren, der hinter »dem heiligen Panier des Glaubens mehr als »einen Edlen und Großen in den Kerker oder »auf den Scheiterhaufen führte, wenn er ſeinem »Ehrgeize im Wege ſtand? Folgt daraus, wenn »Maria den Lehren der Religion, worin ſie er- »zogen wurde, treu bleibt, daß ſie ſie auch An- »dern aufdringen wird? Hat ſie nicht vielmehr »ſelbſt zur Gnüge empfunden, wie hart Reli- »gionsdruck iſt, und wird ſie ihr eigenes Bey- »ſpiel nicht überführt haben, daß ſich Einſichten »durch Gewalt nicht ändern laſſen? Wie kahl »und elend erſcheint nun dieſer Vorwand, und »wie nackt geſellet ſich nicht ſein Zwillingsbruder, »den man Wohl des Reichs tauft, zu ihm!«

»Ich dächte doch nicht,« ſagte Cecil; »wer »bürgt uns dafür, daß die Prinzeſſin ſich einen »Gemahl aus dem Auslande wählt; — daß Eng»land dadurch wohl gar über lang oder kurz, zu »der Provinz eines andern Reichs werde?« —

»Aber, um Gottes willen,« unterbrach ihn der Graf von Arundel, »hat denn für einen ſol»chen Fall die Nation keine Stimme, das Reich »keine Geſetze mehr? Wie wird die Königin eine »Verbindung wagen können, der die Nation »widerſpricht? und geſetzt auch, dieß geſchähe; »laſſen ſich nicht ſelbſt die längſten Aerme der Kö»nige durch Geſetze, Rechte und Willkühren bin»den, womit dieß Reich ſo ſtattlich verſehen iſt? —

„Und ſo fodere ich Euch hiermit feierlichſt „auf, Mylords, ehe der Pöbel uns zuvorkömmt, „und durch ſein Beyſpiel uns an unſere Pflicht „erinnert, — die Prinzeſſin Maria als „die einzig rechtmäßige Königin an„zuerkennen, und dieß durch den Ausruf auch „öffentlich zu erklären.“

Dieſer Vortrag hatte Alle gewaltſam ergriffen, und die Meiſten in ein tiefes Nachdenken verſenkt.

das noch einige Sekunden nach Beendigung der Rede fortdauerte. Dieß war der Zeitpunkt, den der Graf von Pembrocke ängſtlich erwartet hatte, um durch eine auffallende Erklärung den Zorn ſeines Gewiſſens und den der Königin Maria zugleich zu verſöhnen. Wiewohl unter Allen am innigſten mit Northumberland verbunden, war er unter Allen der erſte, der ſich beſtimmt zu dem Verderben deſſelben erklärte.

„Ich bin kein Gelehrter,“ rief er, indem er plötzlich mitten in den Kreis der Uebrigen trat, „ich weiß nicht, wie man mit Worten umgehen „muß, um zu überzeugen. Wohl aber weiß ich „zu verfahren mit dieſem hier (indem er die Hand „an ſein Schwert legte) und dieſes ſoll auch — „wenn's Noth thut – ein Zeugniß ablegen, daß „ich die Königin Maria für die rechtmäßige Kö„nigin und meine allergnädigſte Beherrſcherin „anerkenne. Das iſt meine Meinung und meine „Erklärung; und Trotz ſey dem geboten, der ſie „für unrecht oder unehrlich hält!“ —

Bey dieſen Worten ſchaute er, noch immer die Hand an ſeinem Schwerte, im Kreiſe umher, als wollte er dadurch zum Beyfall und zur Nach-

folge auffodern. Auch blieb ſeine Erklärung nicht ohne Wirkung und Nachfolge. Schnell ertönte ein vollſtimmiger Zuruf von den Lippen Aller: „Auch wir erkennen Marien! Maria ſey Köni„gin! Man laſſe ſie gleich öffentlich ausrufen! „Laßt uns auf der Stelle ſie als die einzig recht„mäßige Königin ausrufen!“

Dieſe letzte Aeußerung erregte jedoch bey den kühlern Köpfen noch einige Bedenklichkeiten. Es ward die Frage aufgeworfen: Ob man nicht erſt den Herzog von Suffolk und Johanna Gray von dieſem Beſchluſſe förmlich benachrichtigen müſſe? Nach kurzen Debatten, wurde dahin entſchieden, daß dazu nach vollzogener Proklamation noch Zeit genug ſey. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anordnungen zu dieſer Feierlichkeit gemacht, die, nach einem einmüthigen Beſchluſſe, ſogleich vor ſich gehen ſollte.

Der geſchäftige Lord Wincheſter hatte ſich, während dieſer letzten Berathung, entfernt, um den Lord Mayor und die Aldermanns von London, auf den Fall eines wahrſcheinlich erwünſchten Beſchluſſes, in Bereitſchaft zu halten. Sie erſchienen auf Arundels Wink vor der Ver-

ſammlung, und legten, in den ungekünſteltesten Ausdrücken, ihre Zufriedenheit über den eben gefaßten Beſchluß an den Tag. — Von dieſen begleitet und von dem Wappenherhold angeführt, zog nun der Geheimerath, in feierlicher Prozeſſion, durch die Straßen von London, nach der Kreuzkirche an der Cheapſide. Bey jedem Schritte ward ihre Abſicht ruchtbarer, und bey jedem Schritte ſchloſſen ſich mehrere der angeſehenſten Bewohner der City an den feierlichen Zug. Der Pöbel lief im freudigen Getümmel zuſammen, und begleitete ſie mit einem fröhlichen Hurrah! von dem Orte ihrer Beſtimmung jauchzte ihnen eine eben ſo unzählbare Menge Volks auf gleiche Weiſe voll froher Erwartung entgegen.

Der Wappenherhold winkte, und bewegungsloſe, lauſchende Stille lag plötzlich auf der unüberſehbaren Menſchenmaſſe; einen Augenblick vorher noch ein tauſendfaches Gewimmel für Auge und Ohr. Der Herhold erhob nun ſeine gewaltige Stimme, und rief: **Maria, Tochter König Heinrichs des Achten, und der Königin Katharina, als einzig rechtmäßige Königin von England,**

Frank-

Frankreich und Irland aus. Kaum hatte er geendet, ſo verſchlang ein fürchterliches Freudengeſchrey ſeine Stimme. Unaufhörlich ſchallte der Zuruf: Es lebe die Königin Maria! gen Himmel; ein freudiger Wahnwitz ſchien auf einmal dieſen ganzen ungeheuern Menſchenhaufen ergriffen zu haben.

Der Graf von Pembrocke warf zuerſt, zur Bezeigung ſeiner Freude, den Hut zur Erde, und in dem Augenblicke waren tauſend Hüte auf dem Boden, und tauſend entblößte Köpfe ſtießen in dem freudigen Getümmel gegen einander; denn ein Jeder bückte ſich, um den Hut von der Erde auf, dem Jubelgeſchrey in der Luft nachfolgen zu laſſen.

Nur mühſam arbeitete ſich der Zug nach der Paulskirche, um durch das Abſingen des Te Deum die Feierlichkeit zu vollenden. Als von hieraus der Zug nach Baynards Kaſtel zurückgieng, war das Gedränge des Volks noch ſtärker und ungeſtümer geworden. Stets neues und heftigeres Jubelgeſchrey und Jauchzen erſcholl durch das Lauten der Glocken von allen Thürmen Londons, und den Schall der Inſtru-

mente, die überall, aus öffentlichen Häuſern und an den Ecken der Straßen, in die allgemeine Fröhlichkeit einſtimmten.

Wie wenig bedarf es da, wo die Freude wirklich herrſcht, der Vorbereitungen und Anordnungen, um ihr durch Freudenbezeigungen zu huldigen! So lange es Tag war, loderten auf allen Plätzen Freudenfeuer, und der Nacht glänzte ſchon die üppigſte Erleuchtung, aus den Fenſtern aller Häuſer, noch ehe ſie eingebrochen war, entgegen. Ueberall ſah man Gaſtmähler und fröhliche Zuſammenkünfte. Der Drang, ſeine Freude öffentlich zu zeigen, war ſo gewaltſam, daß er ſich nicht in Zimmer und Häuſer einengen ließ. Vor den Thüren, ſelbſt mitten auf den Gaſſen, ſtieg der Dampf von den reichlichbeſetzten Tafeln auf, und die Toſt's der fröhlichen Zecher hallten nur an der Decke des Sternenzeltes wieder.

Gab dieß ſchon dem ruhigen Beobachter reichlichen Stoff zu Gloſſen über das menſchliche Herz; ſo erhielt er beſonders noch ſchätzbare Beyträge durch das Betragen der Katholiken. Kaum war der Name Mariens als Königin durch die Straſſen und Häuſer gedrungen; ſo ſchien, wie ein

alter Schriftſteller ganz naiv ſagt, London aus einer Stadt auf einmal in einen katholiſchen Tempel verwandelt zu ſeyn. Ueberall vor den Thüren und Fenſtern erſchienen Krucifixe, gemalte und geſchnitzte Heiligenbilder, auf Tiſchen, wie Altäre aufgeputzt, und mit Kerzen geziert; Männer und Weiber, mit langen Roſenkränzen am Arm und Gürtel, wandelten auf den Gaſſen; Prieſter, die ſich vorher kaum verkleidet aus ihren Schlupfwinkeln gewagt hatten, ſchritten in ihrer Meßkleidung einher, und ſchauten dreiſt und ſtolz einem Jeden, der ihnen begegnete, ins Geſicht. Als endlich die Freude des Weins ſich mit der Freude der Hoffnung vereinigte, warfen ſie jede Zurückhaltung von ſich, und zeigten ſich ganz in ihrer alten und eigenthümlichen Geſtalt. Lautes heftiges Geſchrey über Druck und Ketzerey, Kontroverſen, Schimpfen und Verfluchen, ſchallte hin und wieder laut genug in die Jubellieder der Freude, und ſchon heute blieb das Grab Eduards und die einſame Kammer der verlaſſenen Johanna nicht vor ihrem Schimpfen und Schmähen geſichert.

Die Proteſtanten bemerkten dieß allerdings mit Erſtaunen und Unwillen, und wenn dieß nicht ſchon itzt den Rauſch ihrer Freude durch ernſte Befürchtungen vor der Zukunft ganz niederſchlug, ſo minderte es ihn wenigſtens bey Manchen doch in einem beträchtlichen Grade.

Während der Lord Arundel als Courier nach Flamlingham Kaſtel eilte, erhielt der Graf von Pembrocke, auf ſein Anſuchen, den Auftrag, an der Spitze von hundert und funfzig Mann, auf deren Ergebenheit der Geheimerath am ſicherſten rechnen konnte, nach dem Tower zu gehen, ſich deſſelben im Namen der Königin Maria zu bemächtigen, und dem Herzog von Suffolk anzudeuten, daß er ſich unverzüglich vor dem Geheimerath nach Baynards Kaſtel ſtellen ſolle.

Längſt hatte der Auflauf und das laute, anhaltende Jubelgeſchrey den Herzog aufmerkſam gemacht. Er erſtaunte nicht wenig, als er auf ſeine Nachfrage erfuhr, was vorgieng. Wie eine Bildſäule ſtand er und ſchaute mit ſtarrem lebloſen Blicke den Lieutenant des Towers an,

durch welchen er dieſe Nachricht einzog. Auf dieſen dumpfen Schrecken folgte ein ungeſtümes Toben des ſo unerwartet erſchütterten Stolzes. Der Vater einer Königin, und nun — ein Hochverräther. Dieſe letzte Vorſtellung ergriff ihn auf einmal mit einer quälenden Angſt, und unterdrückte vollends das Wenige von Entſchloſſenheit und Muth, was ihm überhaupt von der Natur zu Theil geworden war. Durch ſeine Unruhe umhergetrieben, ſtürzte er in Cranmers Zimmer, und überfiel ihn in ſeinen ruhigen Meditationen, mit dieſer für ihn eben ſo überraſchenden als erſchütternden Neuigkeit.

»Was ſoll ich thun, Mylord,« ſchrie er, »womit ſollen wir uns retten?« —

Ruhig hörte ihn der Erzbiſchof an; ſchüttelte ſchweigend und nachdenkend den Kopf, und ſagte dann mit der ihm eigenen eindringlichen Gelaſſenheit:

»Ich habe es gleich anfangs geſagt, und »nachher ſtets gedacht, daß die Vorſehung mit »dieſem Verfahren nicht zufrieden ſeyn könne. »Es ziemt ſich nicht für den unwiſſenden ſchwa»chen Menſchen, ſie meiſtern zu wollen. Ob

»Ich's gleich nicht billige, daß die Lords vom Ge»heimenrath ihren Eid gebrochen haben, ſo muß »ich doch auch geſtehen, daß wir ſämtlich Unrecht »thaten, da wir ihn leiſteten.«

»Aber, wozu dieß alles, Mylord?« unterbrach ihn der Herzog in höchſter Ungeduld. »Ich »will keine Predigt, ich will Rath! Was ſollen »wir thun?« —

»Der Vorſehung uns demüthig und willig »unterwerfen!« erwiederte der Erzbiſchof. »Seht »Ihr nicht Gottes Finger, Mylord? laßt uns »ihm folgen, und ſo, wenn es möglich iſt, durch »unſere Reue wieder gut machen, was wir durch »unſern Fürwitz ſchlimm gemacht hatten.«

Nachdem er dieß geſagt, ſtand er auf, und fing an einige Papiere auf ſeinem Arbeitstiſche zuſammenzulegen, als ob er ſich zum Weggehen bereit machen wolle. Der Herzog gieng indeſſen, durch dieſe letzte Antwort Cranmers eben ſo wenig befriedigt, als durch jene erſte, anfangs heftig, dann mäßiger, dann wieder heftiger — im Zimmer auf und nieder, und blieb endlich ſchnell vor dem Erzbiſchof ſtehen.

»Alſo,« rief er, »ſoll nun meine Tochter »demüthig und ſchimpflich, ohne alles Widerſtre- »ben von dem Throne herabgeworfen werden, den »ſie erſt vor neun Tagen beſtiegen hat?« —

»Laßt ſie ſelbſt herabſteigen,« erwiederte Cranmer, und der Ton ſeiner Stimme ward abſichtlos etwas ſtrenger und ſtrafender, »ſo wird »dieß ehrenvoller für ſie ſeyn, als da ſie hinauf »gehoben wurde. Auch hat ſie dieß ſchon damals »gar wohl gefühlt, und Ihr ſelbſt wißt am be- »ſten, wie ſehr ſie ſich ſträubte. Wenn Ihr be- »denkt, Mylord, daß Ihr die edle Lady Jo- »hanna zwanget, auf dieſe gefährliche und wan- »delbare Höhe zu ſteigen; ſo mögt Ihr wohl »überlegen: ob Ihr durch unzeitigen Wider- »ſtand ſie nicht vollends zu Grunde richten »würdet. Wer mag der gewaltigen Hand des »Herrn widerſtehen! Unterwerft Euch in De- »muth, und ſie wird Euch erretten; widerſtrebt »im Hochmuth, und ſie wird Euch zerſchmettern.«

Dieſe letzten Worte fielen mit ihrem ganzen Gewicht auf Suffolks Seele, und zernichteten auf einmal das letzte ſchwache Widerſtreben ſei- nes kleinlichen Stolzes. Er ergriff Cranmer bey

der Hand, und dankte ihm treuherzig: daß er ihn zurecht gewieſen habe. »Aber, wohin geht »Ihr?« fragte er ängſtlich, indem er bemerkte, daß der Erzbiſchof ſich zum Weggehen bereitete.

»In die Paulskirche, um dem Te Deum »beyzuwohnen;« erwiederte Cranmer, der ſich nun durch den Entſchluß des Geheimenraths auch ſeines halb erzwungenen Eides völlig entbunden und ſehr erleichtert fühlte. »Ich dächte, Ihr gelei- »tetet mich, um öffentlich zu zeigen, daß Ihr kein »ferneres Dichten hegt, Euch der Fügung Got- »tes noch ferner widerſtrebend entgegen zu ſtel- »len; — doch nein, Eure Pflicht ruft Euch doch »zunächſt zu der Lady, Eurer Tochter.« —

»Ich bitte Euch, Mylord,« unterbrach ihn der Herzog — »geht mit zu ihr. Ihr habt Be- »redſamkeit und frommen troſtreichen Zuſpruch; »beruhigt ſie, wie Ihr mich geſtärkt habt.«

»Die Lady bedarf meines Zuſpruchs nicht; »ſie iſt weiſer, denn wir beide. — Mein Amt »und mein Beruf führt mich itzt in das Gottes- »haus; von da in meine Wohnung. Dort will »ich warten, was der Allmächtige über mich wei-

»ter zu verhängen, in ſeinem ewigen Rathe be-
»ſchloſſen hat.«

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, ohne weitere Zögerung, ſo ſehr auch der Herzog noch mit Bitten und Zureden in ihn drang, um die Feierlichkeit nicht zu verfehlen. Bey dem Ausgange aus dem Tower hörte man ihn in dem ſanfteſten Ausdruck herzlicher Rührung ausrufen: »Unerforſchlicher, wer mag deine Rathſchlüſſe »ergründen!«

Nach einem erneuten Sturm in ſeinen Gefühlen, eilte nun Suffolk dem Zimmer ſeiner Tochter zu. Johanna hatte ſo eben der Lady Trogmorton, ihrer erſten Hofdame, unter den gewöhnlichen Cärimonien den beneideten Auftrag gegeben, in ihrem Namen Pathenſtelle bey dem Kinde Sir Eduard Underhills, eines ſehr begünſtigten Höflings, zu vertreten. Ein gnädiges königliches Handſchreiben, königliche Geſchenke, und ein königlicher Prunk begleiteten die Lady zu ihrer Beſtimmung.

Nachdem Johanna dieſe wichtige königliche Angelegenheit in allen ihren Details ſelbſt angeordnet und beſorgt hatte, ſaß ſie bey dem Eintritt

ihres Vaters, wie gewöhnlich, unter ihren Hofdamen, und erklärte ihnen eine Stelle aus dem Sympoſion des Plato. An ihrer Seite lauſchte Guilford, wie es ſchien, mit der größeſten Anſpannung, auf ihren Vortrag. Allein in der That hing ſein Blick nur an ihren Augen, ruhete auf ihren Lippen; ohne im Ernſt auf das zu merken, worüber ihn dieſe Lippen und Augen belehreten.

Eben ſo täuſchend, und überdem nur aus Abſichten des Intereſſe und aus Subordination erkünſtelt, war die Aufmerkſamkeit ihrer übrigen Zuhörer. Obgleich keine der Lady's, von der älteſten Oberhofmeiſterin bis zu dem jüngſten Kammerfräulein, im Stande war, dieſem hirnloſen Geſchwätze, (wie ſie es im Herzen und gegen einander, in vertraulichen Andeutungen, benannten), nur den geringſten Geſchmack abzugewinnen; ſo war doch jede Aeußerung der lebhafteſten Aufmerkſamkeit an ihnen wahrzunehmen, welche Schmeichelei und Unterwürfigkeit ſo täuſchend nachzuahmen verſtehen. Alle kamen im Herzen darin überein, nie etwas langweiligeres geleſen oder gehört zu haben, als die aus-

führlichen Erläuterungen, welche Johanna über den platoniſchen Begriff von der Liebe verbreitete; und dennoch ſtrömten Aller Lippen von ſympathetiſcher Bewunderung über. Die Unterbrechung, welche der ſchnelle und geräuſchvolle Eintritt des Herzogs verurſachte, war daher der ganzen Geſellſchaft — etwa Guilford ausgenommen — nichts weniger als unangenehm; ob ſich gleich auf jeder Stirne in dem Augenblick des Umſehens die Falten des Verdruſſes unwillkührlich zuſammenzogen.

Indeſſen hatte ſich Johanna von ihrem Sitze erhoben, um ihrem Vater entgegen zu gehen. Allein, bey der langſamen Feierlichkeit ihres ganzen Betragens, ſtand er ſchon vor ihr, ehe ſie ſich nur um einige Schritte vorwärts bewegt hatte. Der Alte ergriff die Hand ſeiner Tochter, öffnete den Mund, als ob er etwas ſagen wollte; ſchloß ihn aber in demſelben Augenblick wieder. — Stumm und ſtarr ſah er Johannen, mit einer Thräne im Augenwinkel, einige Sekunden an. — Johanna wurde beſtürzt, die Uebrigen erſtaunten; alle waren in der angeſpannteſten Erwartung, wohin ſich dieß räthſelhafte Betragen des Herzogs auflöſen werde.

Dem Leſer wird es nicht räthſelhaft bleiben, dafern er dieſen Umſtand nicht überſieht. Auf dem Wege zu dem Zimmer Johannens, war es dem Herzog wieder ſchwer aufs Herz gefallen, daß ihm Cranmer vorgeworfen hatte: er habe ſeine Tochter zur Annahme der Krone gezwungen; ſey alſo eigentlich an ihrem Unglück ſchuld. Aus der Unruhe hierüber war der Vorſatz entſtanden, ihr die Unglückspoſt mit ſo viel Behutſamkeit und Glimpf, als nur immer möglich, beyzubringen. So ſcheut ſich der reuige Mörder, die Wunde ſeines Freundes nur mit der Sonde zu berühren, wiewohl er eine Stunde vorher, ohne Bedenken, ſeinem Ehrgeize zum Opfer, ihm den Degen in die Bruſt ſtieß.

Sorgfältig ſuchte Suffolk nun nach einer milden beruhigenden Anrede. Als der Vater einer ſo beredten Tochter, hatte er ſich längſt auch der Wohlredenheit befliſſen. Auch glaubte er gar bald, große Fortſchritte gemacht zu haben, und wurde nur zuweilen, durch die Schwierigkeit einen zierlichen und geſchickten Anfang ſeiner Rede zu finden, in dieſer vortheilhaften Meinung von ſich ſelbſt etwas irre gemacht.

Nie hatte indeß der gute Herzog dieſe Schwierigkeit mehr empfunden, als bey dieſer Gelegenheit. Vergebens hatte er, auf dem Wege nach dem Zimmer ſeiner Tochter, überall umhergeſucht. Beym Eintritt in daſſelbe wurde er, eben dieſer Meditationen wegen, durch den Anblick der Verſammlung ſo überraſcht, daß er ſeinen Vorſatz völlig vergaß, und auf Johannen zueilte, um ſeiner Gewohnheit nach, die Laſt, die ihn auf dem Herzen drückte, mit einemmale abzuwälzen. Schon ſchwebte das erſte Wort auf der Zunge, als ihm der vergeſſene Vorſatz wieder einfiel, und jenes plötzliche Verſtummen bewirkte. Aengſtlicher als vorher, obwohl nicht mit mehr Glück, ſuchte er aufs neue nach dem Anfange einer glimpflichen Anrede.

Seine ungewöhnliche Gebärdung mußte natürlich auch einen ungewöhnlichen Eindruck auf die Königin machen. »Was iſt Euch, mein Vater?« fragte ſie erſchrocken und beſorgt. »Seyd Ihr »nicht wohl, mein Vater?« rief ſie noch ängſtlicher, da er auf ihre erſte Anrede nicht geantwortet hatte. »Sagt, mir doch, was iſt »Euch?« —

»Ach, mein Gott!« brach itzt Suffolk, aufs neue ſeines Vorſatzes vergeſſend, hervor, »liebes »Kind, hätte ich gewußt, daß es ſo kommen »würde; nimmer! bey Gott! nimmer würde »ich Dich dazu beredet haben! Aber wie war es »auch möglich, das vorauszuſehen? Das Teſta»ment des Königs, — die Unterſchrift aller Lords »im Geheimenrathe! — Mylord Northumber»land ſtellte mir die Sache ſo leicht, ſo gewiß »vor! Es wäre der Wunſch der ganzen Nation! »hat er mir wohl hundertmal geſagt; — und »nun auf einmal alles Nichts, alles verloren! »Johanna! unglückliches armes Kind! was ſoll »aus uns werden?«

Suffolk wandte ſich bey dieſen Worten von ſeiner Tochter ab, als ob er ihren Anblick nicht länger ertragen könnte; und gieng, im heftigſten Affekt, ſchnell im Zimmer auf und nieder.

Während dem letzten Theile dieſer Rede hatte Johanna einigemal die Farbe gewechſelt, ohne jedoch Schrecken, Unmuth oder eine andere heftige Leidenſchaft durch Gebärden oder Töne zu verrathen. Mit einem forſchenden Blick, und etwas gedämpfter Stimme, fragte ſie nach einem kurzen Schweigen:

»Verſtehe ich Euch recht, verehrter Herr Va»ter? – Was iſt verloren? — Etwa jener »trügliche Schimmer von Größe und Hoheit, der »mich einige Tage her umſchwebt hat? Ich bitte »Euch, ſagt mir ohne Umſchweiſe und Rückhalt: »bin ich nicht mehr Königin? —

»Nein, mein Kind!« rief Suffolk, im ungeſtümſten Ausbruch des Schmerzes. »Wir ſind »hintergangen, betrogen! Die Lords im Gehei»menrath haben ſich für die Prinzeſſin Maria »erklärt. Sie iſt öffentlich zur Königin ausge»rufen. Unglückliche Johanna, ich kann Dich »nicht vertheidigen, nicht ſchützen! Du mußt »wieder in die Niedrigkeit zurücktreten, aus der »wir Dich hervorzuheben ſuchten.«

»O! hättet Ihr mich immer darin gelaſſen!« erwiederte Johanna ſchnell und lebhaft. Dann aber, als ob ſie die verlorne Gewalt über ſich ſelbſt plötzlich wieder gewänne, fuhr ſie in ihrem mäßigen Tone fort: »Aber ſagt mir, mein verehrter »Herr Vater, iſt dieſe Nachricht gewiß? verzeiht »meinem Mißtrauen. Die Wünſche ſind meiſtens »die Erzeuger des Mißtrauens. Vielleicht hat »Euch einer Eurer Feinde mit einer falſchen

»Nachricht hintergangen, um Euch dadurch zu »beunruhigen!«

»Ach! leider nur zu gewiß!« — rief der Herzog, und wollte nun den Uebergang zu ſeinen vorbereiteten Troſtgründen machen, um ſo gut oder ſo ſchlecht, als er könne, doch wenigſtens einigermaßen die Wunde, die er ſelbſt geſchlagen hatte, zu verbinden. — Allein Johanna ließ ihm nicht Zeit.

»Glaubt mir, theuerſter Herr Vater,« fiel ſie ihm mit redneriſchem Pathos in die Rede, »daß mir dieſe Nachricht viel erfreulicher iſt, als »die, welche Ihr mir von meiner Erhebung auf »den Thron gabt. Als ich den Titel und die »Würde einer Königin annahm, that ich es »gezwungen, durch Eure Drohungen und Vor»würfe. Wenn ich itzt beides niederlege, ſo folge »ich den Wünſchen meines Herzens; alſo gewiß »aus gutem Willen. Wollte der Himmel, ich »könnte die Fehler, die Andere begangen haben, »dadurch gut machen! Willig nähme ich einen »Theil der Schuld auf mich; da ich allerdings »einen Theil an dem Vergehen habe. Mögte »dieß Bekenntniß eben ſo wirkſam ſeyn, als es

»auf-

»aufrichtig iſt; ſo würde ich hoffen dürfen, da»
»durch jene große Schuld, die im Buche des
»Schickſals, ſowohl für Euch als mich, von dem
»anklagenden Engel aufgezeichnet worden, aus»
»zutilgen.«

Johanna hatte ſich merkbar bemüht, ihre Stimme, indem ſie dieß ſagte, im höchſten Grade ſanft und milde zu moduliren. Gleichwohl vermogte ſie dadurch nicht die Härte aufzulöſen, die in dieſen Vorwürfen der Tochter für ihren Vater lagen. Verwundert und mit einer Art von heiliger Ehrfurcht, ſah ihr Vater auf die erhabene Tugend ſeiner Tochter. Das Gefühl ſeiner Schuld vereinigte ſich mit dieſer Ehrfurcht, und verdrängten das Bewußtſeyn ſeines Verhältniſſes gegen ſie ganz. Er würde nicht im Stande geweſen ſeyn, ein Wort zu erwiedern, auch wenn Johanna ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Allein gleich beim Schluß der Rede neigte ſie ſich ehrerbietig, jedoch mit königlicher Würde, vor dem Herzog, und verſchwand in ihr Kabinet. Suffolk ſtand noch einige Secunden; — dann ſchien er plötzlich aus einem Traume zu erwachen, und eilte hinweg, durch die Gewiſſensruhe ſeiner

Tochter nur noch mehr mit ſich ſelbſt in Unfrieden gebracht.

Kaum war er auf ſeinem Zimmer, als der Graf von Pembrocke mit ſeiner kleinen Armee vor den Tower rückte, und ihn durch einen Herhold zur Uebergabe deſſelben auffodern ließ. Die Beſatzung war freilich nicht ſtark, allein immer doch, im Verhältniß gegen die Angreifenden, ſtark genug, um einen kühnen und entſchloſſenen Commandanten zu einer Vertheidigung deſſelben aufzumuntern. Wäre es auch nur geweſen, um für ſich und ſeine Mitgenoſſen im Unglück eine vortheilhafte Capitulation zu ertrotzen. Suffolk dachte indeß an nichts weniger, als hieran. Zu keiner Zeit ein Freund von gefährlichen Händeln, hatten itzt vollends Gewiſſensunruhe und Beſorgniß alle andern Vorſtellungen aus ſeiner Seele verdrängt. Er lief ſelbſt dem Grafen von Pembrocke entgegen, um ihm die Schlüſſel der Feſtung zu übergeben, und ſtürzte ſich ihm, als einem Freund und Retter, in die Arme, ohne nur einen Augenblick daran zu denken, wie verrätheriſch dieſer Mann ſelbſt in dieſem Augenblicke an ihm und ſeiner Tochter handele. — »Was er

thun? wie er ſich retten? wozu er greifen ſolle?« waren die Fragen, womit er den Grafen unabläſſig beſtürmte. Pembrocke rieth ihm, als das einzige Rettungsmittel, ſich ſogleich in den Geheimenrath zu begeben, und ſich für Marien zu erklären. Freudig umarmte ihn Suffolk für dieſen Rath. Mit allen Zeichen der innigſten Reue erklärte er, ſo feierlich, als ſtünde er vor ſeinem Richter: »Er wünſche nichts angelegent»licheres, als dieß, und er würde nie daran ge»dacht haben, ſie durch ſeine Tochter aus ihrem »rechtmäßigen Erbtheile zu verdrängen, wenn er »nicht von Northumberland und ſeiner Gemahlin »dazu verleitet oder eigentlich gezwungen wor»den wäre.«

Pembrocke ließ einen ſeiner Officiere als Lieutenant des Towers zurück, und begleitete Suffolk in den Geheimenrath. Uneingedenk, daß Alle, die hier als ſeine Richter ſich brüſteten, vor wenig Stunden noch ſeine Mitſchuldige und in ſeiner Gewalt waren, trat itzt der Herzog, allein von dem Gefühl ſeines Fehltritts durchdrungen, in die Verſammlung. Unter den nachdrücklichſten Betheurungen wiederholte er die Er=

klärung, welche er dem Grafen Pembrocke gemacht hatte, und ſetzte (ſehr angelegentlich, als wolle er ſich ſchon ein genugthuendes Verdienſt dadurch bereiten) hinzu: »Er habe ſogleich ſeiner Tochter angekündigt, daß ſie nicht weiter auf ſeine Unterſtützung rechnen, und ihre Würde der rechtmäßigen Eigenthümerin überlaſſen ſolle.«

Der Staatsrath gab dieſem Betragen mit wenig und kalten Aeußerungen ſeinen Beyfall, und erlaubte ihm, fortan ſeinen Platz unter ihnen, und ſeinen Antheil an den Geſchäften, wieder zu nehmen. Es traf ſich gerade, daß er den erſten Gebrauch von dieſer Erlaubniß machte, um die Ordre mit zu unterſchreiben, durch welche dem Herzog von Northumberland anbefohlen ward, die Armee abzudanken, und der Maria zu huldigen.

Das nächſte Geſchäft des Staatsraths war eine ausführliche Berathung über das, was in Rückſicht der Lady Johanna zu thun ſey. Die ganze Unterſuchung wurde in Gegenwart ihres Vaters, und ohne die mindeſte Rückſicht auf ihn, der Länge und Breite nach vorgenommen. So auf-

fallend und kränkend dieß einem jeden ſeyn müßte, in deſſen Seele nur etwas von edlerm Stoffe mit verwebt war; ſo wenig ſchien Suffolk dabey zu empfinden. Kleine Seelen zeigen ſich nie verächtlicher als in Situationen, wo große Seelen am ſchönſten und edelſten hervorragen. —

Durch die harten Aeußerungen einiger Schreier, über Johannen und ihr Schickſal, ſtiegen die Debatten bald zu einer beträchtlichen Lebhaftigkeit. Der Graf von Wincheſter, auch hier einer der heftigſten, verlangte: man ſolle ſie gleich, um allen fernern Unruhen vorzukommen, als eine Staatsverbrecherin in engen Verhaft nehmen. Dadurch würden ſie der Königin gleich unwiderſprechlich zu erkennen geben, wie ſehr ſie die Uſurpation derſelben mißbilligten. Dieß ſey zugleich die beſte Rechtfertigung für die Mitglieder des Geheimenraths, und der ſicherſte Beweis ihrer Unſchuld. Eine beträchtliche Anzahl Stimmen fielen dieſer Meinung zu. War ſie doch diejenige, welche am gewiſſeſten Rettung und Sicherheit zu verſprechen ſchien! War ſie gerecht? war ſie menſchlich? Fragen, die nie emporkommen, wo niedriges Intereſſe und Selbſtſucht die herrſchenden Triebe ſind.

Nun gab es allerdings noch eine beträchtliche Anzahl unter den Räthen, in welchen das Gefühl der Billigkeit und Menſchlichkeit noch nicht ganz ausgerottet war. Dieſe ſetzten ſich jenem Vorſchlage auf das lebhafteſte entgegen. Sie nannten ihn hart und ſelbſt ungerecht, und Einige erklärten geradezu, daß Johanna auf keine Weiſe ſo ſchuldig ſey, als ſie ſelbſt; weil ſie nur angenommen und ſelbſt gezwungen angenommen hätte, was die Billigung der weiſeſten Räthe und gelehrteſten Richter des Königreichs, ihr als rechtmäßig angehörend, zuerkannt und durch ihre Unterſchrift ſanctionirt hätten.

Je mehr die Lebhaftigkeit des Streits zunahm, deſto mehr wuchs auch die Verlegenheit Suffolks. Er hätte zwar ſeine Tochter ganz gern gerettet; allein dennoch ſcheuete er ſich, mit Hand anzulegen, um die Schuld von ihrem Nacken zu heben. Nahm man ſie ihr, ſo fiel ſie unvermeidlich auf ihn; und das Grundprinzip ſeiner ganzen Philoſophie war: Das Hemde iſt mir näher, als das Wamms.

Eben als der Streit am hitzigſten geführt wurde, wußte ſich Sir John Cheek, ein Mann

von vieler Mäßigkeit, Kaltblütigkeit und Billigkeitsgefühl, das Wort zu verſchaffen. Er erklärte: »ſeine Meinung gehe ebenfalls dahin, daß ihnen »gar nicht zukäme, über das Schickſal der Lady »zu entſcheiden. Sie befinde ſich allerdings gewiſſermaßen mit ihnen in gleichem Falle, daß ſie »nämlich durch Zwang zu dieſem Vergehen veranlaßt worden ſey. Jetzt auf irgend eine Weiſe »gegen ſie zu verfahren, würde eben ſo anmaßend »als unvorſichtig ſeyn; indem man dadurch der »Königin Maria gewiſſermaßen vorgreife. Dieſer komme es allein zu, über das Schickſal Johannens ſowohl, als über ihr eigenes zu entſcheiden. Der Geheimerath habe von der Stunde »an, wo Maria zur Königin ausgerufen ſey, nur »Recht und Verpflichtung, für die allgemeine »Sicherheit zu ſorgen. Da nun die Lady gewiß »nichts unternehmen werde, was dieſer nachtheilig ſeyn könne; —

»Nein, das wird ſie gewiß nicht! dafür ſtehe »ich!« rief Suffolk dazwiſchen.

»— ſo müſſe man ſie ſich ſelbſt überlaſſen, es »ſey denn, daß ſie etwa Miene mache, mit ihrem »Gemahl zu entfliehen.«

»Das ſoll ſie wohl bleiben laſſen! dafür ſtehe »ich auch!« rief Suffolk abermals im lebhafteſten Eifer.

Dieſe Meinung fand neue Beytreter, und es kam wiederum zu lebhaften Debatten. Vielleicht würde das Reich dadurch noch ganz uneins mit ſich ſelbſt geworden ſeyn, wenn nicht der Staatsſekretair Cecil endlich den Vereinigungspunkt der verſchiedenen Meinungen aufgefunden und ins Licht geſetzt hätte.

»Laßt uns doch nicht, Mylords,« ſagte er, da er ſich, durch ſeine ruhige Feſtigkeit, Gehör verſchafft hatte, »zu einer Zeit, wo die Eintracht »ſo überaus wichtig für uns iſt, und der Verluſt »einer Minute nicht mit Gelde aufgewogen wer»den kann, Zeit und Geduld in Streitigkeiten »verſchwenden, deren Entſcheidung nur durch die »Leidenſchaftlichkeit, womit Ihr ſie führt, ſchwie»rig werden kann. Wären Eure Augen nicht »durch Leidenſchaftlichkeit geblendet, ſo würde es »Euch auf den erſten Anblick einleuchten, daß »Sir John ſehr Recht hatte, wenn er urtheilte: »die Lady Johanna habe keine größere, vielmehr »eine beträchtlich geringere Schuld auf ſich, als »wir. Uns kömmt es daher allerdings nicht zu,

»über ſie zu richten; noch weniger, ſie mit Ver»achtung und Härte zu behandeln. Darin kann »ich gleichwohl ſeiner Meinung nicht ſeyn, daß »wir ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen müßten. Die »Schuld des Herzogs von Northumberland iſt »außer Zweifel; Lady Johanna iſt die Gemahlin »ſeines Sohns; ſie hat einmal den königlichen »Titel angenommen und geführt; die rechtmäßige »Königin hat alſo ein Recht, ſie als eine Ver»brecherin zu beurtheilen, zu beſtrafen oder zu »begnadigen. Bis ſie dazu durch ihre Gegenwart »in den Stand geſetzt wird, liegt uns ob: dahin »zu ſehen, daß ſie ſich dieſem Urtheile weder ent»ziehen noch widerſetzen könne. Indem wir die»ſer Pflicht nachleben, kann die Lady aber auch »nach der ſtrengſten Gerechtigkeit von uns fodern, »daß wir ihr mit Achtung begegnen, immaßen »ſie mit der Königin ſelbſt aus einem und eben dem»ſelben königlichen Geblüte abſtammt. Ueberdieß »werden ihre große Verdienſte von jedermann »und zwar mit Recht bewundert; auch wiſſen »wir ja keinesweges, wie die Königin in Rück»ſicht ihrer geſinnt ſey, und ob ſie ein ſolches Be»tragen gut heißen werde. Daher ſchlage ich vor:

»Der Geheimerath ſende eine Deputation »an die Lady Johanna, um ihr anzukündigen, »was vorgegangen iſt, und von ihr die Ablegung »des königlichen Titels und Hofſtaates zu verlan»gen. Zugleich laſſe er durch dieſelbe dem Lieu»tenant des Towers befehlen, ihr den Ausgang »aus demſelben, bis zur Ankunft der Königin, »nicht zu geſtatten.«

»Das iſt recht und weiſe geredet!« rief der Herzog von Suffolk. »Ich erbiete mich ſelbſt, »die Deputation zu ihr zu führen, und alles Nö»thige zu beſorgen.«

Dieſer Vorſchlag, durch das perſönliche Anſehn des Staatsſekretairs eben ſo als durch ſeinen innern Werth auf gleiche Weiſe unterſtützt, fand keinen weitern Widerſtand. Die Commiſſion wurde ausgehoben, und da ſich Suffolk noch einmal erbot, oder vielmehr eigentlich dringend darum bat, ſie begleiten zu dürfen, ſo hatte niemand etwas dawider; obgleich manche Anmerkung uber dieſen widrigen Dienſteifer des Herzogs von Ohr zu Ohr ſchlich.

Johanna empfing die Deputation mit Ruhe und Würde; ſie hörte den Vortrag derſelben,

ohne daß ſich ihre ſchönen harmoniſchen Züge nur im mindeſten verändert hätten. Mit der Meditation ihrer Antwort beſchäftigt, hatte ſie kaum gehört, was der Redner ihr ſagte. Daher erwiederte ſie auch, ohne auf die Anrede deſſelben beſonders Rückſicht zu nehmen, ſobald er geendet hatte:

»Es hätte dieſes Befehles nicht bedurft, Mylords, da ich ſchon, durch meinen Herrn Vater »hier, von Eurem Entſchluß und dem Willen der »Nation unterrichtet bin; und Ihr wißt, daß »ich nicht aus eigenem Antriebe das bin, was »Ihr verlangt, daß ich itzt zu ſeyn aufhöre. Ihr »habt mir aufgedrungen, was Ihr mir itzt nehmt. »Von Jugend auf mit edlerer Nahrung genährt, »hat Größe und Hoheit nie für mich Reiz gehabt. »Gott und meinen frommen und weiſen Lehrern »ſey es gedankt, daß ich ſchon als ein Kind ihre »Nichtigkeit und Eitelkeit eingeſehen, und ſtets »einen Widerwillen dagegen empfunden habe.

»Aber nichts deſto weniger, Mylords, muß »es mich befremden, wie Männer von ſo edler »Abkunft, und welche die Nation als fromme »und biedere Ritter und Väter verehrte, Wort

»O Ihr feilen, doppelherzigen Menſchen!
»Wie werdet Ihr, dafern Recht und Billigkeit
»die Erde nicht ganz verlaſſen hat, Euch gegen
»den Vorwurf einer niedrigen, ſchändlichen Den-
»kungsart rechtfertigen? Habt Ihr mir nicht
»Treue gelobt? Habt Ihr mir nicht mit Ritter-
»wort und Eid gehuldigt, und Schutz und Bey-
»ſtand gelobt? Jenes habt Ihr vergeſſen; dieſen
»habt Ihr gebrochen. Es ſey darum! — Ich
»verzeihe Euch gern. Aber dennoch werdet Ihr
»Schuld und Verachtung nie von Euren Schul-
»tern abſchütteln können, und es wird die Zeit
»kommen, wo man Euch mit dem Maße mißt,
»mit dem Ihr mir gemeſſen habt.«

Nachdem ſie dieſe Rede mit dem ſchönſten harmoniſchen Pathos herdeklamirt hatte, ſah ſie ſchweigend in dem Kreiſe der Deputirten umher, und ſchien ſich an den Aeußerungen der Verlegenheit und Beſchämung dieſer, großentheils bejahrten Männer (unter welchen ſich auch ihr Vater befand!) zu weiden. Für einen Unbefangenen hätte dieſer Anblick auch leicht eine nicht zu verachtende Augenweide, ſo wie einen intereſſanten Gedankenſtoff, gewähren mögen. Hier glühte

ein Antlitz von der Farbe der Beſchämung; dort hatte der Verdruß ein anderes gebleicht. Zorn, Gewiſſensvorwürfe und Achtung vor dieſer, dem Scheine nach, ſo über alles erhabenen Tugend, kämpften in Aller Buſen mit ungleichen Kräften. Einer ſchämte ſich vor Johannen; ein Anderer vor ſich ſelbſt; ein Dritter vor den Uebrigen. Alle ſtanden ſie mit niedergeſenktem Blick einige Secunden unbeweglich und ſtumm. Dann ſtotterte der Redner noch einige Worte; Alle verneigten ſich tief und entfernten ſich.

Die gute Lady hatte ſich zwar in ihrer Rede ſelbſt eine Genugthuung verſchafft; allein ſie hatte auch bey dem Geluſt dennoch gänzlich vergeſſen, die Klugheit vor der Befriedigung zu Rathe zu ziehen. Beſchämungen dieſer Art erregen unvermeidlich böſes Blut, das nur um ſo verderblicher wirkt, da ihm nicht gleich ein Ausbruch erlaubt wird. Hatte man Johannen auf ihre Vorwürfe keine wörtliche Erwiederung zu geben vermogt, ſo mußte ſie die ſchmerzhaften Folgen nur deſto empfindlicher fühlen. Die Ausführung eines Beſchluſſes kann ſehr abweichend von dem Beſchluſſe ſelbſt ſeyn. Wie mannich=

faltig war nicht die Art und Weiſe, wie Johannens Entſetzung bewirkt werden konnte, ohne jenen Beſchluß umzuſtoßen! In der, welche man wählte, empfand Johanna die Folgen ihrer Anrede an die Deputation. Die Wachen im Tower wurden verſtärkt, einem Feinde Johannens die Aufſicht anvertraut, und dieſer, durch Anempfehlung der größeſten Sorgfalt in ihrer Bewachung, gleichſam zur Strenge und Härte autoriſirt. Etwa eine Stunde nachher erſchien der Staatsſekretair Peter, verabſchiedete im Namen des Conſeils alle Höflinge und Hofdamen der Königin, ließ ihr jeden königlichen Schmuck abfodern, und alle, auch die kleinſte Auszeichnung, aus ihrem Zimmer hinwegſchaffen. Er erklärte ſodann Lady Johanna und ihren Gemahl für Staatsgefangene, und erlaubte jedem nicht mehr als ein Zimmer zu ihrer Wohnung; nur eine Perſon zu ihrer Bedienung; auch vergönnete er ihnen nur zu gewiſſen Stunden des Tages ſich zu ſehen, und auch dieß nicht ohne Aufſicht.

So endete Johannens Herrſchaft — kann ich nicht einmal ſagen, — Königſchaft, neun Tage nach ihrer Erhebung. Vor neun Tagen,

in eben dieſer Stunde, hatten ſie dieſelben Männer als rechtmäßige Königin mit Gewalt auf den Thron gehoben, welche ſie itzt als eine rebelliſche Unterthanin von demſelben herabſtießen. Stellt die Geſchichte einen unwiderſprechlichern Beweis auf, daß Fürſtengröße und Macht allein auf den Geſinnungen und Entſchlüſſen derer ruhe, welche ſich von ihnen beherrſchen laſſen? Verſchwindet der Grund, oder geht eine gewaltſame Erſchütterung in ihm vor, ſo ſtürzt der Koloß zuſammen. Könnte dieß ſeyn, wenn er Selbſtſtändigkeit hätte? —

Dieſe ganze große Veränderung, von der erſten Entweichung der Geheimenräthe aus dem Tower an, bis zu dieſer Minute, war das Werk weniger Stunden. Eben war es vollendet, als Lady Trogmorton von dem Landgute des Sir Eduard Underhill und ihrer Geſandtſchaft nach dem Tower zurückkehrte. Bey ihrer Abreiſe hatte die größte Ruhe im Tower geherrſcht, und in der Stadt noch niemand geahnet, was wenige Stunden nachher ſo laut wurde. Schon beunruhigt durch das Getümmel und Jubelgeſchrey, welches die Gaſſe erfüllte, kam ſie im Tower an,

und

und fand — ihre Gebieterin als eine Staatsgefangene. Mühſam begriff ſie aus der Erzählung der einzigen alten Aufwärterin Johannens, was vorgegangen ſey. Mühſam erlangte ſie die Erlaubniß, ſich der Gefangenen ohne Zeugen zu nahen. Sie liebte Johannen perſönlich von ihrer Kindheit; ſie hatte mitgewirkt, um ſie auf den Thron zu heben; ſie hatte ſich oft an ihrer Würde und Größe ergötzt; — mit was für Gefühlen trat ſie itzt in den Kerker; mit was für Gefühlen erblickte ſie itzt ihren Liebling!

Einſam ſaß Johanna, bey Einem Lichte, in einem kleinen Zimmer. Vor ihr lag ein aufgeſchlagenes Buch, und eine Thräne rann nach der andern, über ihre ſchönen Wangen, auf das Buch herab.

Schnell trocknete ſie die Thränen, da ſie die Lady Trogmorton bemerkte, und hieß ſie freundlich willkommen. Der Inhalt ihres Geſprächs war: daß ſie wider ihren Willen die Krone angenommen habe, und daß ſie ſich freue, ihrer wieder entledigt zu ſeyn. Sie ſagte viel Schönes hierüber und lächelte dazu, und verbot der Lady Trogmorton zu klagen. Aber wenn dieſe

ſchwieg, ſo hub ſie von neuem an, und bewies ihr, wie ungern ſie die Krone angenommen habe, und wie ſie ſich freue, itzt wieder ihrer Neigung und ihren Büchern leben zu können, und lächelte dann, und eine Thräne jagte die andere über ihre ſchönen Wangen, und ein Seufzer drängte den andern aus ihrem Buſen hervor. Je öfter dann ihr Schnupftuch die Thränen vernichtete, und je ſchneller ihre Rede die Seufzer erſtickte, deſto öfter drang wieder eine größere Thräne hervor; deſto ſchneller drängte ſich wieder ein anderer Seufzer zwiſchen ihre Worte; deſto lauter ſtraften dieſe ihre lächelnde Miene Lügen.

Während dieſe Revolution ſich in London anſpann und zur Vollendung gedieh, hatte ſie ſich auch ſchon durch den größten Theil des Königreichs verbreitet. Wenig Tage nachher ward Northumberland mit ſeinen Söhnen und treueſten Anhängern in Verhaft genommen und nach dem Tower gebracht. Nichts hinderte Marien weiter, der Einladung des Geheimenraths zu folgen, und ſich nach der Hauptſtadt, zur

wirklichen Beſitznehmung von der königlichen Würde und allen damit verbundenen Rechten, zu verfügen. Ueberall, wo ſie mit ihrem zahlreichen und glänzenden Gefolge durchzog, empfing ſie die lebhafteſten Beweiſe von Freude und Zuneigung. Die Anreden, die Ehrenpforten, die Aufzüge, womit ſie in kleinern und größern Orten empfangen wurde, wirkten ſichtbarlich auf ihre gute Laune. Wider Erwarten fand man ſie daher überall, wo ſie ſich öffentlich zeigte, gütig und liebenswürdig; weil ſie nicht finſter, mürriſch und zurückſtoßend erſchien. Das wachſame Auge ihres Rathgebers machte ſie aufmerkſam auf dieſe Wirkung, und nun befliß ſie ſich, auf ſeinen Rath, ſo viel es ihr möglich war, dieſen guten Eindruck zu benutzen. Alles, was verjährter Verdruß und zur andern Natur gewordener Unmuth nur immer von Freundlichkeit, Herablaſſung und Gefälligkeit übrig gelaſſen hatten, wurde hervorgeſucht, und, wiewohl es nur meiſtens in der Form dieſer Gefühle beſtand, mit Vortheil von ihr angewandt. Daher lief das Gerücht ihrer Liebenswürdigkeit und Güte ſchon vor ihr her nach London, und bereitete ihr auch

hier einen Empfang, der ſelbſt ihre gewiß nicht ſehr beſcheidene Erwartung weit übertraf.

So leicht iſt es den Großen der Erde, die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen. In den Foderungen an ſie herrſcht die höchſte Genügſamkeit und Mäßigkeit. Der große Haufen findet es ſchon überſchwänglich gnädig, wenn der Beherrſcher den Tribut von Wohlwollen nicht zurückſetzt oder mit offenbarer Verachtung aufnimmt, den ein ſo allgemeiner und ſtarker Drang ihm darbringt. Wie alltäglich iſt dieſe Erfahrung; aber wie ſehr verdiente ſie nicht, beſonders in unſern Tagen, von denen benützt zu werden, welche ſie zunächſt angeht! Aber ſchlägt man dennoch nicht gerade itzt gröſtentheils den Weg ein, der ihr gerade entgegen läuft?

Die nunmehrige Königin Maria war etwa noch eine Tagereiſe von London entfernt, als ſie von der Prinzeſſin Eliſabeth die erſte Bothſchaft erhielt; ſie ließ durch dieſelbe um Erlaubniß bitten, der Königin Majeſtät ihre Huldigung zu leiſten. Maria ſchien anfangs nicht ſehr wohl mit dieſer Bothſchaft zufrieden. Nachdem ſie indeſſen mit ihrem heimlichen Rath ſich darüber

beſprochen, ertheilte ſie die gewünſchte Erlaubniß ohne weiteres Zögern. Eliſabeth erſchien ſodann an der Spitze einer Schaar von mehr als 1000 Rittern und Reiſigen, leiſtete ihre Huldigung, und erklärte, daß ſie und ihre kleine Schaar mit Blut und Leben zum Dienſte ihrer Majeſtät ſeyn würden.

Maria nahm ſie und ihren Antrag mit der kalten Gnade einer Königin auf, und erlaubte ihr, als eine Begünſtigung, ſie mit ihrem Gefolge nach London zu begleiten.

Eliſabeth erkannte dieſe Gnade mit der demüthigen Unterwerfung, die ſie ſo vollkommen zu heucheln verſtand. Sie war vollkommen zufrieden mit ihrem Empfang, und hatte auch allerdings Urſache dazu. Denn nicht nur war ſie der Frage entgangen: warum ſie ſich itzt erſt mit der Königin vereinige? es war ihr auch noch gelungen, den Schein einiges Verdienſtes auf ſich zu werfen. Was konnte ſie bey ihrem zweydeutigen Betragen mehr erwarten? Freilich dachte ſie allerdings ſchon weiter hinaus. Aber was die Zukunft erſt gewähren konnte, foderte ſie auch nur von der Zukunft. Nach dieſer Auf-

nahme erwartete ſie es mit Gewißheit. Hatte ſie doch die Kunſt, ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken, ſo vollkommen in ihrer Gewalt.

Bisher hatte zwiſchen Maria und Eliſabeth nie eine ſchweſterliche und freundſchaftliche Zuneigung ſtattgefunden und ſtattfinden können. Eliſabethens Mutter hatte die Mutter Mariens nicht nur aus dem Herzen des Königs, ſondern auch von der Seite deſſelben und von dem königlichen Throne verdrängt. Das nachherige unglückliche Schickſal ihrer Mutter konnte den Haß nicht verſöhnen, den jenes Glück in Mariens Herzen hervorgebracht hatte. Blieb doch Eliſabeth immer noch der Liebling ihres Vaters; zu einer Zeit, wo ſie ganz von ihm verſtoßen, ja ſogar von ihm verfolgt und gedrückt wurde. Auch in Eduards Gunſt hatte ſich ihre Geſchmeidigkeit gleich vom Anfange an einzuſchleichen gewußt, eben deshalb mit der gehaßten und verachteten Maria nie einige Gemeinſchaft geſucht, und überdem war ſie eine entſchiedene Proteſtantin.

Konnte dieß bey Marien die Quellen des ſchweſterlichen Wohlwollens (zumal in einem Herzen, wo ſie ſo tief lagen und ſo ſparſam floſ-

ſen) nicht öffnen; ſo ſtrömte Eliſabeths Herz eben ſo wenig über. Von der früheſten Kindheit an war ſie mit Verachtung gegen Marien genährt. In der Folge hatten ſich, zwar ſeltene, aber doch einige Fälle ereignet, wo ihre Eitelkeit mit Mariens Stolze zuſammengeſtoßen, und dadurch eine widrige Empfindung bey ihr zurückgeblieben war. Nach Eduards Tode traf ſie freilich im Grunde mit ihrer Schweſter einerley Schickſal. Es ſcheint daher natürlich, daß gemeinſchaftliches Unrecht die, welche es erlitten, auch dann, wenn ſie offenbare Feinde geweſen wären, gleich anfangs gegen den Dritten hätte mit einander vereinigen müſſen. Dennoch fand es die politiſche Eliſabeth weit mehr der Klugheit gemäß, erſt ruhig abzuwarten, wohin ſich das Uebergewicht neigen werde. Siegte Northumberland, ſo hatte ſie wenigſtens keine Urſache gegeben, ſie die erlangte Uebermacht ſchmerzlich oder gar tödlich empfinden zu laſſen. Hatte ſie ſich erſt aus dieſem Strudel geholfen, dann hoffte ſie auch in der Folge mit irgend einem günſtigen Winde ſegeln zu können. Johanna war ja ein gutherziges Geſchöpf, und Eliſabeth verſtand die Kunſt, die Gutherzigkeit zu benutzen.

Im Grunde war ihr dieſe gewaltſame Kataſtrophe gar nicht unangenehm, und ſie hoffte, daß ihr Northumberland dadurch den Gegenſtand ihrer Hoffnungen auf jeden Fall um ein beträchtliches näher rücken werde. Von Einer Rivalin mußte ſie doch wenigſtens befreiet werden, und das war ſchon weſentlicher Gewinn. Siegte Maria, dann war es immer noch Zeit, auch ihr Gewicht mit in die Schale derſelben zu legen, und ſich wenigſtens den Schein eines entſcheidenden Verdienſtes auf dieſe Weiſe zu erwerben.

Dieß letzte war ihr nun auch ziemlich gut gelungen, und ſo trug ſie denn ſchon manchen kleinern und größern Plan, für die Zukunft, mit nach London, als ſie die neue Königin mit ihrem Gefolge am andern Tage dahin begleitete.

Maria hielt ihren Einzug unter ſo lebhaften und allgemeinen Freudensbezeigungen, daß ein jeder Unkundiger durchaus auf die Vermuthung gerathen mußte, ſie ſey von jeher der Liebling der ganzen Nation und das Ziel der ſehnlichſten Wünſche geweſen. Der Lord Mayor, an der Spitze mehrerer Deputirten der Stadt, empfing

ſie am Thore, um ihr die Schlüſſel zu überreichen, und begleitete ſie zum Tower, wo die Mitglieder des Geheimenraths unruhvoll, wenigſtens dem größten Theile nach, ihrer harrten.

Zwar waren ſie ſchon von dem Grafen von Arundel benachrichtiget, daß die Königin nicht nur ihn ſehr gnädig aufgenommen, ſondern ſich auch, ſobald ſie gehört, daß ſie von dem Herzoge von Northumberland zu dieſem Betragen gezwungen worden wären, willig bezeigt habe, auf ſeine Bitte, den übrigen Mitgliedern des Conſeils zu verzeihen. Allein dieß hatte doch nicht bey Allen das Gefühl der Schuld ſo ganz auslöſchen können, daß ſich nicht itzt, in dieſer entſcheidenden Stunde, in manchem Herzen ziemlich lebhaft die Beſorgniß geregt hätte: ob auch die Königin ihr Wort halten werde?

Vor allen gilt dieſe Bemerkung von dem Herzog von Suffolk. Beſorgniß und Scham, und gekränkte Hoffnungen des Ehrgeizes vereinigten ſich in ſeiner Bruſt, und erregten ein ſo gewaltſames Toben, daß er es nicht über ſich erhalten konnte, Marien unter die Augen zu treten. Eine erdichtete Krankheit gab ihm den Vor-

wand, ſich in ſein Zimmer einzuſperren, wo er es kaum wagte, ans Fenſter zu treten, als der feierliche Einzug der Königin an ſeinem Palaſte vorübergieng.

Wiewohl eine wirkliche Unpäßlichkeit dem Erzbiſchof von Canterbury eine gültigere Veran- anlaſſung gegeben hätte, ſich dieſer unangeneh- men Zuſammenkunft zu entziehen; ſo ermannte er dennoch ſeine Schwäche durch die Kraft des Pflichtgefühls. Ohne Verlegenheit und Beſorg- niß, mit freier Stirn und geradem Blick trat er an der Spitze des Geheimenraths der Königin entgegen, und bewillkommte ſie im Namen der Uebrigen.

Mit dieſer ruhigen und edlen Freimüthigkeit geſtand er, daß ſie ſämmtlich einen großen Feh- ler begangen und Ihrer Majeſtät Unrecht gethan hätten. Allein die Vorſehung habe ſie eines beſ- ſern belehrt, und durch ihre Lenkung ihnen ge- zeigt, wie gröblich ſie ſich geirrt hätten. Er ſey überzeugt, die Gottheit werde ihnen den Fehler, der Abſicht wegen, verzeihen, und ſo hoffe er, die Königin werde nicht ſtrenger verfahren, als die Gottheit. Sodann verbreitete er ſich weit-

läufig über die Unſchuld der Lady Johanna, und foderte Marien feierlich durch alle Bewegungsgründe der Religion auf, auch durch die Begnadigung dieſer unglücklichen Verführten den Anfang ihrer Regierung mit Huld und Verzeihung zu bezeichnen. Er ſchloß endlich mit einer kurzen aber nachdrücklichen Ermahnung an die Königin: ihrem gegebenen Worte treu zu bleiben, keine Aenderung in der Religionsform vorzunehmen, weil hiervon nur die Treue ihrer Unterthanen und das Glück ihrer Regierung abhinge; was er übrigens in ſeinem täglichen Gebete für ſie von Gott erbitte.

Maria, deren alter, ſeit zwanzig Jahren genährter Groll ſchon durch den Anblick Cranmers gereizt war, empfand das Ende ſeiner Anrede ſo übel, daß ſie ihn nicht einer Sylbe Antwort würdigte. Von Anfang an hatte ſie ihr Geſicht und den obern Theil ihres Körpers verächtlich von ihm abgewandt; da er geendet, warf ſie, obwohl nur flüchtig und ſchüchtern, einen Blick voll Bitterkeit und Rachbegierde auf den edlen Greis, indem ſie bey ihm vorüber, Gardiner entgegen ging, welcher an der Spitze der Staatsgeſetze ſich ihr näherte.

Gardiner begrüßte die Königin mit derjenigen niedrigen heuchleriſchen Demuth, die ſich ſo leicht mit dem geiſtlichen Dünkel verbindet, und ihm insbeſondere zu Gebote ſtand. Mit Sorgfalt hatte er ſein Aeußeres angeordnet, um das Mitleid und den Unwillen der Königin auf gleiche Weiſe zu erregen. Sein Faunengeſicht war durch einen ungeheuern weißgrauen Bart noch abſchreckender geworden; ſein grober ſchmutziger Anzug ſollte, anſtatt der Worte, einen Beweis führen, wie elend er im Gefängniß gehalten worden ſey. Matt und hinfällig hing der obere Theil ſeines Körpers nach vorn über. So ſchlich er, den Roſenkranz am Gürtel, das Brevier in der einen und einen Stab in der andern Hand, einher, als ob ihm bey jedem Schritte ſeine Beine ihren Dienſt verſagen würden. Itzt ſtand er vor Marien, und es ſchien ihn auf einmal eine Art von Entzückung zu ergreifen, und ein neubelebendes Feuer zu durchdringen. Als ob er itzt mit ſeinen erlittenen Leiden auch deſſen vergäße, was er etwa vorher zu ſeiner Anrede überdacht hatte, brach er in ſcheinbar unwillkührliche Ausrufungen aus; nannte Marien: Erretterin des Glaubens, der bedrängten Menſchheit! Nach und

Seit vielen Jahren hatte Maria keine ähnliche Empfindung gehabt, als in dem Augenblick, da ihr Auge zuerſt auf dieſem Jünglinge verweilte. Seine hohe gewölbte Stirne, das ſtolze Feuer in ſeinen Augen, der ſchöne Umriß des Geſichts, ſein braunes lockichtes Haar, das in der ſchönſten Unordnung über ſeine Schultern herab hing; ſeine ganze edle große Geſtalt, und ſelbſt das Unbefangene, alle Convention ſichtbar Verachtende in allen ſeinen Bewegungen und ſeinem ganzen Betragen, feſſelte ihren Blick immer mehr, je mehr ihre Selbſtvergeſſenheit ihm erlaubte, ſich der Anſchauung derſelben zu überlaſſen. Seit vielen Jahren verſchwand in dieſem Augenblicke zuerſt wieder gallichte Bitterkeit aus ihrem Herzen, die ſich bisher an alle Empfindungen gehangen hatte; jene beizende Schärfe, die alles angriff und verdarb, was ehemals ſchön, angenehm und reizend für ſie geweſen war. Sie fühlte ſich auf einmal von einer ſanften, lieblichen, unbeſchreiblich wohlthätigen Empfindung durchdrungen, die alle ihre Empfindungsorgane, wie ein Wunderbalſam alle Glieder eines unheilbaren Kranken, durchdrang. Jede Erinnerung erlittener Kränkungen (die ihr

auch noch bis zu ihrem Eintritt in den Tower die Vergangenheit ſtets zur Gegenwart machte), entſchlief, jeder Vorſatz der Rachſucht und Härte löſte ſich in Wohlwollen und Verſöhnlichkeit auf; eine milde Freundlichkeit gab ihren lang verwöhnten Geſichtszügen plötzlich eine andere Richtung, und vertrieb beynah das Tückiſche aus ihren Augen, was doch von Kindheit an ſich in denſelben häuslich gemacht hatte. — Kann man in zahlreichen Büchern mehr zur Bewunderung der Gewalt der Liebe ſagen, als die einfache Darſtellung dieſer momentellen Wirkung auf das Herz einer Marie darſtellt?

Nachdem ſie ſich nach der erſten Ueberraſchung wieder gefunden hatte, wandte ſie ſich an Gardiner, mit aller der Freundlichkeit, welche dieſe plötzliche innere Metamorphoſe auch durch ihre Mienen und Gebärden verbreitet hatte.

Nachdem ſie ihm für ſeinen Glückwunſch herablaſſend und verbindlich gedankt, bezeigte ſie ihm ihr Mitleiden über ihren Zuſtand, und ihre Bereitwilligkeit, ſeinen und die Wünſche Aller zu erfüllen.

Da die edlen Gefühle in ihrer Seele nie einheimiſch geweſen waren; ſo konnten ihr auch die Ausdrücke des Mitleidens und reinen Wohlwollens nicht bekannter und geläufiger ſeyn, als die Worte einer Sprache, die man nur von Andern reden gehört, ſelbſt aber nie geredet, und höchſtens nur zuweilen nachgelallet hat. Gleichwohl bemerkte man, daß ſie nie beſſer, geläufiger und beſtimmter geſprochen, nie weniger nach dem Ausdruck geſucht habe, als itzt, beſonders wenn ihre Augen ſich nach dem ſchönen Jünglinge verirrten. Sie erkundigte ſich ſorgfältig nach den Verhältniſſen, Leiden und der Urſache der Gefangenſchaft eines jeden; wiewohl ſie alles dieß nur bey dieſem Einen intereſſirte. Sie ließ ſich von einem jeden recht viel erzählen und klagen, um recht viel von dieſem zu erfahren, von dem ſie nur allein etwas zu wiſſen wünſchte.

Gardiner wollte auch hier das Geſchäft des Sprechers für die Uebrigen verwalten. Nur von ſeiner ſelbſtgefälligen Eitelkeit geleitet, überließ er ſich dabey völlig ſeiner gewöhnlichen Wortreichheit, oder vielmehr itzt einer mehr als gewöhnlichen Wortreichheit; weil ſeine Eitelkeit ſich zum

erſtenmale, nach langer Zeit, wieder in der an-
genehmen Situation befand, vor einer Königin
für Andere das Wort zu führen.

Mit ruhmräthiger Beſcheidenheit erklärte er
ſich dahin, daß er ſeine eigenen Leiden und erlit-
tenen Ungerechtigkeiten mit Stillſchweigen über-
gehe; weil er, dem Beyſpiele des gekreuzigten
Lammes zufolge, ſich ſtets zum Geſetz gemacht
habe, nicht wieder zu ſchelten, wenn er geſchol-
ten ſey, und nicht zu dräuen, wenn er leide; al-
les vielmehr dem anheimzuſtellen, der da recht
richtet; — welches letztere er, mit einer Seiten-
wendung auf die Königin, wenigſtens zur Hälfte
auf die Königin zu deuten bemüht war. Dieſe
Beweggründe zum Schweigen verſchwanden aber
bey der Nachricht von ſeinem würdigen Freunde
oder Gefährten im Märtyrerthum, dem Biſchof
Bonner. Hier ergoß ſich daher auch ſeine Galle
in doppeltreichen Strömen. Und da die Bedrük-
ker ſeines Freundes auch die ſeinigen waren, ſo
erhielten ſie auch, auf die Rechnung deſſelben,
alles das reichlich ausgezahlt, was ihn für ſich
zu vergelten ſeine pfaffiſche Heucheley verhindert
hatte.

Da dieß lauter Schmähungen auf die Häupter der Proteſtanten waren, ſo würde ihn, einige Stunden früher, die Königin mit dem lebhafteſten Wohlgefallen angehört haben, und wenn er auch einen Tag lang ununterbrochen fort geredet hätte. Itzt aber fühlte ſie ſich gar bald von einer ihr ſelbſt unbekannten Ungeduld ergriffen, der ſie nicht länger widerſtehen konnte. Mitten in einer ſtudierten hämiſchen Schilderung der Anmaßungen und Bedrückungen jener ſchändlichen Neologen und frevelhaften Zerſtörer ehrwürdiger Religionsgebräuche, von welcher Gardiner eine ganz vorzügliche Wirkung auf die Phantaſie der Königin erwartete, unterbrach ſie ihn durch eine Anrede an den Herzog von Norfolk. Mit der freundlichen Benennung: »mein alter treuer Freund!« foderte ſie ihn auf, ihr ſelbſt eine Beſchreibung ſeines bisherigen Zuſtandes zu machen. Ohne indeſſen dieſe abzuwarten, hatte ſie ſich ſchon wieder an die Lady Somerſet und einige andere gewandt, mit allen etwas geredet, um auch endlich mit dem zur Rede zu gelangen, mit dem ſie nur allein zu reden wünſchte. Allein, da ſie nun endlich bis zu ihm gekommen, und im Begriff war, ihn anzureden,

ſchreckte ſie ſein offenes feuriges Auge zurück, verwandelte auf einmal unwillkührlich ihre holde Herablaſſung in eine freundliche kalte Würde, und mit einer zwangvollen Gleichgültigkeit fragte ſie endlich Gardiner nur halb verſtändlich: wer denn jener junge Menſch dort ſey?

Der Biſchof entſchuldigte ſich demüthigſt, daß er nicht ſchon früher, ſeiner Schuldigkeit gemäß, ihr denſelben vorgeſtellt habe. Es ſey der junge Lord Courtney, Sohn des Grafen von Exeter, welcher auf Befehl Ihrer Majeſtät höchſtſeligen Herrn Vaters glorreichen Andenkens hingerichtet worden ſey, weil man ihn eines verbotenen Briefwechſels zwiſchen ihm und dem Cardinal Pole überführt habe.

»Ha, iſt es der?« rief Maria, und wandte ſich nun raſch nach dem jungen Lord zur Seite. Sie winkte ihm näher zu kommm, und gieng ihm ſelbſt einige Schritte entgegen, um ihm ihre Hand zum Handkuß zu reichen. »Ich freue mich »Euch zu ſehen, mein Vetter,« ſagte ſie. »Euer »unglücklicher Vater war mein Freund; ich habe »ihm Verbindlichkeit. Es iſt mir lieb, dieſe »vielleicht an ſeinem Sohne vergelten zu können.

»Ihr habt Anſpruch auf meine völlige Gnade, »Mylord; ich bin bereit, Eure Wünſche zu hören, »um ſie zu gewähren, dafern die Gewährung »nur in meinem Vermögen ſteht.«

Mit einem natürlich edlen Anſtande beugte der Lord Courtney ein Knie vor der Königin, um die dargebotene Hand zu küſſen. Dann ſtand er raſch auf, und ſagte:

»Ich habe keine Wünſche, Königin, als die »Freiheit und mein väterliches Erbe. Dieſe er»bitte ich nicht; ich fodere ſie als ein Recht, denn »ſie ſind mir unrechtmäßig entriſſen.«

Mit angenehmer Verwunderung ſah die Königin an dem majeſtätiſchen ſtolzen Jünglinge hinauf. Weit entfernt, durch ſeinen rauhen Stolz beleidigt zu werden, empfand ſie ſelbſt ein Wohlgefallen darüber, und mehr um ihn zu ähnlichen Aeußerungen zu verleiten, als um ihm dieſe zu verweiſen, erwiederte ſie mit angenommener Ernſthaftigkeit:

»Mit Unrecht, lieber Vetter? mögt Ihr das »auch ſo dreiſt behaupten?«

»Und warum ſoll ich nicht? Mein Vater iſt »mit Unrecht gerichtet, denn man hat ihn durch »keine gültigen Beweiſe des Hochverraths über»führt, deſſen man ihn beſchuldigte. Ich bin »mit Unrecht eingekerkert; denn was konnte »mich, als einen unmündigen Knaben, die »Schuld angehen, die mein Vater, ſofern er »auch wirklich ſchuldig befunden wäre, auf ſich »geladen hatte? Nicht Recht, ſondern Gewalt »hat mich eingeſperrt; ich brauche nur Gerech»tigkeit, keine Gnade, um befreiet zu werden; »und dieſe erwarte ich von Euch, Königin!« —

Vergebens hatten Gardiner und Norfolk durch Winke und Huſten dem Jünglinge ſeine dreiſten Aeußerungen verwieſen. Er verſtand ihre Grimaſſen nicht, und hatte, mit ſich allein beſchäftigt, nicht einmal darauf geachtet. Deshalb glaubte ſich itzt der Herzog von Norfolk um ſo mehr verpflichtet, wieder ins Feine zu bringen, was die Ungeſchliffenheit Courtneys, ſeiner Meinung nach, verdorben hatte. In den demüthigſten Ausdrücken, und mit allem Prunk der veralteten Höflichkeit aus Heinrichs des Achten Zeiten, ſuchte er die Unmanierlichkeit ſeines jun-

gen Vetters zu entſchuldigen. Er bat die Königin, huldreichſt zu erwägen, daß dieſer Jüngling, von ſeiner Kindheit an zwiſchen den vier Wänden des Kerkers auferzogen, keinen andern Unterricht, als in den trockenen und ſteifen Schulwiſſenſchaften, und kein anderes Beyſpiel der feinen Lebensart, als das eines pedantiſchen Hofmeiſters, gehabt habe. Wenn er alſo itzt nicht im Stande ſey, das Verhältniß zu erkennen und zu beobachten, worin er ſich vor Ihro Majeſtät erhabenen Perſon befinde; ſo bäte er demüthigſt, Dieſelben mögten ſeine Wünſche nicht entgelten laſſen, was ſein Unverſtand allein verſchuldet habe, und ihm aus Mildigkeit und Gnade gewähren, was er ſo unſchicklicher Weiſe als ein Recht verlange.

»Ich verſtehe zwar eigentlich nur ſehr wenig »von Eurem Geſchwätz, Mylord,« fiel ihm Courtney endlich ungeduldig in die Rede, »allein »ſo viel begreife ich doch, daß Ihr Euch Mühe »gebt, zu verdrehen, was ich geſagt habe. Und »das weiß ich Euch fürwahr ſehr wenig Dank. »Die erſte Pflicht einer Königin iſt, gerecht zu »ſeyn. Will ſie mehr thun: ſo mögt Ihr's im-

»merhin Gnade nennen; ich habe nichts dawi»der. Ich aber begehre nichts weiter als Ge»rechtigkeit, und ſo mag ich ſie auch unter keinem »andern Namen, als unter dieſem. Sagt mir, »Königin, wollt Ihr ſie mir gewähren?« — ſetzte er hinzu, indem er ſich zutraulich an Marien wandte, ihre Hand ergriff und in der ſeinigen feſt hielt.

Wie unſchätzbar und ſicher ſind doch die offnen Empfehlungsbriefe, welche die Natur ihren Lieblingen mitgiebt! Hätte ein Anderer ohne dieſelben hier ſo geredet und gehandelt, als Courtney, wie würde es ihm ergangen ſeyn! Norfolk und Gardiner konnten ihre Verlegenheit kaum mehr verbergen. Sie fürchteten, die üble Wirkung, welche die Ungeſchliffenheit dieſes jungen Menſchen auf die ohnehin ſo reizbare Königin machen müßte, würde ſich in ihren Folgen auch auf ſie verbreiten. Bey ſeiner letztern Frage lief es ihnen vollends ſiedendheiß durch alle Adern. Sie glaubten ſich nun unfehlbar ſchon alle wieder in ihren Kerkern. Zu ihrem nicht geringen Erſtaunen blieb der Blick der Königin indeſſen immer gleich heiter, und hing, mit einem ſichtbar erhöhten Vergnügen, an der Geſtalt dieſes

jungen Naturmenſchen. Sein Auge wurde noch edler, durch das lebhaftere Feuer, was itzt in demſelben entbrannte; ſeine Mienen gewannen an Reiz, durch den Ausdruck, den ſeine Reden veranlaßten; die ſchönen Formen ſeines Körpers zeigten ſich nun erſt recht durch ſeine Gebärden. — Aber das was er ſagte? — ſie hätte um keinen Preiß gewünſcht, daß er etwas anderes, oder dieß auf eine andere Art geſagt hätte. Seine Stimme war ſo voll und harmoniſch, ſelbſt das Rauhe und Ungebildete in derſelben ſchien ihre Anmuth zu erhöhn. Sein Trotz zwang ihr Achtung ab, und ſeine Zutraulichkeit ſtahl ihr das Herz. Sie verlor ſich mit der reizendſten Selbſtvergeſſenheit in ſeinem Anſchauen. —

Gardiner, Norfolk und die Uebrigen befanden ſich in der peinlichſten Verlegenheit, zwiſchen Furcht und Hoffnung; Courtney fühlte nichts als Ungeduld: »was ſeht Ihr mich ſo an?« rief er endlich; »müßt Ihr Euch wirklich erſt bedenken, um mir mein Recht zu gewähren?« —

»Nein, mein Vetter,« ſagte die Königin ſchnell und über ihre Zerſtreuung betroffen; »nein, ich bedenke mich nicht einen Augenblick, Euch

»und den Uebrigen zu gewähren, was Ihr aller»dings nur mit Recht verlangt. Ihr alle habt »Eure Freiheit und meine Gnade. Doch Euch, »mein Vetter, kann ich ſie noch nicht ſo ganz zu»rückgeben. Ihr müßt forthin bey mir bleiben, »und als mein Kämmerling mir angehören. So »kann ich Euch auch die Güter und den Titel »Eures Vaters nicht gleich wiedergeben« —

»Warum nicht, Königin? habe ich nicht ein »Recht daran?« unterbrach ſie Courtney mit Heftigkeit: »Iſt mein Vater nicht mit Unrecht »hingerichtet?« —

»Gemach, ungeſtümer Menſch,« ſagte Maria, und ſuchte dieſe Art von Würde — wiewohl unglücklich genug — anzunehmen, in welche die weibliche Koketterie oft eine reizende Annehmlichkeit zu legen weiß. — »Ihr könnt dieſen Ti»tel und dieſe Güter nicht bekommen, weil ſie in »dem Beſitze eines Andern ſind, den ich nicht ohne »Gewaltthätigkeit daraus verdrängen könnte — »laßt mich ausreden, Ihr ſollt mit mir zufrieden »ſeyn! — Zum Erſatz verleihe ich Euch hiemit »den Titel und die Güter eines Grafen von De»vonſhire; — nicht aus Gnade, ſondern aus

»Gerechtigkeit; — Ihr ſeyd mir alſo auch hie»
»für keinen Dank ſchuldig, Vetter. Hab' ich es
»Euch nun recht gemacht?« —

»Wohl habt Ihr's recht gemacht, Königin,
»und ich danke Euch dafür, daß Ihr gerecht
»ſeyd,« — ſagte Courtney lebhaft, indem er ihr
mit einem natürlich ſchönen Anſtande, an dem
der Schneiderſcherz der Künſteley und Mode noch
nichts verdorben hatte, die Hand küßte.

»Ich meine, Gerechtigkeit ſey Pflicht, Vetter,
»und Pflicht verdient keinen Dank.« —

»Ihr habt Unrecht, Königin. Ich habe in
»der Geſchichte geleſen und ſelbſt erfahren, daß
»die Könige oft Gewalt für Recht üben. Wenn
»Könige ihre Pflicht thun, ſo thun ſie ſchon im»
»mer etwas mehr, als ſie zu thun ſchuldig ſind;
»denn ſie thun ſchon mehr, als wozu man ſie
»zwingen kann, und deshalb muß man ihnen
»dafür danken. Das ſagte mein Lehrer, und ob
»ich ihn hierin freilich nicht ganz verſtanden habe,
»ſo bin ich doch überzeugt, daß er Recht hatte;
»denn er hatte überall Recht, wo ich ihn ver»
»ſtand.« —

Ohne Zweifel hätte er noch länger fortgeplaudert, und die Königin hätte ihn noch länger mit Vergnügen angehört, wann nicht die übrigen Erlöſeten ſie von allen Seiten umringt, um auch ihr Dankopfer in Demuth und Unterwürfigkeit zu bezeigen. Zum erſtenmale fand ſie etwas Anſtößiges in dem kriechenden Betragen dieſer angeſehenen und meiſtentheils ſehr alten Männer. Ihre Stirn wurde itzt eben dadurch mit Runzeln bedeckt, was bis dahin das Einzige geweſen war, wodurch ſie etwas erheitert werden konnte.

Die Feier dieſes Tages endete damit, daß die Biſchöfe Gardiner und Bonner wieder in ihre Aemter eingeſetzt wurden; daß der Graf Arundel, zur Belohnung ſeiner Treue und Ergebenheit, zum Oberhofmeiſter der Königin ernannt, und die übrigen Geheimenräthe vorläufig in ihren Stellen beſtätigt wurden. Uebrigens billigte die Königin die Verhaftung der Lady Johanna und ihres Gemahls, und befahl, daß auch der Herzog von Suffolk in den Tower geführt werden ſollte.

Durch dieſen Glückswechſel Mariens waren zwey lange gehegte ſehnliche Wünſche zu zwey feſten Vorſätzen geworden, und beſchäftigten ſie nunmehr auch faſt ganz allein. Wie lange und ſehnlich hatte ſie nicht gewünſcht, — ſich zu verheirathen! — wie lange und ſehnlich die Neuerungen in der Religion abgeſtellt, und den alten und ächten Glauben wieder befeſtigt zu ſehen! Beides ſollte itzt auf der Stelle ausgeführt werden.

Was den erſten Wunſch anbetrift, ſo war ſie vor ihrem Einzuge in London ſchon völlig in jeder Rückſicht damit auf das Reine gekommen. Immer noch eingedenk der Verbindung, in welcher ſie, in den letzten Regierungsjahren ihres Vaters, mit dem Kardinal Pole geſtanden hatte, hatte dieſe ſie auch einer neuen Wahl überhoben. Auch die böſeſten Weiberherzen ſind gegen Verdienſte dieſer Art ſelten ganz ohne Erkenntlichkeit. Daß er ſich damals unter ſo gefährlichen

Umſtänden ihrer angenommen, ſich mit ihr hatte verbinden wollen, zu einer Zeit, wo dieſe Verbindung das Verderben Beider hätte veranlaſſen können, hatte eine Zuneigung in ihrem Herze zurückgelaſſen, die itzt mit neuen Anfoderungen erwachte. Pole ſollte ihr Gemahl werden; ſo ſtand in ihrem Herze geſchrieben, als ſie ihren Einzug in den Tower hielt.

Dieß war gleichwohl der Zeitpunkt, wo das Bild ihres alten Freundes plötzlich, wo nicht gänzlich erloſch, doch wenigſtens aus dem erſten Platze, und dem roſenfärbenen Lichte, in den Hintergrund ihres Herzes, in ein mäßiges Helldunkel zurückgerückt wurde. Der Zauberer, der dieß Wunder verrichtete, war der ſchöne junge Lord Courtney. Sein Bild begleitete ſie aus dem Tower in ihren Palaſt, aus ihrem Wohnzimmer in ihr Schlafgemach, von ihrem Betſtuhle auf den Thron.

Lang unterdrückte Triebe ſchießen ſchnell und mit gewaltſamer Heftigkeit hervor. Sieben und dreißig Jahre lang hatten, durch die eiſerne Hand des Schickſals gebunden, Mariens Triebe die Feſſeln der jungfräulichen Zucht, allen ihren Anfo=

derungen und Hoffnungen zum Trotz, tragen müſſen; was Wunder, daß ſie itzt in wenig Minuten ſo ſtark hervordrangen, als ſie ſonſt vielleicht in noch einmal ſo viel Tagen gediehen ſeyn würden? Maria vermogte ihre Blicke nicht von Courtney abzuziehen, und in ihren Augen glühte das Feuer der verzehrendſten Wolluſt, ſo oft ihr Blick an ſeiner ſchönen jugendlichen Geſtalt hing. Maria fühlte dieſe ſüße Unruhe, dieſe reizende Qual, dieſen beglückenden Kummer. —

Am dritten Abend, da ſie eine Stunde lang vergebens vor ihrem Betſtuhle gekniet hatte, und ſelbſt in dem Kruzifixe nur ſeine Geſtalt erblickte; ſtand ſie plötzlich auf, und ſagte halb unterdrückt und durch wollüſtige Seufzer unterbrochen: »Ach »vergieb, keuſche heilige Jungfrau! ich fühle es, »ich liebe dieſen Jüngling! und er oder Niemand »muß mein Gemahl werden!« — Sie warf ſich auf das Lager, und verwendete das Uebrige der ſchlafloſen Nacht auf Ueberlegungen, wie ſie am leichteſten und ſicherſten zu dieſem Ziele gelangen könne?

»Und was konnte der Erfüllung ihres Wun»ſches im Wege ſtehen? War ſie nicht Königin,

»und hing nicht die Wahl ihres Gatten allein »von ihr ab? — Aber konnte es dennoch nicht »vielleicht der Nation einfallen, auch etwas mit »darein reden zu wollen? — Thorheit! die Un»terthanen der Königin in der Wahl ihres Ge»mahls einreden! Wer mögte Königin ſeyn, »wenn eine Königin auch hierin der Nation ver»antwortlich ſeyn ſollte? — Allein geſetzt, ſie »machte auch dieſe unvernünftige Anfoderung; »was konnte man gegen die Wahl des Lord »Courtney einwenden? Man müßte es gern »ſehen, wenn ſie einen Engländer auf den Thron »höbe; er war aus einer der erſten Familien; ihr »Verwandter; — talentvoll — edel, hatte in »wenig Tagen ſich die Achtung des ganzen Hofs »erworben. — Nein, es war ausgemacht, durch »dieſe Heirath müßte ſie ſich die Gunſt der Na»tion für immer ſichern. Es war aufs neue bey »ihr beſchloſſen: Er oder Niemand! Gleich mor»gen wolle ſie ihre Wahl erklären, und in wenig »Tagen ſolle er in ihrem Arm — hier neben ihr »auf ihrem Lager ruhen.« —

»Aber wie ſich erklären? konnte ſie, als eine »züchtige Jungfrau, ſich einen Gemahl ausſuchen?

»ſogar

»ſogar unaufgefodert einen Mann für ihren Ge»mahl, ohne daß dieſer ſich um ſie beworben »habe, erklären?« —

Ihr umherirrender Blick fiel auf das Gemälde der heiligen Jungfrau, und eine fromme Schamröthe ergoß ſich über ihr Geſicht. Dieſer Gedanke wurde als unzüchtig verdammt und verworfen. »Er muß ſich zuerſt erklären; muß eine »förmliche Anwerbung thun. — Aber wie wird »er dahin kommen? Er iſt ſo unſchuldig, ſo un»befangen, kennt noch ſo wenig die Convenien»zen der Welt; — Und wenn auch, ſo würd' er »es nicht wagen — Aus dem Tower in die Arme »der Königin! — Nein, er kann nicht darauf »denken! Er iſt zu verſtändig, zu ſittſam, zu »vernünftig, um jemals von ſelbſt dieſen kühnen »Wunſch faſſen zu können.« —

»Wie ſoll er es denn nun aber erfahren? — »O! er wird es ſchon in meinem Lächeln erken»nen, in meinem ganzen Betragen gegen ihn »empfinden! Und wenn er dann zuerſt ſchüch»tern — dann immer dreiſter, ja kühner — »wenn er in Entzückung zu meinen Füßen liegt, »ſein Glück in meinen Augen lieſt; — ſich dann

»ſüß vergeſſend, mich in ſeine Arme ſchließt —
»und dann dort am Altare, und dann hier im
»Schlafgemache — und dann – und dann! —

Ihr Blick fiel auch itzt auf das Bild der heiligen Jungfrau; auch glühete itzt ihr Geſicht ebenfalls; — allein von einem ganz andern Gefühle, als dem Gefühle der Beſchämung.

Ueber dieſen reizenden Vorſtellungen war ſie eingeſchlummert, und ihre Phantaſie erhielt dadurch nur noch freieres Spiel im Traume. Heiter erwachte ſie; heiter erſchien ſie unter ihren Hofleuten. Sie rechnete darauf, ſchon heute der Erfüllung ihrer Wünſche um ein beträchtliches näher zu kommen.

Ihre Heiterkeit verſchwand jedoch allmählich, da ſie Courtney nicht erblickte, wiewohl ſie ihm geſtern Abends ausdrücklich anbefohlen hatte, ſich heute bey guter Zeit einzufinden. Sie wollte nach ihm fragen, nach ihm ſchicken; — allein ſie vermogte ſeinen Namen nicht über die Lippen zu bringen. Aus Verdruß ſchloß ſie ſich mit Gardiner in ihr Cabinet ein, um ſeinen Vortrag über die Reform in der Religionsverfaſſung anzuhören;

Gardiner hatte mit dem Vorſatze den Tower verlaſſen, unter Mariens Regierung England zu beherrſchen. Zunächſt ging deshalb ſeine Abſicht auf die Würde des Großkanzlers; weshalb er ſchon aus ſeinem Gefängniſſe den itzigen Kanzler, den Biſchof von Ely, der Königin als einen Mann ohne Kenntniſſe und Fähigkeiten, und eben daher der Windfahne auf dem Dom gleich, der Wahrheit übrigens größtentheils gemäß, geſchildert hatte. Er konnte hievon um ſo ſicherer Erfolg erwarten, weil ihm bekannt war, daß ſie die größte Achtung von ſeinen Einſichten als Staatsmann hegte, und daß ſie eben ſo von ſeinem Eifer für die Orthodoxie und alte papiſtiſche Kirchenverfaſſung überzeugt ſey.

Dieſem letzten günſtigen Vorurtheile, und denen Verfolgungen, welche er bisher ſeiner Widerſpänſtigkeit wegen von den Reformatoren hatte erfahren müſſen, verdankte er auch eine gänzliche Austilgung ſeines weſentlichen Antheils an der Scheidung der Königin Katharina aus dem ſonſt ſo getreuen Gedächtniſſe Mariens. Wir nennen es ein Vorurtheil, denn es fehlte viel, daß ſie ihn hierin richtig durchſchaut hatte.

Gardiner war freilich orthodox katholiſch; aber keinesweges orthodox papiſtiſch. Er wollte zwar die alte Kirchenverfaſſung wieder hergeſtellt wiſſen; allein nicht das alte Verhältniß gegen den Papſt. Nie war er ein eifriger Verfechter der Supremacy der Könige von England geweſen; denn nie hatte dieſelbe mit ſeinem eigenen Intereſſe genauer zuſammen gehangen. Maria hingegen war eigentlich papiſtiſch. Ihrer Abſicht zufolge ſollte England wieder völlig die Oberherrſchaft des Papſtes anerkennen. Der Widerwille gegen die Veranlaſſung zu dieſer geiſtlichen Obergewalt wirkte ſtärker, als ihre Herrſchſucht und ihre Abſicht war: je eher je lieber eine gänzliche Vereinigung mit dem römiſchen Stuhle zu Stande zu bringen.

Von dieſem Plane wichen nun aber die Abſichten Gardiners eben ſo ſehr ab, als er den Proteſtantismus verabſcheuete. Er gedachte Erzbiſchof von Canterbury zu werden, und konnte alſo die Vereinigung mit dem Papſte nicht wünſchen, weil er ſelbſt als Papſt die geiſtliche Herrſchaft über England zu führen hoffte. Dieß lag freilich noch tief in ſeinem Herzen, den Augen

der Königin völlig verborgen. Nichts deſtoweniger hatte es itzt ſchon weſentlichen Einfluß auf ſein Betragen.

Seiner geübten niedrigen Intrigue konnte es nicht ſchwer werden, gleich in den erſten Tagen Mariens Vertrauen ſo vollkommen zu gewinnen, als er ihre Achtung ſchon längſt beſaß. Um noch ſicherer zu gehen, verband er ſich mit dem Grafen von Arundel, durch die Eröffnung eines Theils ſeiner Abſichten. Beide fühlten, wie nöthig ſie einander wären, wenn ſie ihre Abſicht, Marien zu beherrſchen, erreichen wollten. Beide hielten ſich überzeugt, daß es ihnen leicht fallen werde, England und die Königin ausſchließend auch für die Dauer zu beherrſchen, dafern ſie feſt an einander hielten. Arundel hatte, als Oberhofmeiſter, die Beſchützung der königlichen Perſon, die Verpflichtung ſie überall zu begleiten, und die Aufſicht über alles, was zum königlichen Hauſe gehörte. Wie groß der Einfluß eines ſolchen Mannes werden konnte, dafern ſeine perſönlichen Eigenſchaften ſein Verhältniß zu benutzen verſtanden, hatte Northumberland zur Genüge bewieſen. So ausſchließend konnte er nun freilich bey Marien nicht werden,

weil die Stelle kein Pfaffe, ſondern nur ein Ritter bekleiden konnte. Stand indeſſen der Pfaff, als Miniſter, auf der einen und der Ritter, als Hofmeiſter, auf der andern Seite, ihre Hände um ſie vereinigt, ſo konnte ſie keinen Schritt thun, den ihr ihre Gefährten nicht erlaubten. Bey dieſer Berechnung ward freilich auf den allmächtigen Trieb der Natur, der dieſen Zwinger durchbrechen mußte, um ſie einem Manne zuzuführen, nicht ſonderlich Rückſicht genommen. Gardiner hatte freilich wohl daran gedacht, allein er konnte hiebey wenig verlieren, wenn auch das Schlimmſte zum Schlimmen käme; denn er gedachte ihr dieſen Mann zu geben. Arundel verlor nur — und hatte er ihn itzt genutzt, was ging er ihn weiter an. —

Die erſte Operation der Verabredung ging itzt dahin, Gardinern die Kanzlerwürde zu verſchaffen; und hier fürchtete der Biſchof nur Einen, aber deſto gefährlichern Rival. Ob er gleich die geheimen Abſichten Mariens für den Kardinal Pole nicht genau kannte, ſo war ihm doch die Freundſchaft und große Achtung, die ſie gegen ihn hegte, nicht unbekannt. Auch hatte ſie ſchon

geäuſſert, daß ſie ihn nach London zu beſcheiden geſonnen ſey. Dieß, wo nicht gänzlich zu verhindern, doch wenigſtens ſo weit hinaus zu ſchieben, daß er ihm ſich nicht mehr in den Weg ſtellen könne, war es hauptſächlich, worauf er itzt zunächſt ſein Augenmerk gerichtet hatte.

Bey ſeiner dießmaligen Unterredung mußte die bevorſtehende Beerdigungsfeierlichkeit Eduards den Vorwand und die Einleitung dazu hergeben. Er legte der Königin den Entwurf vor, nach welchem die Feierlichkeit, ihrem Befehl gemäß, ganz nach der alten Form, mit allen Cärimonien des katholiſchen Ritual begangen werden ſollte. Zugleich habe er, ſetzte er hinzu, die Veranſtaltungen zu der möglichſten Pracht getroffen; damit das Auge der irregeführten Menge dadurch gereizt und ihre Herzen zum voraus wieder für die Veränderungen, welche Ihro Majeſtät zum allgemeinen Seelenheil zu treffen, ſich chriſtwohlthätig entſchloſſen habe, eingenommen werden mögten. Nur, äußerte er mit einer tückiſchen Verlegenheit, träte hier noch ein bedenklicher Umſtand ein: So lange Cranmer noch Erzbiſchof von Canterbury ſey, könne ihm das Recht, die

Exequien zu halten, nicht genommen werden. Nun fürchte er aber, daß dieſer, als die erſte und einzige wirkende Urſache aller Neuerungen und Ketzereyen, ſich nicht in alle Wege nach dieſer Vorſchrift richten werde.

»Man ſolle es ihm in ihrem Namen ernſtlich »anbefehlen laſſen, ſo werde er ſich ſchon danach »richten,« ſagte Maria, die nur mit halbem Ohre zugehört zu haben ſchien.

»Mit Ew. Majeſtät allergnädigſten Erlaub»niß,« erwiederte Gardiner, indem er ſich in einer knechtiſchen Verbeugung vor ihr krümmte, »wage ich hiegegen einige unterthänige Zweifel »zu äußern. Die Ketzerey macht überhaupt hart»näckig und hochmüthig, und bey Niemanden »hat ſich dieß jemals mehr gezeigt, als bey dem »Erzbiſchof Cranmer.« – Sodann nahm er dieſer erwünſchten Gelegenheit wahr, den Charakter des Erzbiſchofs mit den gröbſten Läſterungen zu beflecken. Von hieraus wurde es ihm leicht, den Uebergang zu einer eben ſo unehrlichen Schilderung des Verderbens der Ketzerey zu machen. Dieſer ſollte ihm dann wieder weiter helfen, und ihm Veranlaſſung geben, aus den Schwierig-

keiten, welche die preiswürdigen Abſichten der Königin finden würden, die Nothwendigkeit zu erweiſen, mit Vorſicht in der Wahl des Mannes zu verfahren, dem die Verwaltung deſſelben anvertraut werden ſolle. Er wandte hiebey alle ſeine Kunſt an, um ſein eigenes Bild in dieſer Schilderung zu entwerfen; ohne jedoch dieſe Abſicht zu verrathen. Sodann ſprach er viel von dem nothwendigen Patriotismus und der Achtung der Nation, welche für einen ſolchen Miniſter eben ſo unentbehrliche Erforderniſſe als Thätigkeit, Kenntniß der Menſchen, und lange Uebung in den Geſchäften der Staatsverwaltung wären. Bey dieſer letzten Schilderung war er beſonders befliſſen, durch merkbare Winke und mannichfaltige geſchickte Anſpielungen auf den Kardinal Pole verſteckt, aber doch kennbar genug, als ein Beyſpiel der Unfähigkeit für dieſe Stelle, hinzudeuten.

Nachdem er dieß alles, ſeiner Meinung nach, in das beſtmöglichſte Licht geſtellt, und nun auch die frappanteſte Wirkung von dieſem Meiſterſtück der politiſchen Darſtellungskunſt mit ſelbſtgefälliger Zuverſicht erwartete; mußte er zu ſeinem Erſtau-

nen wahrnehmen, nicht nur, daß er ſich hierin gröblich getäuſcht habe, ſondern daß ſein ganzes Bemühen für Marien verloren gegangen war, weil ſie wenig oder gar nicht auf ſeinen Vortrag geachtet hatte. Sie antwortete zerſtreut und abgebrochen, und endete plötzlich die ganze Unterredung dadurch, daß ſie ihn auf den andern Tag wieder zu ſich beſchied.

Nachdem der Biſchof die Königin verlaſſen hatte, gieng ſie wieder in das Verſammlungszimmer zurück. Gleich bey ihrem Eintritte flog ihr Blick forſchend durch den Saal, und entdeckte in eben dieſem Augenblicke auch den Lord Courtney am entgegengeſetzten Ende von mehrern Damen umringt. Unter dieſen befand ſich auch Lady Eliſabeth, ihre Schweſter, und der Graf von Devonſhire war in einem, dem Scheine nach, ſehr intereſſanten Geſpräche mit ihr begriffen. Marien entgieng dieß nicht; dennoch aber heiterte ſich ihr Geſicht auf; ſie bewillkommte ſogar ihre Schweſter freundlich, weil die Gegenwart des ſchönen Jünglings keine Veränderung in ihren Geſichtszügen zuließ. Mit einem freundlichen Vorwurf wandte ſie ſich ſodann beſonders

an Courtney, daß er ſo lange geſchlafen, und ihrem Befehle, ſie bey guter Zeit zu beſuchen, ſo nachläſſige Folge geleiſtet habe. »Hängt Euch »das lange Schlafen etwa noch von Eurer vori- »gen Lebensart her an, Vetter?« ſagte ſie, nach ihrer Weiſe zu ſcherzen.

»Ihr irrt ſehr, Königin!« rief der Graf, der dieſen Vorwurf für Ernſt nahm, und dadurch gereizt wurde. »Da Ihr vielleicht noch ſüß »träumtet, bin ich ſchon mit Lady Eliſabeth im »Park geweſen. Nicht wahr, Mylady, wir »ſind wohl drey Stunden umher geluſtwandelt?« ſagte er mit aller der Heiterkeit, welche ange- nehme Rückerinnerungen hervorbringen, indem er ſich ſchnell an Eliſabeth wandte.

Wer vermag die Verwandlung zu beſchrei- ben, welche itzt in den Empfindungen der Köni- gin vorgieng? Wenn in dem Augenblicke des Einſchlurfens der lieblichſte Labetrunk zu Galle wurde, könnte dieſe Empfindung auf der Zunge kaum verglichen werden mit dem Gefühle, wel- ches Marien bey dieſem Geſtändniſſe Courtney's durchdrang. Es war Eiferſucht; aber nicht die Eiferſucht, die aus einer reinen Quelle edler Liebe

hervorſprudelt. Es war die Eiferſucht, die aus der ſchmutzigen Pfütze wollüſtiger Triebe fließt, welche nie Abfluß hatte, und eben deshalb in eine ekelhafte Gährung gerathen mußte. In dieſe goß nun noch der perſönliche Haß gegen Eliſabeth ſeinen beizenden Wermuthtrank, und ließ ſodann dieſe ſchöne Maſſe Mariens Herz durchſtrömen.

Bisher hatte ſie das Betragen des Grafen von Devonſhire wenig beobachtet, weil ſie allein mit ſich ſelbſt beſchäftigt war. Courtney gefiel überall, wurde überall aufgeſucht und umringt, wie ein Sonderling ſeiner Art gefällt und aufgeſucht wird. Wenn ſich die Königin ihm nahete, wich alles ehrerbietig zurück. Nun ſuchte er ſie freilich nicht auf; er war nicht bewerbend, nicht verbindlich, nicht unterwürfig gegen ſie. Allein dieß war einmal ſeine Sonderbarkeit, und ſein Betragen, in dieſer Rückſicht, ſoviel ſie bemerkt hatte, gegen Alle daſſelbe. Sie konnte ihn freilich nie lange bey ſich behalten; auch ſtreifte er zuweilen umher, man wußte nicht wo. Dieß wurde der Lebhaftigkeit ſeines Charakters auf die Rechnung geſchrieben, und der wieder erlangten Freiheit. Maria begnügte ſich in dieſen Fällen

damit, ihn durch das liebkoſende Scheltwort, eines Wildfangs, zu beſtrafen. Daß er ſich für irgend eine Perſon mehr intereſſiren, bey der länger aushalten könne, als bey der Königin, dieſe Vorſtellung hatte Mariens Eitelkeit bisher immer noch unterdrückt.

Nunmehr aber ſtand eben dieſe Vorſtellung auf einmal in Rieſengröße vor ihr. Drey Stunden lang war er, mit Eliſabeth allein, im Park ſpazieren gegangen. Welche Anhänglichkeit, welche Vertraulichkeit, ſetzte dieß nicht voraus! Sie erinnerte ſich nun mancher Blicke, mancher Schäkerey, auf welche ſie bisher nicht geachtet hatte. Ihr Zorn erhob ſich zunächſt gegen Courtney; aber Liebe und Haß vereinigten ſich in dieſem Augenblicke, um ihn allein gegen Eliſabeth zu wenden. Sie müßte ihn an ſich gezogen, ihn verführt haben; wiewohl ſie ſiebzehn und er achtzehn Jahr alt war. Ein wüthender Blick verkündigte Eliſabeth, was in ihr vorgieng, und was dieſe davon zu erwarten habe. Kaum brachte die Furcht, den Spott des Hofes auf ſich zu ziehen, ſoviel Geiſtesgegenwart in ſie zurück, daß ſie ihren Reden und Gebarden eine

geſchickte Wendung geben konnte. Die Folge hievon war ein ſehr ernſthafter Tadel dieſes unvorſichtigen und unanſtändigen Betragens, der ganz beſonders und faſt ausſchließend gegen Eliſabeth gerichtet war. »Sie wolle dergleichen Spaziergänge nicht wiſſen,« erklärte ſie ſehr nachdrücklich. »An ihrem Hofe ſolle es ſittſam und anſtändig zugehen, und ſie wolle hierüber einmal für allemal ihre Willensmeinung an den Tag gelegt haben. In einem ähnlichen Falle mögte es wohl bey einem bloßen Verweiſe nicht bleiben.«

Voll Verwunderung und Erſtaunen wog ſie Courtney mit ſeinen großen, ſchwarzen Augen, deren Glanz der Unwille noch erhöhete. Zurückgeſchreckt endlich durch die Entſtellung der Geſichtszüge, welche die Bemühung, den Zorn zu verbergen, in dem bleichen, abgezehrten Geſichte nur noch widriger eingrub, wandte ſich ſein Blick unwillkührlich nach Eliſabeth, die beſchämt ihre Augen niederſchlug, und deren Geſicht eine reizende Schamröthe überdeckte.

Welch ein Contraſt; und wie ſehr entſchied dieſer Contraſt zum Vortheil Eliſabeths! Ein neuer Verweis riß ſeinen Blick nach Mariens

Geſichte zurück; derſelbe widrige Anblick ſtieß ihn aber auch, in demſelben Momente, wieder zurück. Mit erhöhtem Wohlgefallen verweilte er itzt auf den Wangen der Eliſabeth, die durch die ungewöhnliche Röthe auch einen neuen ungewöhnlichen Reiz erhalten hatten.

So oft auf dieſe Weiſe ſeine Blicke wechſelten, ſo oft wuchs ſein Unwille über das Betragen Mariens. Er konnte nicht begreifen, wie die Königin einen Morgenſpaziergang eine Unanſtändigkeit nennen könne, und gab ihr auch ſeine Befremdung zu erkennen, ſobald er nur zu Worte kommen konnte. »Warum wollt Ihr »uns dieß Vergnügen nicht gönnen, gnädigſte »Königin?« ſagte er treuherzig: »ich ſchwatze ſo »gern mit der Lady Eliſabeth, und es läßt ſich »nie beſſer und mehr von Herzen ſchwatzen, als »an einem ſchönen Morgen. Ich begreife nicht, »wie Ihr ein ſo unſchuldiges Vergnügen unſitt»lich nennen und ſtören könnt!«

Maria, nur noch mehr aus der Faſſung gebracht, aber durch die treuherzige Aeußerung des Grafen ebenfalls nur mehr für ihn eingenommen, wandte ſich aufs neue allein gegen

Eliſabeth, und ſagte mit Heftigkeit: »genug, ich »will es nicht haben, und ich unterſage es hiemit, »bey meiner höchſten Ungnade!«

Mit einem wüthenden Blick auf Eliſabeth, und mit abſichtlicher Vermeidung Courtneys, wandte ſie ſich ſodann plötzlich um, und gieng in ihr Cabinet.

Courtney durch dieß Betragen der Königin heftig erbittert, und ungewohnt und unvermögend, irgend etwas zu verhehlen, was in ihm vorgieng, ließ nun auch den Aeußerungen ſeines Unwillens, in Gegenwart des ganzen Hofes, freien Lauf. Er verſicherte laut, er werde ſich nicht durch die wunderlichen Grillen der Königin feſſeln laſſen, und foderte Eliſabeth auf, ſich eben ſo wenig, als er, daran zu kehren. — Vergebens gab ihm Eliſabeth durch Winke und Zeichen zu verſtehen, daß hier der Ort nicht ſey, darüber zu reden. Er merkte nicht darauf, und da ſie ſich entfernte, begleitete er ſie, ihrer wiederholten Verweigerung unerachtet. Nur durch die Aeuſſerung, daß ſie nicht wohl ſey, und ſich niederlegen müſſe, vermogte ſie ihn endlich, zurück zu bleiben.

Heftig

mit Vorſichtigkeit und Feſtigkeit gegen die leicht vorauszuſehenden Verfolgungen der Königin zu ſichern.

Bey dieſem Entwurf fand ſie nun gar bald das größte Hinderniß in dem offenen, durchaus keiner Verſtellung fähigen, Charakter des Grafen von Devonſhire. Allein ohne es als Lehrſatz zu wiſſen und beweiſen zu können, daß der Liebe alles möglich, alles leicht ſey, rechnete ſie doch gleichwohl mit eben ſoviel Zuverſicht hierauf. Sie wolle ihn ſchon unterrichten und beobachten, ſagte ſie ſich ſelbſt zur Beruhigung und Verſcheuchung jeder Zweifelmüthigkeit, und da es ihm an Kopf nicht fehle, ſo werde er ſchon lernen.

Auf dieſe Weiſe war alſo von ihrer Seite die Verbindung geſchloſſen, ohne daß ſie jedoch die Abſicht hatte, Courtney ſelbſt ſo bald zur Gewißheit darüber kommen zu laſſen. Schon damals hatte ſich dieſer Trieb nach Ungebundenheit in ihrem Herze feſtgeſetzt, der, in der Folge, über alle ihre Verbindungen dieſer Art ein ſo zweideutiges Licht verbreitete, daß ſelbſt diejenigen nie recht wußten, wie es um ihre Geſinnungen und Neigungen ſtand, welche, ihrem äußern

Betragen nach, zu der genaueſten Kunde hierüber, und zu großen, zu den größeſten Erwartungen berechtigt zu ſeyn ſchienen.

Indeſſen hatten Ungeduld und Unmuth den Lord Courtney auf ſein Roß gehoben, und hinaus ins Freie gejagt. Er ſprengte durch die Felder, zerarbeitete ſein Pferd, jagte ein Wild auf, verfolgte es über Graben und Gehege — und kehrte nach einigen Stunden, auf ſeinem ermüdeten Roſſe, ermüdet nach der Stadt zurück; ohne daß es ihm leichter und beſſer ums Herz geworden wäre.

Weit entfernt übrigens, die eigentliche Urſache der Härte Mariens zu errathen, hielt er es vielmehr blos für einen königlichen Eigenſinn, für eine Grille der Uebermacht. Da nun ſeine lange Gefangenſchaft nur dazu gedient hatte, in ihm den unauslöſchlichſten Haß gegen alle Unterdrückung und Gewaltthätigkeit zu erzeugen und auszubilden; ſo mußte dieß ſeine Erbitterung gegen die Königin nur noch erhöhen.

Was bey Eliſabeth die Eitelkeit bewirkt hatte, bewirkte alſo bey ihm der Stolz. Er fühlte ſich

durch das Betragen der Königin gekränkt und beleidigt, und nahm ſich nunmehr vor, eben weil es Maria nicht wollte, ſich noch inniger mit Eliſabeth zu verbinden. Dieß beſchloß er der Königin geradezu zu erklären, und deshalb eilte er, ſobald er zurück kam, nach Hofe.

Maria war noch immer für Niemanden zu ſprechen. Im Vorzimmer lange zu warten, dazu gehörte mehr Geduld, Biegſamkeit und Unterwürfigkeit, als Courtney überhaupt, vornämlich aber itzt beſaß. Er war daher ſchon im Begriff, wieder umzukehren, als ihn eine der Kammerfrauen der Königin auf die Seite zog, um ihm zu ſagen: Ihro Majeſtät habe befohlen, daß er ſich nicht eher wegbegeben ſolle, als bis ſie ihn geſprochen habe.

»Nun ſo ſolle ſie ihn ſogleich melden!« rief Courtney.

Die Königin habe befohlen, entſchuldigte ſich die Kammerfrau, er ſolle warten, bis ſie ihn rufen laſſe. Sie ſey übrigens ſchon von ſeinem Hierſeyn unterrichtet.

Courtney, der in ſeiner itzigen Stimmung in dieſem Befehle (den er bisher faſt täglich er-

halten hatte, wenn Maria ihn ohne Zeugen zu ſprechen wünſchte, und den er bisher nie übel empfand) eine neue Beleidigung und Erniedrigung fühlte, befahl im Ausbruch der höchſten Ungeduld der Kammerfrau: »Sie ſolle ihn ſogleich melden, und der Königin nur ſagen, er habe mehr zu thun, als ihre Launen abzuwarten. Er müſſe ſogleich mit ihr reden, oder er werde ſich auf der Stelle entfernen.«

Die Kammerfrau, über ſeinen Ungeſtüm erſchrocken, bat ihn, nur noch ſo lange zu verziehen, bis ſie wieder zurückkäme. Er verſprach es, und ſie eilte in das Cabinet der Königin.

Indeß gieng Courtney mit großen Schritten und tiefſinnig in dem Vorzimmer umher, ohne ſich um die Höflinge zu bekümmern, welche überall Truppweiſe in dem Saale umher zerſtreut waren, und ihn mit Blicken und Gebärden auf ſeinem pathetiſchen Spaziergange verfolgten. Sie drängten ſich übrigens heute nicht an ihn, nahten ſich ihm nicht einmal, weil ſie ihn ſchon ſo gut als in Ungnade gefallen anſahen, und ſich nur in ſo fern noch für ihn intereſſirten, als er ihnen Stoff für ihren Witz und Aberwitz gewährte.

Einer der Kämmerlinge, ein Jüngling, dem Courtney wohlwollte, war der Einzige, welcher es nach einigen Minuten wagte, ihm in den Weg zu treten, um ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen.

Dieſer Kammerjunker, der ſich tauſendmal den Freund des jungen Grafen genannt hatte, und auch itzt ſeine Rede unter dieſer Firma anhob, würde ihn jedoch wahrſcheinlich, aus eben dem Grunde, der die übrigen Schranzen entfernte, auch ungeſtört ſeinen Spaziergang haben fortſetzen laſſen, wenn nicht ein Auftrag von höherer Hand ihn zu dieſer Anrede veranlaßt hätte.

Der Oberhofmeiſter, Graf von Arundel, hatte die vorzügliche Gunſt, worin der junge Lord bey der Königin ſtand und täglich ſichtbarer fortſchritt, von dem Augenblicke ihres Entſtehens an wahrgenommen, und mit neidiſchen und argwöhniſchen Augen beobachtet. Nun hütete er ſich freilich wohl, dieß nur im mindeſten, auch ſelbſt gegen den ihm verhaßten Günſtling merken zu laſſen. Was für Mühe und Anſtrengung konnte es einem Weltmanne, wie Arundel, koſten, ſeine Unruhe und Beſorgniß hinter einem ver-

hältnißmäßigen freundſchaftlichen Betragen täu-ſchend genug zu verbergen! Wie zuverſichtlich konnte er bey einem Jünglinge, wie Courtney, auf eine baldige und ſichere Gelegenheit rechnen, wo er ihm ein Bein ſtellen und ihn ſo für immer von ſeiner Höhe würde herabſtürzen können!

Früher, als er erwartet hatte, ſchien ihm der kleine Zwiſt von heute Morgen dieſe Gele-genheit herbeyzuführen. Er hatte ihn daher mit dem innigſten Vergnügen wahrgenommen, und unbemerkt die Glut der Eiferſucht Mariens noch etwas angeſchüret. Das Uebrige ſollte Courtney ſelbſt vollenden, und dieſer Abſicht zufolge erhielt der Kammerjunker, Courtneys geglaubter Freund, ſeine Inſtruktion.

Mit aller Aeußerung eines freundſchaftlichen Antheils an dem Verdruſſe, den Courtney hatte erfahren müſſen, nahte er ſich ihm itzt. Mit dem völligen Herzenserguß eines Freundes äuſ-ſerte er ſich zwar anfangs, obwohl nur in allge-meinen Ausdrücken, mißbilligend über die Härte der Königin. Bald aber gab er der Sache eine andere Wendung, und bemühte ſich halb ſcher-zend, halb ernſtlich den Grafen zu überzeugen,

daß er, den Zorn der Königin genau beym Lichte beſehn, mehr zu beneiden als zu beklagen ſeyn dürfte.

»Wie er dieß verſtehe?« fragte Courtney finſter, indem er dieſe Aeußerung auffing, und ſich ſo von ſelbſt in die Schlinge lieferte, welche ihm gelegt war.

»Es komme ihm nicht zu, über dergleichen zu urtheilen,« erwiederte nun der Kammerjunker, mit demjenigen ſchneckenartigen Zuſammenziehen, was dieſer geſchmeidigen Menſchenklaſſe ſo ſehr eigen iſt. — »Dergleichen Dinge wären für den unberufenen Vorwitz verſengend heiß, und auch die leichteſte Berührung höchſt gefährlich« – und ſo fuhr er fort durch eine Menge von ähnlichen Gemeinplätzen, mit dem dazu gehörigen ſchalthaften und eine größere Kenntniß verrathenden Lächeln, die Neugier des Lords bis zur höchſten Ungeduld zu reizen. Je mehr er ſich daher zurückzog, deſto heftiger verfolgte ihn Courtney's Nachforſchung; bis er endlich ſich für gefangen erklärte, und das Geheimniß, gegen die Verſicherung der Verſchwiegenheit, auf Capitulation, an die Freundſchaft des Grafen überlieferte.

Courtney erfuhr itzt zu ſeinem größten Erſtaunen, daß der Unwille der Königin keinen andern Grund als Eiferſucht habe, und daß ſie der Lady Eliſabeth den Umgang mit ihm verbiete, weil ſie ihn ausſchließend zu beſitzen und zu genießen wünſche. Courtney lachte, und erklärte dieß für eine Poſſe. — Der Kammerjunker verſicherte; beide wurden ernſthafter. — Courtney fing an zu glauben, und mit dem zunehmenden Glauben nahm auch, nach gleichem Verhältniß, ſein Unwille über die Königin zu. Je lebhafter ihm ſein Freund das Glück ſchilderte, was für ihn daraus entſtehen könne, deſto lebendiger wurde der Abſcheu dagegen in ihm rege. Er fing nun erſt an, Marien mit Eliſabeth zu vergleichen, und dadurch wurde ſein Widerwille gegen die Neigung Mariens auf den höchſten Grad getrieben.

»Was?« rief er; »das alte Weib kann erwarten, ich ſolle ſie der Lady Eliſabeth vorziehen? — Aber ich werde es ihr ſagen; noch »heute gleich werde ich es ihr ſagen, daß ſie ſich »dieſe wahnwitzigen Gedanken vergehen läßt!« —

»Um Gottes willen, Ihr werdet doch nicht!« — rief der Kämmerling, und in eben dieſem Augen-

blicke wurden ſie durch die Kammerfrau unterbrochen, welche Courtney zu der Königin foderte.

Maria hatte bisher in dem heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt zugebracht. Mit jeder Minute Nachdenken, wurde es ihr immer gewiſſer, daß Courtney und Eliſabeth in einem völligen Einverſtändniſſe mit einander wären. Was ihre Unruhe noch vermehrte, war das dunkele Gefühl, es ſey doch natürlich, daß Courtney Eliſabeth liebe; unnatürlich und unwahrſcheinlich, daß er dieſe Liebe der ihrigen aufopfern werde. Die Eitelkeit kämpfte zwar ſehr gegen dieß Gefühl, konnte es gleichwohl, aller ihrer Beſtrebung zum Trotz, lange nicht unterdrücken. Endlich ſiegte ſie jedoch, und dieſer Sieg munterte die Hoffnung zu einem Verſuche auf. Der Unwille gegen Courtney verlor ſich ganz. Sie nahm ſich vor, ihn nicht das geringſte weiter von dem Vorgefallenen merken zu laſſen. Vermehrte Güte und ſorgfältigere Auszeichnung, ſollte das Andenken daran bey ihm auslöſchen und — das Uebrige wagte ſie nicht, deutlich auszudenken. Stets zog ſie das Bild der Eliſabeth mit einer unangenehmen Empfindung davon zurück. Den=

noch ſiegte die Liebe über dieſe, und ſie nahm ſich ſogar feſt vor, auch gegen ſie keinen Unwillen weiter zu äußern — um Courtney dadurch nicht aufs neue zu reizen. Indeß dachte ſie deſto ernſtlicher auf eine Gelegenheit, ſie ſobald als möglich vom Hofe zu entfernen. Sie erwartete dieſe mit beruhigender Zuverſicht von der Anhänglichkeit derſelben an die proteſtantiſche Religion.

Auf dieſe Weiſe, wie ſie ſich überredete, völlig beruhigt, wollte ſie nun den erſten erneuerten Verſuch auf das Herz ihres undankbaren Geliebten wagen, und ließ ihn deshalb in ihr Cabinet rufen.

Auf ihren Befehl trat nun Courtney, im höchſten Aufruhr ſeiner Gefühle, in das Zimmer der Königin. Ihr Anblick rief das Bild der Eliſabeth ebenfalls lebhafter in ſeine Seele zurück, und brachte die Vergleichung, welche durch die vertrauliche Eröffnung des Kämmerlings veranlaßt war, zu einer ſo hohen Anſchaulichkeit, daß er wie betroffen an der Thüre ſtehen blieb, und ſich einige Secunden dieſer Vergleichung überließ. Maria hielt dieß für die Wirkung einer beſchämenden Erinnerung an ſeine dreiſten

und unüberlegten Reden, welche ſein Unwille ſich an dieſem Morgen gegen ſie erlaubt hatte. Mit einem genugthuenden Wohlgefallen weidete ſie ſich an dem Anblicke dieſer für ſie ſo hoffnungsvollen Verlegenheit. Ein minutenlanges Stillſchweigen, ein wechſelſeitiges Anſchauen, ſichtbares Arbeiten der Gefühle; — welcher ununterrichtete Zuſchauer hätte daraus nicht ahnen ſollen, es werde ſich dieſe ekſtatiſche Spannung in einer zärtlich rührenden Verſöhnungsſcene auflöſen? — Aber plötzlich rief Courtney im heftigſten Ausbruch des bitterſten Unwillens:

»Iſt es möglich, Königin! könnt Ihr Euch »wahrlich im Ernſt einbilden, ich würde Euch der »Lady Eliſabeth vorziehen? Nun ſo bitte ich Euch »um Gottes willen, laßt dieſen entſetzlichen Irr»thum fahren! — Nein, es kann nicht möglich »ſeyn,« unterbrach er ſich ſelbſt, »es iſt eine Ver»läumdung, eine ſchändliche Läſterung! — Ihr, »in dieſem Alter, mit dieſer Geſtalt, und Eliſa»beth, das reizende herrliche Mädchen, in der »erſten Blüthe ihrer Jugend und Schönheit! — »O bey Gott! ich kann ſelbſt dieſe Vergleichung »nicht ertragen!« —

»Unverſchämter!« rief Maria, indem ſie, die ächte Bildung einer Furie, aufſprang: »Unver»ſchämter, fort! und wagt es nie, mir wieder vor »die Augen zu kommen! Fort, ſage ich!« —

Vom Erſtaunen itzt eben ſo, als vorher vom Unwillen ergriffen, ſtand Courtney noch immer unbeweglich auf der Stelle, wo er eingetreten war. Ohne auf ihren Befehl zu achten, ſchauete er ſie ſtarr, mit weit aufgeriſſenen Augen an, als ob er eine unbegreifliche Erſcheinung wahrgenommen hätte.

»Alſo iſt es doch wahr,« ſagte er endlich nachdenkend und mit gemäßigter Stimme. — »Ich bedaure Euch, Königin, — wahrlich ich be»daure Euch recht ſehr! — Aber,« ſetzte er mit ſteigender Wärme hinzu, »aber ſeyd verſichert, »daß mich nichts in der Welt von Eliſabeth ab»wendig machen wird! Ich liebe ſie, und keine »Gewalt auf Erden kann es dahin bringen, daß »ich ſie nicht liebe.«

»Fort, Undankbarer! Aus meinen Augen, »ſage ich, wo Dir Dein Leben lieb iſt!« — rief Maria im höchſten Ausdruck der Wuth und Verzweiflung.

»Undankbar? Das bin ich nicht, Königin,« erwiederte Courtney mit kaltem ſtolzen Ernſt. »Ihr habt mir Gerechtigkeit erwieſen, und ich »habe Euch dafür gedankt, und danke Euch noch »dafür. — Gehen werde ich gern und gleich,« ſetzte er lächelnd hinzu; »aber nicht weil Ihr mir »droht. Schreckt damit Kinder. Die Königs»gewalt wäre ja das ſcheußlichſte Ungeheuer der »Erde, wenn ſie Jeden ungehindert morden dürfte, »der nur lieben kann, was liebenswürdig iſt.« Er entfernte ſich. Maria ſank ohnmächtig und ſprachlos auf einen Seſſel, und nur nach einigen Stunden erhielt ſie ihre Beſinnung wieder.

Von nun an verfolgte ſie Eliſabeth mit dem parteilichſten Haſſe. Courtney begab ſich auf eines ſeiner Landgüter, erhielt jedoch bald wieder die Erlaubniß, bey Hofe zu erſcheinen. Sie glaubte ihn und Eliſabeth beſſer beobachten zu können, wenn Beide unter ihren Augen wären. Mit einem fürchterlichen Eide hatte ſie ſich ſelbſt gelobt, daß nie eine Verbindung zwiſchen Beiden ſtattfinden ſolle. Dennoch half ihr ihre qualvolle Wachſamkeit wenig. Eliſabeth theilte Courtney bald ihre Behutſamkeit mit, die ſich itzt mit ſei-

ner Feſtigkeit vereinigte. Nur der Tod vermogte dieſe Verbindung zu trennen, trennte ſie aber freilich auch bald.

Die gewaltſame Auflöſung in den Gefühlen Mariens, welche dieſe Begebenheit bewirkte, ſenkte aufs neue in ihr Herz einen beträchtlichen Theil des bittern Stoffs, der ſich mehr und mehr zu jener menſchenfeindlichen Härte zuſammenſetzte, die ihre ganze Regierungsgeſchichte überall ſichtbar werden läßt. Das unangenehme Gefühl der getäuſchten Hoffnung wollte ſie nun in dem erneuerten Religionseifer erſticken, und beſchloß, an nichts weiter, als an die Wiederherſtellung der alten Kirchenverfaſſung, zu denken und zu arbeiten.

Von dieſem Vorſatze in eine unruhige Thätigkeit geſetzt, verſammelte ſie den Geheimenrath, und kündigte ihm an, daß ſie entſchloſſen ſey: die Nation ſo ſchnell als möglich wieder in die Einheit der Kirche zurückzuführen, (ſo waren ihre eigenen Ausdrücke) und daher noch heute an Se. Heiligkeit nach Rom ſchreiben, und ſich den Kardinal Pole zum Legaten und Mitarbeiter

beiter in dieſem großen Werke ausbitten werde. Sie foderte ſodann den Staatsrath auf, hierüber ſowohl, als über die anderweitigen Vorbereitungsmaaßregeln, ſeine Gedanken und Vorſchläge mitzutheilen.

Wenn Fürſten ihre Vorſätze als ſolche ankündigen, und ſodann die Urtheile ihrer Räthe darüber verlangen; ſo pflegen dieſe gemeiniglich den Wink zu verſtehen, und nur, in einem einſtimmigen Echo, einſtimmige Bewunderung Ihro Majeſtät entgegen tönen zu laſſen. Die Erfahrung hat ſie nur zu oft belehrt, daß die Auffoderung nichts anders als das zur Abſicht hatte, den Widerſpruch, wo nicht als ſchädlich doch wenigſtens allemal als unnütz erſcheinen zu laſſen. So ſehn ſie das Schickſal eines jeden Widerſpruchs, oder einer jeden abweichenden Aeußerung, unfehlbar voraus. Wenn ſie nicht Unwillen erregt und die höchſte Ungnade auf den lenkt, welcher ſo unbeſonnen oder kühn war, den Wink nicht zu verſtehen; ſo wird ſie doch gemeiniglich als unweiſe und unnütz von der Hand gewieſen. Wollte die Majeſtät prüfen und das Beſte wählen, ſo würde ſie ja nicht ſchon ihre Wahl angekündigt

haben. Sie legt dieſelbe vor, theils um ihre Eitelkeit zu befriedigen, theils auch, um durch die Zuſtimmung ihr noch einen blendendern Schein des Gerechten zu verſchaffen.

Zu dieſer unwiderſprechlichen Wahrheit der Welterfahrung kam nun hier noch die ängſtlichſte Behutſamkeit, ſich nicht aufs neue verdächtig zu machen. Alle waren erſt begnadigt, die Meiſten hatten ſich erſt wieder öffentlich zu der katholiſchen Sekte bekannt; um alles in der Welt hätte keiner eine Aeußerung gewagt, die nur von fernher ein verdächtiges Licht über die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung hätte verbreiten können.

Gardiner, welcher, gleich von dem erſten Tage ſeiner Befreyung an, Sitz und Stimme im Staatsrathe erhalten hatte, war vielleicht der Einzige, welcher nicht fürchten durfte, ſich in dieſer Rückſicht verdächtig zu machen; er war aber auch der Einzige, welcher dem Entſchluſſe der Königin einen Widerſpruch entgegenſetzte. Ueberzeugt, daß ſein Plan durch die Gegenwart des Kardinal Pole für immer würde zu Grunde gerichtet werden, ſchien es ihm von der äußerſten Wichtigkeit, dieſe ſowohl, als die Wiedereinfüh-

rung der päpſtlichen Autorität, wo nicht ganz zu hintertreiben, doch wenigſtens ſo weit als möglich hinauszuſchieben.

Deshalb wagte er es itzt, mit aller der ſcheinbaren Demuth und Unterwürfigkeit, wohinter ſein Stolz ſich ſo geſchickt zu verſtecken wußte, der Königin die Gefahr vorzuſtellen, die aus zu plötzlichen und zu großen Veränderungen nothwendig entſtehen müßte. Die Mehrheit der Nation ſey zwar gegen die proteſtantiſchen Neuerungen entſchieden eingenommen, äußerte er, aber auch eben ſo entſchieden für die Unabhängigkeit von der päpſtlichen Obergewalt geſtimmt. Allgemein fürchte man durch dieſe in den Zuſtand einer drückenden Knechtſchaft zu gerathen. Dieſe Befürchtung finde ſelbſt bey denen ſtatt, welche der Rechtgläubigkeit getreu geblieben wären. Wolle man mit der Wiederherſtellung derſelben den Anfang machen, ſo ſtehe zu befürchten, daß dadurch die Gemüther allgemein aufgeregt und zur Widerſetzlichkeit gereizt würden. Seiner unvorgreiflichen Meinung zufolge, erfodere dieſer wichtige und große Schritt eine ſehr langſame und ſorgfältige Vorbereitung, wenn er nicht für die Reli-

gion, und ſelbſt die geheiligte Perſon der Köni⸗gin, gefährlich und verderblich werden ſolle. Des⸗halb fühle er ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, auf das nachdrücklichſte davon abzurathen. Das Vertrauen, das ſie ihm zu bezeigen gewürdigt habe, mache ihn ſo kühn und laſſe ihn Verzeihung hoffen, auch dann, wenn ihre höhere Weisheit ſeinen Rath verwerflich finden ſollte. Pflicht und Gewiſſen dringe ihn dazu und würde ihn dazu gedrungen haben, wenn er auch ihre — für ihn in jedem Betracht ſchreckliche — Ungnade vorausgeſehen hätte. Er bitte ſie daher fußfälligſt, erſt die Kirchenverfaſſung ſo, wie ſie unter ihrem Herrn Vater, glorreichen Andenkens, geweſen, wieder herzuſtellen; alsdann werde Zeit und Gelegen⸗heit auch das Uebrige von ſelbſt ſchon ergeben.

So glimpflich und durch ſo mannichfaltige Wendungen dieſer Rath auch vorgetragen, ſo gut er in den Honigſeim einer ſophiſtiſchen Bered⸗ſamkeit eingewickelt war, ſo behagte er doch der Königin keinesweges. Zum Zögern itzt weniger als jemals geneigt, hätte ſie lieber heute als morgen dieſe Revolution vorgenommen. Auch war mit der gewaltſamen Erdrückung ihrer Lei⸗

denſchaft für Courtney, die alte Neigung für den Kardinal Pole wieder erwacht, weshalb ſie ſeine Ueberkunft, bey dem dringenden Bedürfniſſe der Verheirathung, mit Ungeduld wünſchte.

Aber auch dieß ganz bey Seite geſetzt; ſo mußte ihr beſonders der letzte Vorſchlag, durch ſich ſelbſt, mißfallen. Die Kirchenverfaſſung der letzten Jahre ihres Vaters, waren für ſie ſo gut, als die damalige, verwerfliche und ketzeriſche Neuerungen. Gleichwohl hatte Gardiner die zu fürchtende Widerſetzlichkeit der Nation gut genug hervorgehoben, und den Eindruck, den er dadurch bewirken wollte, wenigſtens nicht ganz verfehlt.

Da er merkte, daß ihr Entſchluß nicht mehr ſo felſenfeſt ſtand, richtete er nun noch ihre Aufmerkſamkeit darauf, daß Pole in der Reichsacht ſich befinde, und daß ſie der Nation verſprochen habe, die Geſetze Eduards nicht zu verändern. Dieß hindere freilich an ſich nicht für immer, aber müſſe doch für itzt in Erwägung gezogen werden. Die Achtserklärung könne nur von einem Parlament aufgehoben, die Geſetze Eduards ebenfalls durch neue der Verſammlung, welche die Nation repräſentire, zurückgenommen werden, ohne die

Nation zu revoltiren. Man würde ihr ſonſt den Vorwurf machen, daß ſie, ihrem Verſprechen zuwider, die Einſichten beherrſchen und einen eigenmächtigen Gewiſſenszwang einführen wolle; welches ihr doch eben ſo wenig gleichgültig ſeyn könne, als es ihre Abſicht ſey. —

»Nein,« erklärte Maria, »das ſey auch nicht ihre Abſicht, ſie wolle die Gewiſſen nicht zwingen, ſondern nur die Einheit in der Kirche wieder herſtellen. Sie ſetzte noch hinzu, daß ſie den Rath Gardiners überlegen wolle.« —

Die Verſammlung entfernte ſich mit einer Lobpreiſung ihrer mäßigen und toleranten Denkungsart, und trug Sorge, allgemein auszubreiten: daß ſich die Königin aufs neue erklärt habe, ſie wolle die Gewiſſensfreiheit nicht einſchränken.

Gardiner kannte die Königin zu gut, als daß er ſich von dem erlangten Vortheile hätte mit Zuverſicht einen vollkommenen Sieg verſprechen ſollen. Ihr Eigenſinn und ihr Stolz konnten den geringen Eindruck, welchen ſeine Vorſtellungen auf ihren Verſtand gemacht hatten, gar leicht wieder auslöſchen, und dann nur mit doppelter

Verhärtung auf ihrem einmal gefaßten Vorſatze beſtehen.

Eine Autorität richtet in ſolchen Fällen mehr aus, als die einleuchtendſten Demonſtrationen. Aber freilich nicht ſowohl eine Autorität, welche höhere Einſicht gewährt, als eine ſolche, die von bürgerlichen Verhältniſſen, von höherem Stande oder großem Ruhm und allgemeiner Achtung vor der Welt abhängt. Wer Millionen befehlen kann, deſſen Rath hat auch meiſtens für die, denen er nicht befehlen kann, dennoch daſſelbe Anſehn, richtet daſſelbe bey ihnen aus, was ein Befehl bey denen ausrichtet, welche gezwungen ſind, ihm zu gehorchen. Aus dieſen Erfahrungsſätzen bildete ſeine Weltklugheit und Verſchlagenheit einen Plan, den er auf der Stelle ausführte, und von welchem er ſich, nicht ohne Grund, einen erwünſchten Erfolg verſprach.

Die Autorität, zu welcher er ſeine Zuflucht nehmen wollte, war die des Kaiſers Karls des Fünften. Er war der größte, der furchtbarſte, der klügſte und der geachtetſte Monarch ſeiner Zeit. Dazu kam noch, daß er ein naher Verwandter Mariens und ſeit vielen Jahren ihr Be-

ſchützer geweſen war. Sie hatte ihm mannich-faltige perſönliche Verbindlichkeiten, und hegte den tiefſten Reſpekt vor ihm in jedem Betrachte. Dieſen wollte er in ſeinen Plan ziehen; durch dieſen ſeine Abſichten erreichen. Ein Anſchlag, der höchſt gewagt und gefährlich hätte ſeyn kön-nen, ſobald er ſeinen Mann weniger kannte, oder ſobald er überhaupt nur mit einem jeden andern Manne zu thun hatte; der aber itzt den beſten Erfolg ſo ſicher zu verſprechen ſchien, als es in Vorausſehungen dieſer Art nur immer möglich iſt.

Unverzüglich ſetzte ſich der Biſchof nieder, an den Kaiſer zu ſchreiben, und ſandte noch in die-ſer Nacht ganz ingeheim einen Eilboten an ihn ab.

In dieſem Briefe machte er Karln eine ſchein-bar vertrauliche Eröffnung über die Entſchließung der Königin, und die gefahrvollen Schwierigkei-ten, welche ſich der ſchnellen Ausführung derſel-ben entgegenſtellten; ungefähr auf ähnliche Weiſe, als er ſich hierüber ſelbſt gegen die Königin ge-äußert hatte. Sodann aber ließ er ſich näher ein, auf die, von der Königin ausdrücklich ver-

auch für die Perſon der Königin, und die innere Ruhe des Staats ſelbſt, die größte Gefahr entſtehen könne. Wie wenig dieß alles an ſich genommen einen Fürſten, wie Karl, intereſſiren konnte, war dem Biſchof ſehr wohl bekannt. Auch ſollte es ihm nur zur Einleitung dienen, die freilich etwas weit ausholte, aber eben deshalb vielleicht ganz in dem Geiſte eines ſchlauen Pfaffen und intriguanten Hofmannes iſt. Allmälich, und immer noch mit ſehr behutſamen Schritten, führte ihn dieſer Umweg auch ſeinem Ziele wirklich näher. Mariens wahrſcheinliche Abſicht gab ihm Gelegenheit zu vielen vortreflichen allgemeinen Bemerkungen über die Verheirathung der Königin, und die Folgen, welche ihre Wahl für das Wohl des Staats haben könnte. Von dieſer letzten Darſtellung fand ſeine Feder, durch eine geſchickte Wendung, nun gar leicht den Uebergang zu der ſubmiſſeſten Aeußerung des Wunſches, daß ſich die Königin durch eine Heirath noch näher mit dem erhabenen Monarchen, welcher der Stolz Europens und die Stütze der reinen Lehre ſey, verbinden, und ſo England des Glücks theilhaftig machen mögte, ſeines unmittelbaren Schutzes ſich zu freuen, und auf ſeine

Weisheit und Großmuth einen rechtmäßigen Anſpruch machen zu können. Er nahm bey dieſer Gelegenheit alle ſeine ganze ſtaatswirthſchaftliche Kenntniß zuſammen, um den Vortheil aus einander zu ſetzen, welcher daraus unvermeidlich für beide Staaten erwachſen müßte. —

Genau genommen, war auch dieß noch, ſo weitläufig er ſich auch darüber verbreitete, nichts anders, als Einleitung zu dem Hauptſatze dieſer eben ſo eleganten als gründlichen Ausarbeitung, mit welcher er nun erſt am Ende derſelben hervorrückte. Hier erklärte er nämlich: »daß, aller etwanigen Schwierigkeiten unerachtet, dennoch dieſe Verbindung (dafern ſie in die Abſichten Sr. Majeſtät eingreife) ſowohl, als auch die Wiederherſtellung der alten Kirchenverfaſſung, leicht durchzuſetzen ſeyn würde. Er ſey bereit, die Hände dazu zu bieten, wie und wo er nur könne. Es gehöre dazu aber nicht blos guter Wille; ſelbſt die größte Anſtrengung der Kräfte reiche nicht hin. Es komme alles, wie Sr. Majeſtät zur Gnüge bekannt ſey, alles auf den Standpunkt und Wirkungskreis an. Daher bäte er, blos aus Eifer für die Religion, Se. Majeſtät und das

Wohl der Königin, ihn, ſeines Anſehens ſich bey der Königin dahin zu bedienen: — daß ſie ihn zum Kanzler befördere, und die Berufung des Kardinal Pole noch weiter hinausſetze.«

Um dieſem Schreiben Zeit für ſeine Wirkſamkeit zu verſchaffen, und um allen von ihr zu befürchtenden Uebereilungen vorzubauen, ließ er der Königin durch ihren Gewiſſensrath, ſeinen treuen Schildknappen, zu Gemüthe führen: wie ihr Verhältniß gegen Karln es durchaus erfodere, daß ſie ihn in dieſen erſten und wichtigſten Regierungsangelegenheiten um ſeinen Rath erſuche, und ohne denſelben nichts unternehme.

So treulich und eifrig D. Hopton dieſen Auftrag auch ausführte, ſo mußte dennoch Gardiner zu ſeiner großen Unzufriedenheit vernehmen, daß ſein Vortrag gar keinen Eindruck auf die Königin gemacht habe. So ſehr ſie auch Karln achtete, ſo war ſie gar nicht geſonnen, als Königin von irgend jemand, außer ihrer eigenen Laune, in ihrem Willen abzuhängen. Im Gegentheil war ſie ſo feſt entſchloſſen, ſelbſt zu regieren, als irgend ein Monarch bey ſeinem Regierungsantritte nur immer ſeyn konnte. Auch traute ſie

ſich, bey allem Reſpekt, welchen ſie vor ihrem Oheim hegte, doch gewiß eben ſoviel Einſicht, beſonders in Religionsſachen zu, als ihm. Ueber ſeinen Religionseifer hatte ſie oft im Stillen ſehr bedenkliche Bemerkungen gemacht. Was nun vollends die Heirath anbetraf, ſo war ſie noch weniger geneigt, irgend einem andern, als ihrem eigenen, Gutachten zu folgen. Gründe genug, um Hoptons wohlgemeintem Rathe den Eingang in Kopf und Herz zu verweigern. Vielmehr war hiedurch vielleicht befördert worden, was man verhindern wollte, und als der Biſchof am andern Morgen der Königin aufwartete, mußte er erfahren, daß ſie nunmehr feſt entſchloſſen ſey, bey dem heiligen Vater um eine Legation anzuhalten. Ja er mußte ſogar die Briefe an den Papſt und den Kardinal Pole abfaſſen, und in ihrer Gegenwart expediren.

Itzt waren auch die großen Zubereitungen zu dem feierlichen Leichenbegängniſſe Eduards vollendet. Das Publikum wunderte ſich über die Sorgfalt und den Aufwand, den Maria darauf verwenden ließ; da ſie doch übrigens nicht die

geringſten Aeußerungen einer ſchweſterlichen Be- kümmerniß über ſeinen Tod bezeigt hatte.

Am Tage vorher verrieth jedoch ein Befehl an den Erzbiſchof Cranmer (der vermöge ſeines Amts dieſe Frierlichkeit zu beſorgen hatte) ihre Abſicht deutlich genug. Sie verlangte, daß die kirchlichen Cärimonien bey dieſer Feierlichkeit völlig nach dem alten Ritual des katholiſchen Gottesdienſtes gehalten werden ſollten. — Als dieß bekannt wurde, wunderte man ſich nicht mehr. Man ſagte ſich zwar leiſe, aber beſtimmt ins Ohr: die Pracht bey dieſem Feſte habe keine andere Abſicht, als ihrer Anhänglichkeit an die alte papiſtiſche Kirchenordnung das erſte glänzen- de Opfer zu bringen.

Gardiner ſandte dem Erzbiſchof den Befehl der Königin zu, und — der Erzbiſchof ſandte ihm denſelben mit ernſtlicher Verweigerung wie- der zurück. »Er könne ihm nicht Folge leiſten,« war ſeine Antwort, »denn die neue Liturgie ſey Eduards Werk und durch die Beſtätigung des Parlaments zu einem weſentlichen Theile der Reichsverfaſſung geworden. Nur ein neuer Par- lamentsſchluß vermöge ihn wieder zu vernichten —

der Königin Wille könne ihn nicht rechtfertigen, wenn er dem Geſetze zuwider handele.«

Gardiner, der dieß vorausgeſehen hatte, rückte nun mit dem Vorſchlag hervor: der Erzbiſchof möge ihr dieß Geſchäft übertragen; dann dürfe er ſich keine Vorwürfe machen. Was er nicht befohlen, nicht erlaubt, nicht ſelbſt verrichtet habe, darüber könne er auf keine Weiſe verantwortlich werden.

Mit Unwillen wies der Erzbiſchof dieſen jeſuitiſchen Vorſchlag zurück. Zwar ſah er die Schlinge nicht, welche darunter verſteckt war. Aber was bedurfte es auch derſelben! — Redlichkeit und unwandelbarer Pflichteifer erheben ihre Geweihten über alle dieſe niedern Künſte heuchleriſcher Intrigue hinweg. An ihrer Hand, ſchreitet ihr majeſtätiſcher Fußtritt über ſie hin, ohne daß das Auge, von erhabenern Gegenſtänden angezogen, ſie bemerkt. »Es ſteht geſchrieben, wer ein Amt hat, der warte des Amtes,« ſchrieb der Erzbiſchof Gardinern zurück. »So lange mich Gott gewürdiget hat, mir dieſe Bürde aufzulegen, bin ich dieſer Vorſchrift getreu geblieben,

und werde ihr treu bleiben, bis es ihm gefällt, ſie wieder von mir zu nehmen.«

Auch auf dieſen Fall war Gardiner vorbereitet. Er kannte Cranmern genug, um ihn auch ohne Divinationsgabe zu ahnen. Nur um ſich bey der Königin rechtfertigen zu können — denn auch von dieſem dritten Verſuche verſprach er ſich nicht viel mehr — ſchrieb er ihm noch einmal, und ſtellte ihm, unter der gleiſſenden Maske der falſchen Freundſchaft, vor: »ob er wohl erwogen habe, daß er durch dieſe Widerſetzlichkeit den Zorn der Königin noch mehr gegen ſich reizen werde?« Mit heuchleriſcher Zudringlichkeit bat er ihn, zu bedenken, wie ſehr üble Folgen dieß für ihn haben könne.

Auch dieſe Vorſtellung wirkte nicht mehr auf den Entſchluß Cranmers, wie ein leichter Windſtoß auf den Dom ſeiner ehrwürdigen Kathedrale.

»Die Ungnade der Königin wird mir ſchmerzhaft ſeyn; allein ſie wird mich nie ſchrecken,« antwortete er unverzüglich. »Ich ſtehe unter der Hand Gottes. Hat er in ſeinem weiſen Rathe beſchloſſen, daß ich ſie in den letzten Tagen meines Lebens noch ſchwer empfinden ſoll; ſo werde

ich

ich mich ſeinem Rathſchluſſe ohne Murren unterwerfen. Iſt es Schmach, iſt es der Tod; — wohlan, er wird mir willkommen ſeyn. Der Name des Herrn ſey gelobt! So lange ich aber lebe, und Pflichten des Berufs auszuüben mir obliegen, wird mich auch nichts abhalten, ſie ſo genau zu erfüllen, als es in meinen Kräften ſteht; und ſo zu erfüllen, als meine Einſicht es mir vorzeichnet.«

Auch dieſen Brief ſandte er eben ſo unbeſorgt, was für ihn perſönlich daraus entſtehen könne, ab, als er von jeher bey allen ſeinen Handlungen geweſen war. Ausſchließend beſchäftigten ſeine Vorſtellungen die Einrichtung der morgenden Feierlichkeit, in ſo fern ſie von ihm abhing. Ein tiefer Kummer bemächtigte ſich freilich hiebey ſeiner Seele; aber nicht aus Beſorgniß deſſen, was für ihn daraus entſtehen könne, ſondern darüber, daß es Eduards Leichenbegängniß war. Ein trauriges Gefühl, daß dieſer König alle ſeine Hoffnungen und Ausſichten für Aufklärung und Religionsverbeſſerung mit ins Grab genommen habe, erhöhete den Schmerz, den er über den Tod dieſes, nach ſeinem Urtheile ſo hoffnungsvollen Jünglinges, noch immer empfand.

Gardiner eilte indeſſen mit dieſer dreifachen Antwort zu der Königin, und begleitete ſie mit reichhaltigen Anmerkungen. Der Geiſt, den ſie athmeten, war, wie der ihres Urhebers, hämiſch, feindſelig, lügenhaft und tückiſch. Wie wenig konnten ſie daher auf Mariens Gemüth ihre Wirkung verfehlen! Der alte ſeit zwanzig Jahren genährte Haß gegen Cranmer (in welchem ſie den Beförderer der Scheidung ihrer Mutter, und den Urheber alles ihres nachherigen Unglücks ſah) war ſchon durch ſeine Theilnahme an dem Teſtamente Eduards neu belebt, und würde durch dieſe Widerſetzlichkeit, auch ohne Gardiners Commentar, in die gewaltſamſte Thätigkeit gerathen ſeyn. Sie beſchloß in dieſem Augenblicke ſeinen Untergang und die volleſte Sättigung ihrer Rache. Noch heute würde ſie ohne Zweifel mit ſeiner Abſetzung den Anfang gemacht haben, wenn nicht Gardiner, auch mit in der Abſicht, ſie noch mehr gegen ihn zu reizen, ſoviel von ſeinem Anſehen beym Volke, und ſeinem ſtolzen Selbſtvertrauen hierauf, eingeſtreuet hätte. Die Rachſucht iſt meiſtens auch feigherzig, und die morgende Cärimonie erregte einen großen Zuſammenlauf des Volks. — Grund genug, für dieß=

mal noch dem eiſernen Willen des Erzbiſchofs nachzugeben; aber auch ein Grund mehr, um ſich das Verderben dieſes heldenmüthigen Feindes zu geloben, der ſich allein durch die Waffen des Chriſtenthums, das Schwert des Geiſtes, den Schild des Glaubens, und den Harniſch der Redlichkeit, furchtbarer machte, als ein ganzes Heer rüſtiger Krieger.

Ein einziges Mittel, ihn für itzt den Unwillen der Königin, den er ſo ſehr verdiente, in etwas wenigſtens empfinden zu laſſen, meinte Gardiner, ſey noch übrig. Er wußte nur zu gut, daß dieſer Mann, der für jeden offenbaren Angriff unverwundbar erſchien, nichts weniger als unempfindlich gegen den Weſpenſtich heimlicher Kränkung blieb. Man könne freilich die Verrichtung der Exequien dem Erzbiſchof nicht gut nehmen; — aber wohl einem Andern den Auftrag geben, die Trauerrede auf den verſtorbenen König zu halten — die er gewiß gern ſelbſt halten würde. Mit Freuden ergriff Maria dieſe Idee, und ſogleich erhielt ein erklärter Katholik dieſen Auftrag, und zugleich den Befehl, dem Erzbiſchof davon Nachricht zu geben.

war an ſich zwar keine Erdichtung; wohl aber, daß es auf Befehl des Erzbiſchofs geſchehen ſey. Thornton, dieſer unehrwürdige, durch nichts von der unnatürlichen Feindſchaft gegen Cranmer zu heilende Prieſter, hatte ſich auch hier zum Werkzeuge der Liſt Anderer gebrauchen laſſen. War doch itzt der Zeitpunkt, wo ſein Ehrgeiz und ſeine Rachſucht auf gleiche Weiſe Befriedigung erwarten konnten. Dieſe Hoffnung hatte ihn aus der Höhle der Verborgenheit hervorgezogen, in welcher er bisher ſeine Tage unter mannichfaltigen Martern des Unmuths hingebracht hatte.

Das Gerücht war zu allgemein und machte zu viel Aufſehen, als daß es Cranmern hätte verborgen bleiben können. So wenig er ſich auch darum bekümmerte, was man von ihm redete; ſo ämſig dienſtfertig waren einige ſeiner Freunde, ihn davon zu unterrichten. Es iſt überhaupt eine ſehr zweideutige Freundſchaftspflicht, dieß Zutragen vager Klatſchereien und namenloſer Verläumdungen; wodurch gemeiniglich den verborgenen Verläumdern ein größerer Dienſt geleiſtet wird, als den Verläumdeten. Die Achtung eines Mannes, der ſo lange und in ſo mannich=

getreten und vollendet hat, was jener begonnen; dergeſtalt, daß das Nachtmahl des Herrn wieder zu ſeiner urſprünglichen Einfachheit zurückgebracht und gehalten worden, nach Sitte und Brauch der erſten Chriſtenheit und der urſprünglichen Einrichtung der Kirche gemäß. Nun iſt aber Satanas geſchäftig, die Meſſe, welche billig für ſeine eigene Erfindung gehalten zu werden verdient, an die Stelle deſſelben zu ſetzen, und geht aus, überall umher, wie ein brüllender Löwe, und ſucht die treuen Anhänger reiner Lehre und ächten Chriſtenthums zu verſchlingen. Anerwogen er nun der Fürſt der Finſterniß und der Vater der Lügen iſt; ſo hat es ihm nicht ſchwer fallen können, Verläumdung und Läſterung überall auszuſtreuen: als wäre zu Canterbury auf meinen Befehl Meſſe geleſen; als habe ich mich erboten, vor der Königin Majeſtät und um ihrer Gunſt und Gnade theilhaftig zu werden, ſelbſt Meſſe zu halten; desgleichen öffentlich in der Paulskirche, und ſogar bey dem Leichenbegängniß des weiland König Eduards preiswürdigen Andenkens.

»Wiewohl ich nun Zeit meines Lebens, und insbeſondere dieſe zwanzig Jahre her, wo ich in

dieſem wichtigen und hochwürdigen Amte Gott zu dienen gewürdiget worden, jede falſche und unglimpfliche Nachrede, die mich perſönlich betraf, verachtet habe; ſo kann ich doch dieß nicht ſo ganz unbeachtet und unbeantwortet laſſen, indem es mehr die Sache Gottes und der Wahrheit, als mich und meine Perſon betrifft. Derohalben bezeuge und betheure ich vor Gott und aller Welt, daß zu Canterbury keine Meſſe auf meinen Befehl oder vermittelſt meines Zuthuns gehalten worden; wohl aber dergleichen von einem ſcheinheiligen, heuchleriſchen Mönche veranſtaltet, ohne daß ich nur etwas davon gewußt, oder, bis zu meiner itzigen Nachforſchung, von mir das mindeſte davon in Erfahrung gebracht worden wäre.

»Was ferner ausgeſtreuet worden, das ich der Königin Majeſtät ſoll anerboten haben, ſo weiß Höchſtdieſelbe am beſten, wie grundlos und gänzlich aus der Luft gegriffen dieſe Nachrede ſey, und wie wenig jemals dieſer oder einer ähnlichen Angelegenheit zwiſchen Ihro Majeſtät und mir erwähnt worden. Damit nun aber aller Verläumdung und Läſterung für itzt und zukünftige Zeiten ein Ziel geſetzt und Einhalt gethan

werden möge; ſo erbiete ich mich, mit allergnädigſter Vergünſtigung Ihro Majeſtät der Königin, zu erweiſen und darzuthun, daß die itzige Verwaltung des Nachtmahles, ſo wie ſie von dem höchſt liebenswerthen, einſichtvollen und unſchuldigen Könige Eduard hergeſtellt und angeordnet, der Einſetzung unſers Herrn und Meiſters, Jeſu Chriſti, gemäß, von den Apoſteln alſo verwaltet, und in der erſten chriſtlichen Kirche überall im Gebrauch geweſen ſey. Desgleichen getraue ich mich unter göttlichem Beyſtande außer allem Zweifel zu ſetzen, und unwiderſprechlich darzuthun, daß die Meſſe dieſem geradezu widerſtreitend und voll ſchädlicher Irrthümer und Mißbräuche erfunden worden; wie ich auch ſchon in meinem Buche vom heiligen Nachtmahl, das ausführlichere dargethan, und aus der heiligen Schrift und den Schriften der Kirchenväter erwieſen habe« ꝛc. —

Nachdem er dieſen Aufſatz, wovon hier nur ein Bruchſtück geliefert worden, in lateiniſcher Sprache entworfen — hatte er ihn bey Seite gelegt, um ihn am andern Tage noch einmal durchzuſehen, ſodann abzuſchreiben und an allen Thüren der Paulskirche anſchlagen zu laſſen.

Scory brachte am andern Tage die Schrift mit einigen Anmerkungen begleitet zu dem Erzbiſchof zurück, und fand ihn, Gardiners Befürchtung gemäß, um vieles ſanfter geſtimmt als geſtern. In der Hauptſache ſchien indeß ſein Entſchluß noch derſelbe zu ſeyn; nur, meinte er, dürfte es rathſam ſeyn, mit der Ausführung noch etwas zu zögern. Er zögerte mehrere Tage. — Ein nochmaliges Durchleſen dieſes Aufſatzes verlängerte den Termin der Zögerung abermals; ſo daß Gardiner aufs neue fürchtete, dieſe Zögerung mögte in eine gänzliche Unterlaſſung übergehen. Um dieſer nun für immer vorzubauen, verbreitete er ſeine Abſchriften. Da der Erzbiſchof nichts weniger als dieß erwartete, brachte ihm einer ſeiner Kapelane die Nachricht: ſeine Erklärung ſey auf mehreren öffentlichen Plätzen in London, vor einer zahlreichen Volksverſammlung, abgeleſen worden.

Der Erzbiſchof erſtaunte zwar über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Da es indeſſen einmal geſchehen war, ſo empfand er es weiter nicht übel, auch ließ er ſich auf keine Unterſuchung, wie es zugegangen ſeyn könne, ein. Er bedauerte nur,

die Erklärung des Erzbiſchofs im Geheimenrathe denuncirt wurde. Denunciant zeigte ein Exemplar vor, und die Räthe, erfreut eine Gelegenheit zu haben, wo ſie der Königin einen Beweis ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit geben könnten, fanden die Sache einer Unterſuchung nicht unwerth, und verwieſen ſie deshalb, wohin ſie gehörte, nämlich an die Sternkammer.

Dieß furchtbare Inquiſitionsgericht war, von Heinrich dem Siebenten an, die rechte Hand des Deſpotismus und der Schrecken der Nation geweſen. Mannichfaltige und reichliche Ströme Bluts waren ſchon von demſelben ausgefloſſen, und billig hätte die Decke des Saals, worin es gehalten wurde, anſtatt mit der Abbildung eines hellen geſtirnten Himmels, mit dem blutigen Scheine des Nordlichts geziert ſeyn ſollen. Zwar hatte kein Dominikaner in demſelben den Vorſitz; aber wohl hatten Vorſitzer und Beyſitzer der Dominikaner Denkungsart und Grundſätze. Auch aus ihren Händen kam nicht leicht ein Angeklagter wieder zum Genuß ſeiner Freiheit. Auch vor dieſem Gerichte konnte faſt nie ein Beklagter zum Erweis ſeiner Unſchuld gelangen.

Cranmer empfing die Vorladung vor Gericht mit der ruhigen Ueberzeugung, daß itzt die Zeit ſeines Märtyrerthums gekommen ſey, welchem er, ſeit der Thronbeſteigung Mariens, mit jedem Sonnenaufgang gefaßt und freudig entgegen geſehen hatte. Mehrere ſeiner Freunde und Hausgenoſſen, die ihm aufrichtig und zärtlich ergeben waren, drangen in ihn, ſich dieſer Gefahr nicht preißzugeben. Sie erinnerten ihn daran, wie viele angeſehene Freunde er in Deutſchland habe, und riethen ihm, anſtatt ſich vor das Gericht der Sternkammer zu ſtellen, lieber dieſen Zeitpunkt zu einer Flucht aus dem Königreiche zu benutzen. Allein Cranmer verwarf ihren Rath, und blieb ſtandhaft gegen ihre Bitten. Nicht Schwärmerey allein gewährt unerſchütterliche Standhaftigkeit; Grundſätze können, wiewohl nur in großen Seelen, daſſelbe bewirken. — »Wie könnt Ihr »verlangen,« ſagte er liebreich, aber mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, »daß ich die Sache der »Religion, mein Amt und mich ſelbſt, durch »eine feigherzige Flucht entehren ſoll? Die Vor»ſehung hat mir mein Amt und die Pflichten »deſſelben aufgelegt; es kömmt mir überhaupt »nicht zu, ſie willkührlich von mir zu werfen;

»am wenigſten in einem Zeitpunkte, wie dieſer,
»wo die Sache Gottes in Gefahr iſt.« —

Vergebens ſtellten ihm ſeine Freunde vor, daß er doch gegen die Uebermacht nichts ausrichten könne; daß es alſo Pflicht werde, für ſeine Erhaltung zu ſorgen; indem vorauszuſehen ſey, daß er in ſeinem Amte doch weiter nicht werde nützlich ſeyn können —

»Kann ich in meinem Amte nicht mehr nütz»lich ſeyn,« erwiederte er mit unbeſchreiblicher Ruhe, »ſo kann ich es doch am Ende wohl noch »durch meinen Tod. Pflicht und Gewiſſen be»fehlen mir, ihm nicht aus dem Wege zu gehen, »dafern die Vorſehung mir ihn zuführt.« —

»Aber doch auch ihm nicht muthwillig und ohne Noth in die Arme zu laufen« — wandten ſeine Freunde ein.

»Allerdings nicht. Das kann nur thörichte »Schwärmerey;« ſo endete er dieſen Streit für immer. »Der Vorſehung wird es ein Leichtes »ſeyn, mich zu erhalten, dafern ſie es in ihrem »weiſen Rathe für gut findet. Thut ſie es nicht, »ſo hat ſie meinen Tod zu wohlthätigern Zwecken

»beſtimmt. Alle ihre Führungen ſind weiſe, und »fodern deshalb unbedingte Unterwerfung.« —

Cranmer trat vor das Gericht der Sternkammer mit derjenigen ehrwürdigen Ruhe, die auch der frecheſten und geübteſten Bosheit Ehrfurcht gebietet. Der Präſident des Gerichtshofs bedurfte einige Zeit, um ſich zu ſammeln. Cranmer ſaß gegen ihm über, und ſchaute mit ſeinem vollen ruhigen Blicke den ſeines Richters zu Boden. Endlich machte ihm der Präſident, in einem ſchlecht genug zuſammengerafften Vortrage, die Abſicht ſeiner Vorladung bekannt, legte ihm die Abſchrift ſeines Aufſatzes vor, und verlangte von ihm eine kategoriſche Erklärung: ob er ihn als ſein Werk anerkenne? —

Der Erzbiſchof überſah das Blatt, und erklärte ſodann: »er ſey allerdings Verfaſſer davon. Er müſſe indeſſen auch ſeine Unzufriedenheit damit zu erkennen geben, daß dieſer Aufſatz, ohne ſeinen Willen, in dieſer Geſtalt ins Publikum gekommen ſey.«

»Er ſey alſo nicht mit ſeinem Willen und auf ſeinen Befehl bekannt gemacht?« fragte der Präſident.

gegen die engliſche Nation erfüllt, ſchrieb er an Gardiner, daß, aller Erwartung zuwider, die Hinderniſſe, welche Mariens Thronbeſteigung entgegen geſtanden, ſo bald aus dem Wege geräumt worden, und die Prinzeſſin Maria, ohne daß ein Tropfen Bluts vergoſſen wäre, von dem Throne hätte Beſitz nehmen können.«

Zwar hatte er ſich nun kein Verdienſt um ſie und die engliſche Nation erworben, oder richtiger, ſie von ihm und ſeinen Wünſchen, durch Macht, nicht abhängig machen können. Allein er zweifelte nicht, daß eine Nation, welche ſich ſo willfährig Marien unterworfen, auch ihren Wünſchen, im Betreff einer Heirath, zuſagen, oder daß doch zum wenigſten leicht kein Widerſpruch von derſelben zu befürchten ſeyn werde.

In dieſer Vorausſetzung hatte er ſchon dem Don Philipp die nöthige Eröffnung gethan. Da ſich dieſer indeſſen gerade um dieſe Zeit in Spanien befand, und ihn die Verſchlafenheit deſſelben ungewiß ließ, wie er ſeinen Antrag aufnehmen werde, ſo hatte er zugleich den Vorſatz gefaßt, ſelbſt Marien zu heirathen, dafern ſein Sohn Schwierigkeiten machen ſollte. — So

ſtanden die Würfel; entweder Sohn oder Vater. Das Sonderbarſte dabey war, daß, im letzten Falle, nach dreißig Jahren, Marien einer ihrer erſten Bewerber noch einmal zurückgeführt wäre.

Bey dieſen Planen mußte nun Karln allerdings daran gelegen ſeyn, einen Mann wie Gardiner in ſein Intereſſe zu ziehen. Daher wandte er denn auch ſeinen Einfluß bey Marien ſo geſchickt an, daß dem Biſchof von Ely das große Siegel genommen und Gardinern, nebſt der Kanzlerwürde, übergeben wurde. Auch gelang es ihm, ſie von der nöthigen Mäßigung in den Religionsveränderungen nach und nach zu überzeugen, und auf dieſe Weiſe Gardinern in die Hand zu arbeiten.

Das itzt angenommene Syſtem der Mäßigung verhinderte gleichwohl nicht, daß, dem ſchon bekannt gemachten Entſchluſſe der Königin zufolge, die entſetzten Biſchöfe wieder in ihren Aemtern beſtätigt wurden, und davon auch ſogleich Beſitz nahmen. Unter dieſen war einer der merkwürdigſten Bonner, Biſchof von London, der auch in dem Verlauf dieſer Geſchichte unſere Aufmerkſamkeit vor vielen andern auf ſich ziehen wird.

Edmund Bonner war ein Menſch von pöbelhaften Sitten und pöbelhafter Denkungsart; roh wie ein Matroſe, aufgeblaſen wie ein indiſcher Nabob, und brutal wie ein Kannibale. Ohne alle Einſichten der Religion, war ſie ihm an ſich ſelbſt höchſt gleichgültig. Nur aus Dünkel und Eigenſinn widerſetzte er ſich den Anordnungen der Reformatoren mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm. Ueberhaupt war die Summe ſeiner Kenntniſſe äußerſt gering (das kanoniſche Recht etwa ausgenommen), und ſie ſelbſt der übrigen Kultur ſeines Geiſtes angemeſſen.

Da ſeine Meinung von ſich überhaupt im umgekehrten Verhältniſſe mit ſeinem Werthe ſtand; ſo hielt er ſich allerdings auch für ſehr gelehrt, und kramte bey jeder Gelegenheit die albernſten Abgeſchmacktheiten mit der größten Unverſchämtheit aus. Noch größern Werth legte er gleichwohl auf ſeinen Witz. Ueberall jagte er nach Einfällen und Repliken, um ſich den Ruhm eines witzigen Kopfs zu erwerben. Auch machte er ſich wenigſtens als ſolcher allgemein furchtbar; ein gewöhnliches und leicht zu erwerbendes Anſehen für Menſchen, die grob und ohne alles Ge-

fühl des Anſtandes und der Delikateſſe ſind. Alle Arten unter dem Pöbel gangbarer Flüche und Schwüre mußten ihm dabey behülflich ſeyn. Auch machten ſie in der That die eigentliche Würze ſeiner Converſation aus.

Nach dieſer Beſchreibung wird der Zuſatz nicht befremden, daß die gröbſte Sinnlichkeit aller Art, beſonders aber im Eſſen und Trinken, ſein höchſtes Gut war, und alle andern Begierden und Triebe in ſich verſchlang. »Dafern Ihr bey »Euch keinen Puddings habt,« ſchrieb der ehrwürdige Biſchof einſt an einen ſeiner Bekannten, der ihn zu ſich geladen hatte, »ſo muß ich auch »von Eurer Einladung ſagen, wie Meſſer, »unſer Hoſpitalprediger, auf unſerer letzten Reiſe »nach Haſtia ſeinem tollen Pferde zurief: Al »diavolo, al diavolo, al tutti diavolo! d. i. »zum Teufel, zum Teufel, zu allen Teufeln!« —

Seine unförmliche Geſtalt war dieſer Denkungsart angemeſſen, und ſein ganzes Nervenſyſtem ſchien keine andere Subſtanz, als Pudding, zu haben.

Man erinnert ſich vielleicht noch, daß ſich dieſer Menſch Heinrich dem Achten durch ſein

ungeſittetes Betragen gegen den Papſt Clemens zuerſt empfohlen hatte. Es würde ſonſt unbegreiflich ſeyn, wie er zu ſo anſehnlichen geiſtlichen Würden habe empor ſteigen können. Allein Heinrich liebte überhaupt das Sonderbare, und da er eben nicht den delikateſten Geſchmack hatte, ſo fand er Wohlgefallen an ſeinen Grobheiten und ſeinen plumpen aber ſchnellen Repliken. Als Gottesgelehrter war er von ihm ſo wenig, als von Jemand anders geachtet, und ſein Werth als Volksredner entſpricht völlig ſeinem Werthe als Gottesgelehrter und Menſch.

In einer Zuſammenberufung der Geiſtlichkeit, bald nach Cranmers Verhaftung, wo er deſſen Stelle (o! des ähnlichen und würdigen Stellvertreters! Ein lebhaftes Bild der ganzen Regierung Mariens!) als Vikarius und Präſident vertrat, hielt er eine Rede zum Lobe des Prieſterſtandes. Folgende Stelle aus derſelben mag hier einen Platz finden, um das Bild dieſes würdigen Mannes durch einen Hauptzug zu vollenden.

»Man muß alſo wiſſen,« ſagte er unter andern, »daß die Prieſter mit Recht fodern können,

»von allen Menſchen verehrt zu werden; der
»Würde wegen, welche ſie unmittelbar von Gott
»haben, wie es beym Matthäus Kap. 16. heißt:
»Alles, was ihr auf Erden löſen wer-
»det, ſoll auch im Himmel gelöſet
»ſeyn. Desgleichen: Alles, was ihr auf
»Erden binden werdet, ſoll auch im
»Himmel gebunden ſeyn. Denn ein Prie-
»ſter iſt einigermaßen gleich der Jungfrau Ma-
»ria; welches ſich in dreien Stücken zeigt.
»Denn gleich wie die hochgebenedeiete Jungfrau
»Maria durch fünf Worte Chriſtum empfing,
»wie es Lucas 1. heißt: Fiat mihi ſecundum
»verbum tuum, d. i. es geſchehe mir nach dei-
»nem Worte; alſo machet der Prieſter durch
»fünf Worte gemeines Brod zu dem wahren
»Leibe Chriſti. So unmittelbar Chriſtus, nach
»der Einwilligung der Maria, ganz in ihrem
»Leibe war, eben ſo unmittelbar nach der Aus-
»ſprechung der Conſecrationsworte des Prieſters,
»wird das Brod transſubſtantiirt in den wahren
»Leib Chriſti — — — Man muß alſo wiſſen,
»daß die Würde eines Prieſters gewiſſermaßen
»die Würde der Engel übertreffe; weil keinem
»von den Engeln die Macht gegeben worden, den

„Leib Chriſti hervorzubringen; wodurch der ge„ringſte Prieſter auf Erden etwas thun kann, „wovon der gröſte und höchſte Engel im Himmel „wohl die Finger laſſen muß. — — Prieſter „müſſen alſo mehr, als alle Könige der Erden, „als Fürſten und Hohe vom Adel geehrt werden, „denn ein Prieſter iſt vornehmer als ein „König, glücklicher als ein Engel, ein „Schöpfer ſeines Schöpfers ꝛc.“ —

Die Feder ſinkt mir aus der Hand; ich vermag nichts weiter von dieſem Unſinn abzuſchreiben. Auch begehren meine Leſer ohne Zweifel nichts weiter davon zu leſen.

So war das auserwählte Rüſtzeug beſchaffen, wodurch der Ketzerey Einhalt gethan, und der alte reine Glaube wieder hergeſtellt werden ſollte. Durch den unerſättlichen Blutdurſt dieſes wüthenden Thieres, ſind in drey Jahren über zweihundert Menſchen verbrannt, und noch einmal ſoviel haben im Gefängniſſe, unter Härte und Spott, unter dem Druck der Ketten, und unter den Schmerzen der Geiſſeln und Folter ihren geängſteten Geiſt jammervoll aufgegeben. Dieſes Ungeheuer durfte ſeine Klauen

an die edelſten Menſchen legen, und ſeine hölliſche Schadenfreude unmittelbar an den Qualen derer weiden, die unter ſeinen eigenhändigen Geiſſelhieben winſelten.

Einſt geiſſelte er einen Greis, deſſen langer eisgrauer Bart auf ſeine entblößte und blutige Bruſt herabhing. Einer ſeiner Domeſtiken erblickte dieß mit Abſcheu, und machte ihm den Vorwurf: ob er ſich denn nicht ſchäme, dieſen Greis, mit dem ehrwürdigen langen Barte, ſo ſchrecklich zu mißhandeln? — »Ha!« rief Bonner lachend, »ſein Bart iſt unter den Geiſſelhieben gewachſen.«

Auf eine ſtärkere Aeußerung des Unwillens, die der Domeſtik nicht zurückhalten konnte, gab er zur Antwort: »Bey meiner Seele, wann Du »in ſeiner Haut ſteckteſt, Du würdeſt es wahr»lich für einen willkommenen Tauſch gehalten »haben, wenn man Dir den Hintern zergeiſſelte, »um Deinen ganzen Leib vom Verbrennen zu »retten!«

Hat das Schickſal je einen ärgern Fehlgriff gethan, als damals, da es den ſcheußlichſten aller Büttel in das Gewand eines Lehrers der Re-

ligion ſteckte? Mit Recht wundert ſich der ehrwürdige Burnet darüber, daß man dieß wüthende Thier, anfangs unter der Regierung Eliſabeths, noch frey herumgehen ließ; da es doch vielleicht nie einen Banditen oder Straßenräuber gegeben hat, der ſo viel mordete, als dieſer hochheilige Prieſter. Zuletzt wurde er freilich eingeſperrt, und ſtarb nach dreyjähriger, vergnügt und ſorgenlos verlebter, Gefangenſchaft eines natürlichen Todes.

In ſeiner Gefangenſchaft war er zwar ein Gegenſtück zu der Fabel vom kranken Löwen. Es fehlte nicht an geiſtigen Schlägen und Stöſſen, die von allen Seiten auf ihn fielen. Allein dieſe Neckereien hatten nicht die Wirkung, wie jene in der Fabel. Sie machten keinen Eindruck, und ſeine Fühlloſigkeit lachte ihrer nur. Als er einſt nach einem Verhöre in ſein Gefängniß zurückkehrte, rief ihm eine Stimme aus der zahlloſen Volksmenge zu: »der Herr laſſe dich zu ſchanden werden, oder er ändere dein Herz!« Bonners Antwort ſchallte ſogleich zurück: »der Herr laſſe dich deinen Odem ſparen, damit du dir die Suppe abkühlen kannſt!« — Eine an-

dere Stimme rief; »Gott werfe dich zu Boden!« Bonner rief zurück: »Gott mache dich klug, wie eine Schneppe!« (einer ſeiner Lieblingseinfälle.) Ein Dritter drängte ſich herbey, und heftete ihm folgendes Epigramm auf den Rücken, was er lange zum Gegenſtande ſeiner witzigen Einfälle machte:

Quae noua forma viri, quid virga, quid ora, quid aluus,
Pondera quid ventris, craſſitiesque velit?
Corpus maxaeum, diſtento abdomine pigrum,
Rides, anne ſtupes, lector amice, magis?
Vaſta quid iſta velint, ſi neſcis, pondera dicam;
Nam nihil hic mirum venter obeſus habet;
Carnibus humanis et ſanguine veſcitur atro,
Ducentos annis hauſerat ille tribus.
Ergo quid hoc monſtri eſt, recto vis nomine dicam?
Nomen nec patris, nec gerit ille matris.
Qui patre ſavago natus, falſoque Bonerus
Dicitur, hunc melius dixeris Orbilium.

Nachdem Bonner von ſeinem Bisthum wieder Beſitz genommen hatte, fand er für nöthig, ſich noch ſelbſt eine Genugthuung, für das vermeinentlich erlittene Unrecht, zu verſchaffen, die auch allerdings ſeiner vollkommen würdig war. Am nächſten Sonntage kam er mit ſeinem Kapelan Boure in die Paulskirche, und ließ ſich mit allem biſchöflichen Prunke auf ſeinem Sitze nieder. Boure beſtieg die Kanzel, und hielt eine Lobrede auf den Biſchof, welcher ihm gegen über ſaß, und den Weihrauchsdampf mit vollen Zügen einathmete.

Eine Lobrede auf Bonner mußte ſchon an ſich einen Tadel für diejenigen enthalten, welche ihn unter der vorigen Regierung gefangen gehalten hatten. Hieran begnügte ſich aber der Redner nicht; vermuthlich weil er wußte, daß ſein Gönner damit keinesweges zufrieden ſeyn würde. Vier Jahre vorher hatte der Biſchof, an eben dieſer Stelle, und über eben dieſen Text gepredigt, und dieſe Predigt war die Veranlaſſung zu ſeiner nachherigen Verhaftung geworden. Daher nahm nun der Kapelan Gelegenheit, über die ungerechte Härte der damaligen Regierung auf das

hef-

heftigſte zu ſchreien. Mit den heftigſten Vorwürfen und Läſterungen fiel er deshalb nicht nur über Cranmern und ſeine Freunde her, ſondern verſchonte auch ſelbſt den verſtorbenen König Eduard nicht im geringſten. Er nannte ſein Verfahren gegen Bonner deſpotiſch und ungerecht, und ſchilderte ihn, mit unnachahmlicher Frechheit, Angeſichts mehrerer tauſend Zuhörer, als einen Tyrannen und ruchloſen, menſchenfeindlichen und blutdürſtigen Jüngling.

Eine ſolche Rede, ſo gehalten, bey dieſer Gelegenheit, und in dieſer Verſammlung, mußte nothwendig einen ſehr lebhaften und widrigen Eindruck machen. Eduard war allgemein geliebt geweſen, und noch herrſchte eine ſtille Trauer, über den Tod des Vielgeliebten, faſt in Aller Herzen. Die nachfolgenden Streitigkeiten, und die Befürchtungen vor Mariens Regierung, welche in den meiſten Gemüthern ſich ſchon itzt zu regen anfingen, erneuerten täglich die allgemeine Anhänglichkeit an den, von welchem ſie Beglükkung, Glanz und Größe hofften, und den ſie verloren hatten.

Gemüther, die ans Dulden gewöhnt ſind, werden dadurch in einem Berührungspunkte

Andere. »Ergreift ihn, reißt ihn in Stücken, den Buben! den Läſterer!« riefen überall die fürchterlichſten Stimmen, von den drohendſten Gebärden und Verſuchen, dieſen Auffoderungen zu folgen, begleitet. Ueberall beſetzte man die Kirchthüren, die Stiege zur Kanzel: es flogen von allen Seiten Steine um ſeinen Kopf, und kaum wich er, durch eine geſchickte Wendung, einem großen Schlachtemeſſer aus, welches auf ihn zugeworfen wurde, und hinter ihm, in dem Holze, womit der Pfeiler bekleidet war, haftete.

Bonner, feigherzig wie alle großſprechende und grauſame Menſchen, machte nicht den geringſten Verſuch dieſen Tumult zu ſtillen, und ſeinen Kapelan zu retten. Allein auf ſeine Sicherheit bedacht, verließ er ſeinen Sitz, und ſuchte durch das Getümmel zu entkommen. Die beſetzten Thüren machten ihm dieß aber unmöglich und zwangen ihn, ſich in einem finſtern Winkel unter dem Thurme zu verbergen.

Ohne Zweifel würden Boure und vielleicht ſelbſt Bonner noch am Ende ein Opfer der Volkswuth geworden ſeyn, wenn nicht ein Paar redliche und bey dem Volke beliebte Männer ihnen

zu Hülfe gekommen wären. Rogers und Bradford, zweenen proteſtantiſchen Geiſtlichen und ſehr beliebten Predigern, gelang es nämlich, das aufgebrachte Volk einigermaßen zu beruhigen. Mit Gefahr ihres eigenen Lebens drängten ſie ſich nun durch bis nach der Kanzel, nahmen Boure zwiſchen ſich, und brachten ihn ſo glücklich aus der Kirche und in ein benachbartes Haus in Sicherheit. Darauf kehrten ſie nach der Kirche zurück, hielten nachdrückliche Anreden an das Volk, und brachten es dahin, daß Ruhe und Ordnung völlig wieder hergeſtellt wurde, und ein jeder ſich im Stillen nach ſeiner Wohnung begab.

Nun ſchlich Bonner auch aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und eilte, ſo ſchnell ihm ſeine Schwerfälligkeit erlaubte, ſeine Wohnung zu erreichen. So bald er in Sicherheit war, erhob er ſeine Stimme und machte ein heftiges Geſchrey, und eine, die Wahrheit bey weitem übertreffende, fürchterliche Vorſtellung von dieſem Tumulte. Weit entfernt, denen beiden Geiſtlichen ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, benutzte er vielmehr dieſe Gelegenheit, auf ſie und alle Proteſtanten ein gehäſſiges Licht zu werfen. »Wer

einen Tumult zu ſtillen vermöge, könne ihn auch erregen, und folglich ſey es außer Zweifel, daß dieſe beide Geiſtliche dieſen Tumult auch wirklich veranlaßt hätten.« — Die Königin und folglich auch ihre Räthe fanden dieſe Schlußfolge äußerſt wichtig und einleuchtend, und wenige Tage nachher ſaßen Rogers und Bradford, als Staatsverbrecher, im Kerker.

Das Volk erſtaunte, und ſchüttelte bedenklich den Kopf zu der allgemeinen Begnadigung, welche an eben dieſem Tage für alle die bekannt gemacht wurde, ſo an dieſem Tumulte Antheil gehabt hatten. Scharfſichtige meinten ſogar: es läge hier die Schlange unter Roſen. Die Königin befahl zwar, es ſolle ohne ihren ausdrücklichen Befehl kein Mitſchuldiger beſtraft werden. Allein ſie verhinderte die Unterſuchungen nicht, welche dieſer Mitſchuldigen wegen angeſtellt wurden, und behielt die beargwohnten Anführer im Kerker. Wer war nun ſicher, daß ſie nicht auch noch den ausdrücklichen Befehl zur Beſtrafung geben würde, ſobald es ihr einfiele? Die letzten Worte der königlichen Proklamation ſchienen dieſe Beſorgniß nur zu ſehr zu rechtferti-

gen. »Es würde ihr ſchmerzlich ſeyn,« ſo lau-
teten ſie, »die Strenge der Geſetze anwenden zu
»müſſen; allein ſie wäre dennoch verbunden und
»entſchloſſen, diejenigen, derſelben gemäß, zu be-
»ſtrafen, welche aufrühriſche Complotte anſpin-
»nen würden. Sie hoffe daher, ihre Untertha-
»nen würden ſie nicht in die unangenehme Noth-
»wendigkeit verſetzen, zu ſolchen Extremitäten
»ſchreiten zu müſſen.«

Dieſe Proklamation war indeſſen noch nicht
die einzige, welche dieſe Gelegenheit der Feder
Gardiners entlockte. Die Unordnungen waren
in einer Kirche, während einer Predigt vorge-
fallen; eine erwünſchte Veranlaſſung zu einigen
nähern Erklärungen, den öffentlichen Gottes-
dienſt betreffend.

Dieſe Erklärungen hoben mit einer heuchleri-
ſchen Klage an: »Wasmaßen Ihro Majeſtät mit
der innigſten Bekümmerniß wahrgenommen, wie
die Verſchiedenheit der Lehrmeinungen auf die
Gemüther wirke und dergleichen Zwieſpalt, Un-
ordnung und Exceſſe veranlaßte. Um dieſen
Störungen des Friedens und Hinderungen der
wahren Gottesfurcht für die Zukunft vorzubauen

und jede Veranlaſſung zu entziehen, verordne und befehle ſie daher, zufolge ihrer landesmütterlichen Fürſorge, und kraft der ihr beiwohnenden königlichen und kirchlichen Gewalt, daß niemand fortan predigen ſolle, der nicht ausdrückliche Erlaubniß dazu von einer königlichen Commiſſion (in welcher Bonner den Vorſitz führte) erhalten habe; bey welcher er ſich vorläufig zu einer Prüfung des Herzens und der Nieren einzuſtellen habe. Desgleichen ſolle niemand ſich beigehen laſſen, eine Schrifterklärung oder irgend eine andere Schrift ans Licht zu ſtellen, ohne ihre oder der dazu beorderten Commiſſion ganz beſondere Erlaubniß. Dieß ſey gleichwohl nicht ſo gemeint, als ob man einen Gewiſſenszwang einführen wolle. Was übrigens die Königin anlange, ſo ſey ſie dem Glauben, worin ſie von der Wiege an auferzogen und belehret ſey, aufrichtig ergeben, auch entſchloſſen, in demſelben bis an das Ende ihres Lebens ferner feſtiglich zu beharren. Nun lebe ſie nicht minder des erfreulichen Wunſches und der tröſtlichen Hoffnung, daß ihre lieben Unterthanen ihrem Beyſpiele folgen und desgleichen thun würden. Niemand, wer er auch ſey, habe derohalben zu fürchten, daß ſie ihm in

dieſer Rückſicht Zwang anthun werde, bis durch einen gemeinſchaftlichen Beſchluß öffentliche Anordnungen gemacht worden wären. Bis dahin ermahne ſie ihre lieben getreuen Unterthanen eben ſo herzlich als ernſtlich, allen Zwieſpalt und Uneinigkeiten zu vermeiden; ſich nicht durch die feindſeligen Benennungen Papiſten und Kezzer wechſelſeitig zu reizen und zu erbittern; ſondern in der Liebe und Furcht des Herrn neben einander zu wohnen. Zuletzt warnte ſie noch vor allen unregelmäßigen Volksverſammlungen, bey Gewärtigung namhafter und nachdrücklicher Strafe.«

Dieſe Proklamation öffnete viele Augen, welche bis dahin ein ſanfter Schlummer verſchloſſen hatte. Keine Predigt ſollte gehalten, kein Buch geſchrieben werden, welches der Beyfall der Königin nicht geſtempelt habe. Veränderungen ſollten nicht eher gemacht werden, als bis ein gemeinſchaftlicher (Parlaments-) Beſchluß die alten Geſetze durch neue erſetzt habe. – Alſo dachte man doch darauf, dergleichen Veränderungen zu bewirken; alſo ſollte doch die Sache bey dem Parlamente

in Vortrag gebracht, neue Geſetze verfaßt werden! — Die Königin ermunterte zur Nachfolge ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter. War es noch zweifelhaft, von welcher Art die Veränderungen ſeyn würden, welche man zu erwarten hatte? Unter dem Schein, Eintracht und Ruhe zu erhalten, waren allgemeine Verbote gegeben, damit man einſeitig beſtrafen könne. Ueberhaupt waren die Ausdrücke in dem ganzen Aufſatze ſo ſchwankend, ſo unbeſtimmt, das Ganze ſo fein und verfänglich mit einander verſchlungen, überhaupt ſo ganz in Gardiners Geiſt und Manier, daß man gar leicht ſowohl den Concipienten als auch die dahinter verſteckte, dem Charakter deſſelben angemeſſene, Abſicht errathen konnte.

Die Proteſtanten hingen den Kopf, und ſchwiegen. Die Katholiken hingegen hoben ihn deſto kecker in die Höhe, und ließen die Töne ihrer Chorgeſänge und heiligen Gebete deſto lauter erſchallen. Ueberall fingen ihre Prieſter an, Meſſe zu leſen, ohne auf die Erlaubniß dazu zu warten. Dieß geſchah ſelbſt in der Kathedrale zu London, und zwar ganz eigentlich auf des

Biſchofs ausdrücklichen Befehl. — Pfaffen und Prieſter ſchienen wie Pilze aus der Erde hervorzuwachſen, und trieben, ganz ohne Scheu, ihr Weſen ſo offenbar, als ob es nie Geſetze gegen ſie gegeben, oder dieſe Geſetze längſt durch andere feierlich vernichtet worden. Auch ſcheute ſich faſt jeder Richter, ſein Augenmerk darauf zu wenden, und die bisherigen Geſetze geltend zu machen. Nur Einer unter Allen wagte es, und ſein Schickſal konnte den Uebrigen wohl ſchwerlich zu einem ähnlichen Verfahren Muth einflößen, oder den geſunkenen Muth wieder erheben und ſtärken.

Hales, einer der zwölf Oberrichter von England, ein Mann von allgemein anerkannter Rechtſchaffenheit, ſtand eben deshalb vor Andern bey der ganzen Nation in der höchſten Achtung. Er war der Einzige geweſen, der es ſtandhaft verweigert hatte, ſeinen Namen unter das unrechtmäßige Teſtament Eduards zu ſetzen, und der eben deshalb ſchon ein Anrecht auf die Dankbarkeit der Königin hatte, wenn ihr Herz für Empfindungen dieſer Art nicht ganz verhärtet geweſen wäre. Aus eben den Gründen, warum er Eduards Teſtamente ſeine Unterſchrift verſagt

hatte, verbot er auch itzt in der Provinz, welche unter ihm ſtand, den papiſtiſchen Prieſtern das Meſſeleſen und die Ausſchmückung der Kirche durch Bilder. Es war wider die Geſetze, welche aufrecht zu erhalten, ſein Amt ihm zur Pflicht machte. Ihnen zuwiderhandeln, war unrecht und ſtrafbar, ſo lange ſie noch nicht aufgehoben waren. Dieß waren die Grundſätze, wonach er allein, ohne alle andere Rückſichten, verfuhr.

Die Pfaffen, denen er ihren Muthwillen nachdrücklich verwieſen hatte, liefen nach London, und brachten ihre Klage, durch den Biſchof Bonner, vor die Königin, und — wenige Tage nachher ſaß der redliche Greis zu London im Gefängniß. Sich als einen Verbrecher behandelt zu ſehen, weil er ſeine Pflicht erfüllt und Geſetze aufrecht erhalten hatte, welchen durch öffentliche Beſchlüſſe der Nation und die Zuſtimmung eines Königs Geſetzeskraft mitgetheilt, und noch nicht, auf die einzig mögliche Art, wieder genommen worden — dieſer Widerſpruch wirkte ſo gewaltſam auf das Gehirn des redlichen Greiſes, daß er in eine tiefe Melancholie verſank. In dieſem Zuſtande beſuchte ihn Bonner, und redete ihm,

nach ſeiner Weiſe, von Geißelung und Köpfen und Verbrennen — deſſen er ſich nach dem entbrannten Zorn der Königin gewärtigen müſſe, ſo lange vor, daß der kranke Verſtand des Unglücklichen gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, und von dieſem Tage an, ein unheilbarer Wahnſinn ihn umher riß. Aus der fortwährenden Furcht vor dem Tode, welche ihn in dieſem Zuſtande unabläſſig peinigte, entſtanden mehrere Verſuche, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, das ihm zur Höllenqual geworden war. Vergebens verſuchten ſeine Verwandte und Freunde, durch Zuſpruch, Troſt, Hülfleiſtung und Arzneien in ſeinem zerrütteten Gehirne die Ordnung wieder herzuſtellen. Vergebens flehten ſie lange Zeit die Gnade der Königin an, ihm Freiheit und Sicherheit zu gewähren; weil ſie hievon noch mehr, als von irgend einem anderweitigen Hülfsmittel erwarteten. In einem Herzen, wo Fanatismus wohnt, findet Menſchlichkeit nie einen Platz. Endlich erlaubte ſie denn doch, der Bitten überdrüſſig, daß die Familie des Unglücklichen ihn in ſeiner Wohnung pflegen durfte. Aber itzt war auch dieß Mittel fruchtlos, weil es zu ſpät angewandt wurde. Die verwilderte Phantaſie des

Greiſes ſah in ſeinen Freunden, ſeinen Kindern, Henker und Kerkermeiſter. Er war der Verpflegung unfähig, weil er einer beſtändigen Bewachung bedurfte. Aber ſo genau man ihn auch beobachtete, ſo gelang es ihm doch einſt, ſeinen Auſſehern zu entwiſchen. Wahnſinnig rannte er durch die Straßen von London, ſtürzte ſich von der Londoner Brücke herab in die Themſe und ertrank.

Dieſe traurige Begebenheit erregte ein ſchrekkenvolles Aufſehen, das nur durch eine zweite von ähnlicher Art, wiewohl bald verdrängt wurde. In der Grafſchaft Suffolk verhöhnten die katholiſchen Prieſter und ihre Sektengenoſſen ebenfalls durch ihr Betragen alle bisherigen Geſetze auf die unverſchämteſte Weiſe. Der Zwang, welcher den Predigern auferlegt war, wurde ſchon als der erſte Schritt der Verfolgung angeſehen; von den Katholiken als ſolcher benutzt, und von den Proteſtanten als ſolcher drückend empfunden. Die Prediger gehorchten den Befehlen nicht; — die Befehle wurden erneuert und geſchärft, indem man auf die Klage über die Anmaßung der Katholiken im geringſten nicht Rückſicht nahm.

Der Richter Montague, der in dieſer Provinz über die Ausführung der Geſetze halten ſollte, wußte, wie übel er ſchon bey der Königin angeſchrieben ſey, und war durch das Beyſpiel des unglücklichen Hales nur noch muthloſer gemacht. Unter dieſen Umſtänden glaubten die Einwohner die Königin an ihr gegebenes Verſprechen, daß ſie keine Veränderungen in den Geſetzen Eduards vornehmen wolle, erinnern zu müſſen. Sie waren die erſten geweſen, welche Marien als Königin anerkannt hatten. Unter ihnen hatte ſie einen Zufluchtsort gefunden, da ſie ſich nirgends ſicher wußte. Sie glaubten daher auch vor andern berechtigt und ſelbſt verpflichtet, auf die Haltung ihres Verſprechens zu dringen, und ſie mit Nachdruck daran zu erinnern.

In dieſer Abſicht verſammelten ſich die proteſtantiſchen Einwohner dieſer Grafſchaft, entwarfen ein Schreiben, worin ſie ſich insbeſondere über die Einſchränkung der Predigerfreiheit beklagten, und ſandten daſſelbe durch eine Deputation nach London, mit dem Auftrage, es unmittelbar der Königin zu übergeben. Es koſtete viel Harrens und Solicitirens, ehe die Deputation zur

Audienz bey der Königin gelangte. Sie wurde wiederholt an den Kanzler verwieſen, und da ſie endlich, auf ihr dringendes Anhalten, bey der Königin ſelbſt Zutritt erhielt, war doch Gardiner zugegen, und führte allein das Wort.

Ohne ihnen Zeit zu einem ausführlichen Vorbringen ihres Begehrens zu gönnen, empfing ſie der Miniſter gleich mit den bitterſten Vorwürfen über ihre Unverſchämtheit und Verwägenheit. »Der Königin Majeſtät ſey äußerſt entrüſtet,« dieß war das Thema ſeiner Rede, »daß einige wenige Unterthanen, zum Theil aus den niedrigſten Ständen, ſich herausnehmen wollten, ihr, als der einzigen rechtmäßigen Oberherrin und Regentin, Geſetze vorzuſchreiben, oder Erinnerungen und Vorwürfe über ihr Thun und Laſſen zu machen. Allein,« ſchloß er ſeinen weitläufigen wortreichen Vortrag, »man würde ſie ihre Pflichten kennen lehren, wenn ſie dieſelben noch nicht wüßten, und ihnen zeigen, daß es den Gliedern zukomme, dem Haupte unbedingt zu gehorchen; nicht aber ihm Vorſchriften zu geben, oder über die Befehle deſſelben zu raiſonniren.«

Erſtaunt ſahen ſich die Glieder der Deputation unter einander an, als wolle Einer den Andern fragen: ob er auch daſſelbe gehört habe? Noch hielt der Sprecher ſein Schreiben in der Hand; die Beſtürzung hatte ihm die Worte ſeiner Anrede von der Zunge genommen, und ihn der Gegenwart des Geiſtes völlig beraubt. Zwar war es nur der Kanzler, der ſo redete; allein die Königin ſaß daneben, und ihre Minen beſtätigten unverkennbar jedes Wort, was der Kanzler geredet hatte. An wen ſollte er ſich wenden, was ſollte er erwiedern? — Noch einmal verſuchte er vorzutreten, um ſein Schreiben der Königin zu übergeben. Ein grimmiger Blick Gardiners, und eine drohende Bewegung mit der Hand, ſchreckte ihn noch mehr als vorher. Er trat hinter ſeine Begleiter zurück.

An ſeiner Stelle übernahm nun ein anderer Deputirter das Redneramt. Dobbe, ſo hieß dieſer beherzte Mann, war einer der angeſehenſten Landeigenthümer der Grafſchaft, ein unterrichteter verſtändiger Bürger, und ſehr warmer Proteſtant und Patriot. Mit Beſcheidenheit und Mäßigung, aber eben ſo viel Feſtigkeit und

Nach-

Nachdruck im Vortrag und Betragen, wagte er einige Vorſtellungen gegen die Anrede des Kanzlers. Er zeigte, »daß ſie keinesweges die Abſicht hätten, der Königin Majeſtät Geſetze vorzuſchreiben, was ihnen allerdings ſehr übel anſtehen würde; — ſie wollten nur die Erhaltung und Ausübung ihrer Geſetze demüthigſt erbitten. Um dieſe Bitte vor jedem falſchen Lichte zu bewahren, hätten ſie geglaubt, als treue Unterthanen, welche unzweideutige Beweiſe ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit gegeben hätten, Ihro Majeſtät an ein Verſprechen erinnern zu dürfen —«

Hier runzelte ſich Mariens Stirn, und Gardiner verſuchte es, den Redner durch einen Machtſpruch niederzudonnern. Allein dieſer ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen. Vielmehr erhob er ſeine Stimme verhältnißmäßig ſtärker, und fuhr unerſchrocken fort: — »An ein Verſprechen, »was Ihro Majeſtät uns und allen ihren Unter»thanen aus eigener Bewegung geleiſtet, und »durch eine öffentliche Bekanntmachung ſie zu der »zuverſichtlichſten Hoffnung auf die Erfüllung »deſſelben berechtigt hatte. Wir können uns ſo »wenig als irgend ein Unterthan überreden, daß

»Ihro Majeſtät itzt ihr Verſprechen vergeſſen, »oder die Abſicht haben könne, es nicht zu erfül»len; vielmehr halten wir uns feſtiglich über»zeugt, daß alle jene Unordnungen ohne ihr »Wiſſen und durch die Nachläſſigkeit der Richter »und Beamten veranlaßt worden. Aber eben »deshalb glauben wir, unſerer Bürger- und Un»terthanenpflicht nachzuleben, wenn wir dieſe »Unordnungen, Geſetzwidrigkeiten und Bedrük»kungen unmittelbar vor Ihro Majeſtät Thron »bringen, und Dieſelben um Gerechtigkeit und »Schutz demüthigſt anflehen.«

Maria war durch dieſe Rede, durch den Zorn, der in ihrer Bruſt kochte, in eine ſo unruhige Bewegung gerathen, daß ſie kaum bis zum Ende derſelben ſich enthalten konnte. So bald er geendet hatte, ſtand ſie mit Heftigkeit auf, warf einen wüthenden Blick auf Dobbe, und einen bedeutenden Wink auf Gardiner, und entfernte ſich in ihr Cabinet.

Der Kanzler, der dieſen Wink richtig verſtand, ließ Dobbe auf der Stelle in Arreſt nehmen, weil er die ſchuldige Achtung gegen die Königin aus den Augen geſetzt habe. Den übrigen Deputirten deutete

er, bey Vermeidung eines ähnlichen Schickſals, an, unverzüglich London zu verlaſſen. —

Am folgenden Tage wurde Dobbe, weil er ſich reſpektwidrige und beleidigende Aeußerungen gegen die Königin erlaubt habe, (ſo lautete die Sentenz) von der Sternkammer verurtheilt: drey Tage an dem Pranger zu ſtehen. Man eilte, die Strafe zu vollziehen, und entließ den Gemißhandelten mit der nachdrücklichen Erinnerung, ſich ja in Zukunft nicht weiter in Dinge zu miſchen, die ſich für ihn nicht ziemten, dafern er ſich nicht noch ſtrengerer Ahndung ausſetzen wolle. Dießmal habe die Königin noch Gnade für Recht ergehen laſſen. —

Von dem Verſprechen der Königin war, von dieſem Tage an, nicht weiter die Rede. Ein fürchterlicher allgemeiner Schauder ergriff die ganze proteſtantiſche Partey, und auch ſelbſt Viele, die ſich zu der katholiſchen bekannten. Die Ahnung von dem, was man unter dieſer Regierung zu erwarten hatte, war keiner zweifelhaften Deutung mehr unterworfen. Die erſchreckte Phantaſie ſah ſchon die Tyranney ihre

fühlbare Geißel mit unerbittlicher Wuth über England ſchwingen.

Bey dieſer Stimmung konnte die Begnadigung und Befreiung des Herzogs von Suffolk und ſeiner Gemahlin; ſelbſt die ſanften Aeußerungen, welche Maria über Johannens Schuld und die Hoffnung, welche ſie auch zu ihrer und ihres Gemahls Begnadigung und Befreiung gemacht hatte, nur einen geringen Eindruck bewirken. Man fand, die Begnadigung eines einfältigen in Schrecken gejagten Mannes, einer eitlen koketten Frau, und zweyer anſpruchloſer Kinder, lege kein Gegenwicht auf die Wage, wenn aus der andern Schale Wortbrüchigkeit, Unduldſamkeit und tyranniſche Behandlung achtbarer Staatsbürger, wahrſcheinliche Unterjochung einer ganzen Nation und blutige Gräuel ſo unverkennbar hervorragten.

Unmittelbar nach dieſem Vorſpiele ward nun der Vorhang völlig aufgezogen, und die Auftritte drängten einander. Maria ward von dem Biſchof von Wincheſter mit allem dem altkatholiſchen

Pompe gekrönt, der erſt bey Eduards Thronbeſteigung durch Cranmern einige Abänderung erlitten hatte. Veränderungen auf Veränderungen wurden nunmehr, ohne alle weitere Rückſicht auf Verſprechungen und Wünſche des Volks, vorgenommen. Alle Biſchöfe, welche unter Eduards Regierung ihre Stellen erhalten hatten, wurden abgeſetzt; die meiſten obrigkeitlichen Perſonen, welche der proteſtantiſchen Partey zugethan waren, unter mancherley nichtigen Vorwänden von Katholiken aus ihren Aemtern verdrängt; den Fremdlingen, welche als Proteſtanten bekannt waren, (ihr Aufenthalt mogte für Gewerbe, Künſte und Handel noch ſo wichtig ſeyn) erlaubt, d. h. angedeutet, das Königreich zu verlaſſen; eben dieß aber zu gleicher Zeit allen gebornen Engländern auf das ſchärfſte verboten.

Damit bey allem dieſem doch noch immer Schmeichlern und Hofſchranzen Gelegenheit gegeben würde, ihre bewundernde Stimme von der Menſchenfreundlichkeit und Milde der Königin erſchallen zu laſſen, und zugleich der Schatten, den man auf Eduards Regierung zu werfen be-

müht war, noch um einen Grad dunkler werden mögte; ſo erließ die großmüthige Maria alle unter ihm gemachten Auflagen, die noch nicht eingetrieben waren. Wahrſcheinlich machte ſie dadurch kein größeres Opfer, als wenn Jemand den Reſt einer Schuld erläßt, den das Unvermögen des Schuldners doch nie würde haben bezahlen können.

Daß alle dieſe Anordnungen durch Gardiners Hand und auf ſeine Angabe geſchahen, darf ich kaum erinnern. Er genoß das unbegränzte Vertrauen der Königin; weshalb er denn auch zu einer eben ſo unbegränzten Gewalt gelangt war. Nur ſelten trat ihm ihr Eigenſinn in den Weg, und auch dann wußte ſeine Geſchmeidigkeit ſich ſo geſchickt um denſelben hinzuwinden, daß er zu ſeinem Ziele gelangte.

Es war itzt Zeit, ein Parlament zuſammen zu berufen. Es iſt eine ſehr alte Erfahrung in der engliſchen Geſchichte, daß die Wahl der Repräſentation dieſer freien Nation durch die Hände der Miniſter geleitet wird. Dieß iſt natürlicher Weiſe immer eine ſehr richtige Angabe, und war es damals vorzüglich. Was Wunder

alſo, daß es Gardiner und ſeine Gehülfen ſehr angelegentlich beſchäftigte? Mittel, deren ſich die Regierung ſeit mehrern Jahrhunderten in ſolchen Fällen zu bedienen pflegte, mußten dießmal mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt angewandt werden. Auf der einen Seite öffnete der Miniſter die milde Hand der königlichen Großmuth: Standeserhöhungen, Kronämter, Begünſtigungen, Geſchenke, Verſprechungen ſchlichen ſich auf der einen Seite in die Wahl ein, und lenkten das Schickſal des Looſes. Auf der andern zeigte ſich furchtbar die drohende Fauſt der königlichen Macht. Entſetzung der Würden und Ehrenſtellen, Verhaftungen, Anklagen, Drohungen, ſelbſt offenbare Gewaltthätigkeiten wurden überall angewandt, um die Proteſtanten von der Theilnahme an der Wahl auszuſchließen. Hierdurch geſchreckt, verſuchten Manche daher gar nicht einmal, von ihren Gerechtſamen Gebrauch zu machen. Die es gleichwohl wagten, ſich zur Wahl einzufinden, wurden öffentlich durch Bewaffnete mit Schlägen und Mißhandlungen zurückgetrieben. An einigen Orten aber, wo man dieß wegen der entſchieden größern Anzahl der Proteſtanten nicht wagen durfte, war der Sherif mit dem Miniſter

einverſtanden, und ſandte die Namen derer, als durch die Stimmenmehrheit erwählt, welche nur wenig oder gar keine für ſich erhalten hatten. Wer konnte den Sherif wegen dieſer Betrügereien zur Rede ſetzen? Aber kam es ja zur Sprache, ſo war es ſo ſchwierig zu beweiſen, daß die Kläger ſich nicht wohl hierauf einlaſſen konnten. Bey einer jeden Klage dieſer Art gehört überdem die Entſcheidung ganz allein dem Parlamente. Dieſe Entſcheidung, welche die Mehrheit der Stimmen fällte, war dann auch ohne prophetiſchen Geiſt vorauszuſehen.

Durch dieſe Mittel hatte es Gardiner dahin gebracht, daß beinahe das ganze Unterhaus aus fanatiſchen Pfaffenanbetern und nichtswürdigen Fürſtenſklaven beſtand. Die wenigen rechtſchaffenen Männer und Anhänger der Reformation, welchen es geglückt war, einen Platz zu finden, mußten bald in dieſem Sumpfe verſinken; wenigſtens doch ihrer Kräfte und Wirkſamkeit beraubt werden. Allein auch hierauf wollte man es nicht allein ankommen laſſen. Bey der erſten Sitzung des Parlaments wurden mehrere Glieder nicht nur von ihren Plätzen verdrängt, ſon-

dern auch mit Gewalt zum Hauſe hinaus geſtoſ-ſen; und entgiengen, nur mit Gefahr ihres Le-bens, der Wuth eines aufgeregten Pöbels.

Der Miniſter hatte im Namen der Königin, das Parlament eröffnet, und ihm die Wünſche derſelben vorgetragen. Ohne daß es darüber nur zu einer Debatte gekommen wäre, faßte man ſie, nach der Ordnung, in welcher es Gardiner gefiel ſie vorzutragen, in Beſchlüſſe zuſammen. Die erſte wichtige Angelegenheit war die Vernichtung der Eheſcheidung Katharinens. Gardiner war eine der thätigſten Triebfedern geweſen, ſie durchzu-ſetzen. Alles, was Thätigkeit und Intrigue auf-bringen kann, war von ihm angewandt worden, um die Wünſche Heinrichs zu befriedigen. Nego-tiationen, gelehrte und politiſche Deductionen, Reiſen, Druckſchriften, nichts hatte ſein Dienſt-eifer unverſucht gelaſſen. Er war es geweſen, der Cranmers Privatäußerung aufgefangen, ſie dem Könige überbracht, und die Ausführung der-ſelben veranlaßt hatte. — Itzt, da der Wind von einer andern, von der entgegengeſetzten Seite her wehte, hatte ſich auch die Fahne nach der entgegengeſetzten Seite gedrehet. Mit glei-

cher Aemſigkeit bemühte er ſich itzt, umzuſtürzen, was er ſelbſt gebauet hatte.

Es iſt, als ob manche Menſchen zu gewiſſen Zeiten das Bewußtſeyn ihrer Identität verlö- ren, oder, ſo oft es ihnen gefällt, von ſich ent- fernen könnten. Nur dann, wann man an- nimmt, Gardiner habe nicht mehr gewußt, daß er dieſelbe Perſon, derſelbe Gardiner ſey, der ſiebenzehn Jahre vorher bewirkte, was er itzt zer- nichtete; nur dann kann man ſein itziges Betra- gen mit ſeinem ehemaligen in einige Harmonie bringen. — Aber wer wird noch Harmonie ſu- chen in dem Charakter eines feilen, niederträch- tigen, heuchleriſchen Höflings, der, wie dieſer, alle Ränke des Prieſters und alle Kniffe eines ſogenannten Politikers in ſich vereinigt; der kei- ne Grundſätze hat, als die ſein Intereſſe ihm vorſchreibt, und keine Anleitung für ſeine Hand- lungsweiſe kennt, als die, welche ſein jedesmali- ges Bedürfniß und die jedesmaligen Zeitumſtän- de ihm an die Hand geben? Einſicht, Ueberzeu- gung, Rechtſchaffenheit, feſte Grundſätze ſind für Weiſe dieſer Art Worte ohne Sinn. Sie bedienen ſich ihrer nicht anders, als um ſie zu

verſpotten oder ihre Abſichten und Intriguen hinter denſelben zu verſtecken.

Auf Gardiners geſchickten und eifrigen Betrieb wurde jene Akte, welche die Eheſcheidung Katharinens ſanctionirt hatte, einſtimmig vernichtet. Maria, welche nicht gern eine Gelegenheit vorbey ließ, wo ſie Eliſabeth eine Kränkung zubereiten konnte, fand dieſe beſonders erwünſcht. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß, dafern Katharinens Eheſcheidung für nichtig erklärt wurde, die Ehe Annens nichts weiter als ein Concubinat und Eliſabeths Geburt ungültig ſeyn mußte. Das letzte mußte Gardiner, auf Mariens ausdrücklichen Befehl, ganz vorzüglich in dieſer Akte ins Licht ſetzen, und durfte der harten, beleidigenden und kränkenden Ausdrücke dabey keinesweges ſchonen. Vor ganz England und ganz Europa ward alſo itzt zum zweitenmale Eliſabeths Mutter für eine H** und Eliſabeth ſelbſt für einen Baſtart erklärt, dem Schande und Verachtung zugleich mit ſeiner Mutter zu Theil worden ſey. Hiebey ließ es Maria noch nicht bewenden. Sie begegnete ihr nicht nur mit auffallender Verachtung, ſondern ſie beraubte ſie auch öffentlich

des Ranges, welchen ſie bisher bey Hofe, als eine legitimirte Prinzeſſin, genoſſen hatte. Auf ihren ausdrücklichen Befehl mußten mehrere Damen des Hofes den Vortritt vor ihr nehmen, und zwar auf eine Weiſe, welche ſie ihre Erniedrigung recht eigentlich empfinden ließ.

Dieſer Angelegenheit folgte indeß im Parlamente die zweite, welche Marien nicht weniger am Herze lag, und welche ſie deshalb der Fürſorge Gardiners auf das nachdrücklichſte empfohlen hatte. Man wird von ſelbſt darauf verfallen, daß dieſe die Aufhebung der reformirenden Geſetze Eduards geweſen ſey. Die Wahl des Unterhauſes ſelbſt ſicherte genugſam dafür, daß dieſer Vortrag keine Hinderniſſe finden würde. Auch bedurfte es kaum der gewöhnlichen Formalitaten, um die einſtimmige Annahme deſſelben zu bewirken. Das ganze Werk Cranmers und ſeiner Freunde, was durch ſo unſäglich viel Arbeiten, Sorgen und Aufopferungen, in ſchlafloſen Nächten und raſtlosarbeitſamen Tagen, binnen ſechs Jahren zu Stande gebracht worden, wurde in Einem Tage umgeſtürzt. Eine Akte vernichtete alle jene, zu ſo verſchiedenen Zeiten und nach ſo

ſorgfältiger Vorbereitung gegebenen. Dahin gehören die, welche die Ertheilung des Abendmahls unter beiderley Geſtalt erlaubte; dem Könige allein die Beſetzung der Bisthümer zuerkannte; die Einförmigkeit des Gottesdienſtes, Aufhebung der Meſſe und Verwaltung der Sacramente in engliſcher Sprache gebot; die, ſo den Bilderdienſt abſchaffte, die Prieſterweihe für rechtmäßig erkannte, und mehrere andere auf die Reformation ſich beziehende. Alles wurde wieder auf den Fuß hergeſtellt, auf welchem es in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs geſtanden hatte.

Hiermit begnügte ſich der Feuereifer des Unterhauſes noch keinesweges. Um den Unglauben und die Ketzerey vollends zu erſticken, kam eine Bill in Vorſchlag, und paſſirte auch wirklich durch das Unterhaus, in welcher den Friedensrichtern und Prieſtern aufgegeben wurde: ſorgfältig dahin zu ſehen, daß ſich niemand dem öffentlichen Gottesdienſte entziehe, wenn die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt ſeyn würde. Zugleich wurden ſie dadurch autoriſirt, einen jeden, der den Gottesdienſt nicht regelmäßig beſuchte, zur Strafe zu ziehen. — Dieſe Bill hatte

jedoch in dem Oberhauſe daſſelbe Schickſal, was, in den neuern Zeiten, ein ähnlicher Vorſchlag zu einem Geſetze in dem aufgeklärten Staatsrathe einer der aufgeklärteſten Monarchieen Europens hatte.

Während dieß im Parlamente verhandelt wurde, verſammelte ſich auch eine Deputation der Geiſtlichkeit, um, zufolge einer alten Sitte, mit dieſem zugleich über die Religionsangelegenheiten zu Rathe zu gehen. In der erſten Sitzung, wo die Königin ſelbſt zugegen war, hielt der Kapellan des Biſchofs Bonner eine Anrede an ſie, welche das Lob ihrer Perſon und ihrer Abſichten für die Religion und Kirche zum Gegenſtande hatte. Dieſe Rede iſt ein merkwürdiges Aktenſtück, wie die Opfer der Schmeicheley beſchaffen waren, welche man Marien darbrachte, und die von ihr wohlgefällig aufgenommen wurde.

Der Redner eröffnete ſeinen Panegyrikus mit den Worten, womit Oſias die Judith, die muthige Beſiegerin des Holofernis, anredete:

»Sey uns immer geſegnet, o Du Tochter »des allmächtigen Gottes, die Du erhaben biſt »über alle Weiber des Erdbodens! Du biſt die

»Krone Jeruſalems, Du biſt die Wonne Iſraels, »Du biſt eine Ehre des ganzen Volks, daß Du »ſolche löbliche That gethan, und Iſrael ſo große »Wohlthat erzeigt haſt, daß ſie Gott wiederum »errettet hat. Geſegnet ſeyſt Du für Gott ewig»lich! Der Herr hat Deine Hand geleitet, daß »ſie abſchlug das Haupt des Anführers unſerer »Feinde.« (eine Anſpielung auf die Enthauptung des Herzogs von Northumberland, welche kurz vorher vollzogen war) »Geſegnet ſey der Tag, »wo Du Deinen Namen ſo herrlich gemacht haſt, »daß Menſchenzungen Dein Lob nicht auszuſpre»chen vermögen« ꝛc. —

In dieſem Tone fuhr der Redner über eine Stunde lang fort. Seine Beredſamkeit gewann immer einen höhern und kühnern Flug. Er fühlte ſich von einer wahren prophetiſchen Begeiſterung ergriffen; führte die Königin ſelbſt redend ein, und rief in ihre Seele, mit einer Stimme, als ob er den Erdboden überſchreien wollte: »Siehe! durch mich werden alle Geſchlechter auf Erden geſegnet werden!« Seine lebhafte Phantaſie verband nun mit dieſer Vorherverkündigung auch ſogleich die Erfüllung, und mit der Erfüllung den

Lohn. Im höchſten lyriſchen Schwunge hob er ſich und die Königin über Erde und Welt hinaus, in die Geſellſchaft der Heiligen und Engel. Dieſer Beſuch im Himmel veranlaßte eine Vergleichung zwiſchen der Landesmutter Maria und der Gottesmutter Maria, welche ſehr zum Vortheil der erſtern ausſchlug. Er behauptete ſogar geradezu: »ihr Verdienſt ſey weit glorreicher, als das Verdienſt, was ſich die Gottesmutter um die Welt erworben habe, und ſie verdiene daher noch einen ehrenvollern Sitz dereinſt im Himmel einzunehmen.«

Der übrige Theil ſeiner Rede enthielt Schmähungen auf die Neuerungen unter Eduards Regierung, und ſchwülſtiges Lob derer Biſchöfe und Gottesgelehrten, welche die Folgen derſelben unangenehm empfunden hatten. Mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen und Verfluchungen Cranmers, Latimers und Ridleys, ſetzte er dieſem Meiſterſtücke der Beredſamkeit die Krone auf, und ſchloß mit der feierlichſten Ermahnung an die Königin, ihnen alle die Martern und Qualen doppelt zu vergelten, welche, wie er behauptete, die rechtgläubigen Geiſtlichen von ihrem Verfolgungsgeiſte hätten auszuſtehen gehabt.

uns zur Pflicht, einen Auszug aus jenem Beſchluſſe einzurücken. Vielleicht daß einem oder dem andern Landesvater, oder denen, die für ſie ſorgen und denken, ein Dienſt damit geſchieht.

Der Felonie und alſo des Todes ſchuldig war jede Geſellſchaft von zwölf und mehrern Perſonen, welche ſich zu Verabredungen über Religionsſachen verſammelte, und ſich nicht, eine Stunde nach erhaltenem königlichen Befehle, trennete. Der Felonie und alſo des Todes waren ſchuldig alle und jede, welche durch Glockenläuten, durch Trommelſchlag und durch Leuchtefeuer, auf Bergen und Anhöhen, Zuſammenkünfte und Auflauf veranlaßten; alle Weiber oder Bediente, welche ihren Männern oder Herrſchaften nach ſolchen Verſammlungsplätzen Nahrungsmittel zutrugen, oder ihnen mit Waffen und Geld zu Hülfe kamen. Der Felonie und folglich des Todes ſchuldig waren endlich alle, ſo — Hecken und Umzäunungen ausriſſen, um das Wild zu vertreiben — oder Teichdämme durchſtachen, um die Fiſche zu entwenden oder zu Grunde zu richten; alle, welche auf öffentlichen Plätzen oder Wegen ſich nicht gleich entfern-

riens Alter und ihre übrigen abſchreckenden Eigenſchaften keine Eindrücke auf ihn machen. — Sie war Königin von England, und ein Weib, mit welcher er, wie er damals noch glaubte, würde Thronerben zeugen können. Dieß war für die Beſtimmung ſeines Entſchluſſes vollkommen genug.

Karl, vergnügt von dieſer Seite keine Hinderniſſe für ſeinen Plan zu finden, richtete nun alle ſeine Sorgfalt dahin, ſie auch von der andern Seite zu vermeiden oder aus dem Wege zu räumen. Er rechnete hiebey auf Gardiner, und fand auch einen treulichen Beiſtand an ihm. Da Maria einmal heirathen wollte; ſo war ihm dieſe Verbindung die liebſte, weil er hoffte, dem fanatiſchen Philipp ſich durch eben die Mittel nothwendig zu machen, wodurch er ſich Mariens uneingeſchränktes Vertrauen erworben hatte.

Anfangs fürchtete er einige Hinderniſſe von Mariens itziger Gemüthsſtimmung. Eine nähere Beobachtung überzeugte ihn aber bald, daß dieſe Beſorgniß unnöthig geweſen ſey. Zwar hatte Maria bisher noch immer eine geheime Neigung für Courtney, und durch dieſe auch noch verbor-

gene Hoffnungen genährt. Allein ſein Betragen zeigte ihr täglich deutlicher die Thorheit derſelben. Die Liebe, die nie eine ſehr feſte Conſiſtenz gehabt hatte, löſte ſich immer mehr auf, und für den Ehrgeiz hatte dieſe Verbindung gar nichts Anziehendes. Wie ſehr war in dieſer Rückſicht die Ausſicht verſchieden, welche ihr Karls Abſicht eröffnete. Der Sohn des mächtigſten und geachtetſten Fürſten Europens, einſt ſelbſt einer der mächtigſten Monarchen; ein junger, und wie ſie hörte, ſchöner Mann, ein Caſtilier, der Sohn ihres Oheims, ihres Beſchützers, ein eifriger Katholik; — ihr Herz ſchlug heftig für Freude, ſie fühlte ſich auf dem Gipfel ihrer Wünſche. Verdrängt aus ihrem Herze war auf einmal der reizende Graf von Devonſhire, verdrängt ihr alter, treuer Freund Pole. Nur Philipp lebte in ihrer Phantaſie, ſein Bild war ihr Gefährte am Tage und ihre Geſellſchaft bey Nacht. Von der Höhe, auf welche ſie Freude und Hoffnung hoben, ſah ſie in eine glänzende, reizende Zukunft weit hinaus. Er werde die Größe und den Glanz ſeiner Familie auch auf ſie mit verbreiten; er werde ſie in ihren Ketzerverfolgungen mit gleichem Eifer unterſtützen — »Endlich

ſollſt du alſo doch noch einmal ganz glücklich wer-den!« ſeufzete ſie, und die unruhigſten Gefühle ſtürmten in ihrer Bruſt.

Um dieſe Zeit kam eine officielle Nachricht in London an, worin ihr Geſchäftsträger zu Rom der Königin meldete, daß der heilige Vater ihr Geſuch habe ſtattfinden laſſen, und den Kardinal Pole als Legaten nach England ernannt habe. Zugleich war ein Brief vom Pole ſelbſt beigefügt, worin er ihr zu ihrer Thronbeſteigung Glück wünſchte, ihren Entſchluß, England mit dem päpſtlichen Stuhle zu vereinigen, höchlich lobte und rühmte, und zugleich berichtete, daß er ſich, in Rückſicht des gottſeligen Zwecks, entſchloſſen habe, der Auffoderung zu folgen, und ſeinen ruhigen Aufenthalt in dem reizenden Benediktinerkloſter, Magazune, Lago di Garda, wo er bisher ſo glücklich ſich ſelbſt, den Wiſſenſchaften und der Frömmigkeit gelebt habe, zu verlaſſen. Er ſey im Begriff abzureiſen, und gedenke noch vor dem Winter in England einzutreffen.

So erfreulich dieſe Nachricht Marien war, ſo unangenehm war ſie Gardiner und dem Kaiſer Karl, der unverzüglich durch Jenen davon be-

nachrichtigt wurde. Beide hatten triftige Grün- de, warum ſie die Ueberkunft Pole's wenigſtens itzt noch auf keine Weiſe wünſchen konnten. Er- ſchien Pole als bleibender Legat in England; ſo war es ſo gut als gewiß vorauszuſehen, daß ihm auch das Erzbiſsthum Canterbury zu Theil werden würde, und dieß hatte Gardiner ſich vorbehalten. Dazu war es ſehr zweifelhaft, ob ſeine Gegen- wart nicht der Heirathsangelegenheit mit Philipp eine andere unerwünſchte Wendung geben könnte. Pole und der Kaiſer waren keine Freunde; es war nachgerade vorauszuſehen, daß die Nation mit der Verbindung der Königin mit Don Philipp unzufrieden ſeyn, vielleicht gar Einwen- dungen dagegen machen werde. Wer mogte da- für einſtehen, daß Pole dieß nicht benutzen, und zwar zu ſeinem eigenen Vortheil benutzen könne? Der Argwohn findet leicht Wahrſcheinlichkeiten, wo die Unbefangenheit nichts zu erkennen ver- mag. Karl und Gardiner waren daher vollkom- men einſtimmig darin, daß es durchaus noth- wendig ſey, die Ueberkunft des Kardinals noch ei- nige Zeit zu verhindern.

Wie aber dieß veranſtalten? Die Sache lag dem Papſt, Marien und Pole'n auf gleiche Weiſe

am Herzen. Auch traf die Nachricht ein, daß der Kardinal ſchon wirklich ſeine Reiſe angetreten habe, und ſo eilfertig als möglich fortſetze.

Gardiners erfindungsreicher Kopf fand doch auch hier einen ſchnellen und wirkſamen Rath. Er ſtellte der Königin vor, daß der Kardinal noch immer in der Reichsacht ſey, und daß ſeine Ankunft nothwendig einen übeln Eindruck auf die Nation machen müſſe, dafern jene nicht vorher erſt aufgehoben würde. Zugleich ließ er einige Winke darüber fallen, daß ſeine Gegenwart ihrer Verbindung wohl noch gar Hinderniſſe in den Weg legen könnte, indem der Kardinal ein erklärter Feind des Kaiſers ſey.

Maria, die nie weiter ſah, als der Finger zeigte, den man ihr vorhielt, wurde, beſonders über die letzte Aeußerung, betroffen. Alle die mannichfaltigen und bittern Täuſchungen ihrer froheſten und ſicherſten Erwartungen dieſer Art ſtanden plötzlich vor ihrer Erinnerungskraft. War es zu verwundern, daß die ängſtliche Beſorgniß, auch dieſe wieder aufgeben zu müſſen, dadurch in ihrem Herzen erregt wurde? War ſie bereit, alles zu wagen, was nur auf irgend eine Weiſe

zur baldigſten Erfüllung ihrer Wünſche beförderlich ſeyn könnte, ſo ſchreckte ſie denn doch auch zuweilen die Furcht vor dem Zorn des Papſtes und Pole's. Gardiner ſuchte ſie hierüber zu beruhigen. Seine Acht, meinte er, gebe einen hinlänglichen Vorwand, und das Uebrige werde der Kaiſer ſelbſt auf ſich nehmen. Maria überließ es ihm gern, die Sache einzurichten; befahl ihm aber auf das dringendſte an, wohl dahin zu ſehen, daß der Kardinal ſo wenig als der Papſt zum Unwillen darüber veranlaßt würden.

Der Kardinal Pole, voll heiligen Eifers für die verneuerte Verbindung Englands mit dem päpſtlichen Stuhle, hatte indeſſen ſeine Reiſe ſo ſchnell als möglich fortgeſetzt. Bereits war er bis in die Niederlande gekommen. Die lange und angreifende Reiſe, für ihn um ſo ermüdender, da er lange in der Ruhe einer Kloſterzelle gelebt hatte, zog ihm eine Unpäßlichkeit zu, welche ihn nöthigte, einige Tage in einem Kloſter unweit Brüſſel auszuruhen. Durch die Sorgfalt der heiligen Väter fand er ſich bald wieder geſtärkt, als ein Diener des Kaiſers in einem Schreiben ihm den Wunſch deſſelben überbrachte,

daß er für itzt ſeine Reiſe nicht weiter fortſetzen mögte. Er fügte, in unbeſtimmten Ausdrücken, hinzu, daß gewiſſe Umſtände, und die freundſchaftliche Sorge für die Perſon des Legaten, dieſe Vorſicht nothwendig machten; weshalb er die Verzeihung des heiligen Vaters, ſo wie die ſeine, zu verdienen hoffe.

Noch hatte ſich der Kardinal von ſeiner Verwunderung und ſeinem Unwillen hierüber nicht erholt, als ein Courier aus England bey ihm eintraf, und ihm in einem Schreiben der Königin daſſelbe Verlangen überbrachte. Hinter die lieblichtönenden Worte der Höflichkeit verhüllt, ließ man ihn indeſſen deutlich genug erkennen, daß man ihn in England wenigſtens für itzt noch nicht haben wolle. »Verſchiedene unangenehme, nicht vorhergeſehene Umſtände,« hieß es, »ſetzten die Königin in die unangenehme Nothwendigkeit, ihn um eine Verzögerung ſeiner Ankunft in England freundſchaftlich zu erſuchen. Es ſchiene, als ob die Nation ihm weniger hold ſey, als man anfangs geglaubt habe; weil ſich bey dem Widerruf ſeiner Achterklärung ganz unerwartete Schwierigkeiten hervorthäten.

blieben ſey und bleiben konnte. So lebhaft ſein Unwille ſich erhob, ſo wurde doch die Aeußerung deſſelben eine Zeitlang durch die Ungewißheit, gegen wen er ſich eigentlich wenden ſollte, zurückgehalten. Die ganze Begebenheit hatte für ihn etwas Räthſelhaftes, das er um ſo weniger zu löſen vermogte, da er in ſeinen gelehrten Büchern nie etwas davon gefunden hatte. Zwar beſchuldigte ſein Argwohn Gardiner hauptſächlich, weil ihm deſſen intriguenvoller, zweideutiger Charakter ſchon aus alten, an ſich ſelbſt gemachten, Erfahrungen bekannt war. Allein er wußte ſich doch nichts befriedigendes als die Veranlaſſung anzugeben, bis er zufällig in Erfahrung brachte, daß der Kaiſer die Abſicht habe, ſeinen Sohn mit Marien zu verbinden. Nun ſchrieb er dieſem und ſeinen Abſichten allein die Urſache dieſer Beleidigung der päpſtlichen Würde, welche ihm in ſeiner Perſon widerfuhr, zu. Bey ihm machte er deshalb auch die erſten und nachdrücklichſten Verſuche, dieſen beſchimpfenden Aufenthalt zu beendigen. Vergebens ſchrieb er an ihn, vergebens verlangte er ihn ſelbſt zu ſprechen. Vergebens erſchöpfte er ſich in den weitläufigſten Vorſtellungen; vergebens nahm er endlich ſelbſt zu

den ernſtlichſten Drohungen ſeine Zuflucht. Er erhielt nur glatte und gleiſſende Worte und die wiederholte Verſicherung: der Kaiſer wünſche blos aus Fürſorge für ihn, daß er die Fortſetzung ſeiner Reiſe noch einige Zeit aufſchieben möge.

Pole, durch dieſe gleichkalte Beharrlichkeit nur noch heftiger erbittert, entbot nun den Beichtvater des Kaiſers zu ſich, und ſtellte ihm ſeine Angelegenheit in dem lebhafteſten Lichte vor Augen. — Der Beichtvater verſprach ihm, dem Kaiſer Vorſtellungen darüber zu thun; — und die Lage der Sachen blieb, wie ſie geweſen war. In der Gemüthsſtimmung, welche durch dieſe Widerwärtigkeit bey dem Kardinal hervorgebracht und erhalten werden mußte, ſchrieb er nun an die Königin Maria, um ſich doch wenigſtens durch die Aeußerung ſeines Unwillens gegen ſie, auch einige Genugthuung zu verſchaffen.

»Er wiſſe wohl,« äußerte er nach den gewöhnlichen Eingangsformeln des Briefes, »daß der gewaltthätige und beleidigende Aufſchub ſeiner Reiſe hauptſächlich von dem Kaiſer herrühre; allein er ſähe auch hieraus zur Genüge, daß er ſie in ſeinen Stricken habe, und ſie von ſeinen

Intriguen geleitet werde. Er habe alle Urſache zu fürchten, daß ſie ihren gottſeligen Entſchluß, England der päpſtlichen Hoheit aufs neue zu unterwerfen, itzt bereue, und daß ſie in der Kirchenreform eben ſo ihren eigenen Schleichweg zu gehen gedenke, als der Kaiſer, bey der Einführung des Interim in Deutſchland, gegangen ſey. Ueberhaupt ſcheine es, als ob ſie von ihrem Eifer ſehr nachgelaſſen habe, und itzt mehr mit ihren eigenen Angelegenheiten und mit weltlichen und profanen Staatshändeln, als mit den hochwichtigen Religionsangelegenheiten beſchäftigt ſey.«

»Mit ſchmerzlichem Mißmuth empfinde ich »die Beſorgniß, Hochverehrte Frau Königin und »Baſe,« fuhr er fort, »daß fleiſchliche Begierden »und weltliche Lüſte ſich Eurer je mehr und mehr »bemächtigen und zur Herrſchaft über Euch ge»langen, und daß Ihr dadurch von Tage zu »weiter abgelenkt und gezogen werdet von der »Einfalt in Chriſto, in welcher Ihr bisher ſitt»lich und züchtiglich gewandelt habt vor dem »Herrn. Wahrlich das iſt nicht der ſchmale Weg, »auf welchem Ihr zum Himmelreich gelanget; »vielmehr iſt es der breite Weg, welcher zur

»Hölle führt, wo wird ſeyn Heulen und Zähn-
»klappen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

»Darum ermahne ich Euch von Herzen, und
»als ein aufrichtiger Diener der Kirche Gottes
»und Chriſti, gehet bey Zeiten in Euch, ermun-
»tert Euer ſchwaches Herz, ſchlaget an Eure
»Bruſt, wie weiland der Zöllner im Evangelio,
»und rufet mit reuigem Sinne aus: Gott ſey
»mir Sünderin gnädig! Ich ermahne Euch und
»fodere Euch auf, im Namen und Kraft des
»göttlichen Wortes, anzuziehen den Geiſt der
»Weisheit und des Muths, und feſtiglich zu ver-
»trauen auf den Herrn, den Gott Iſraels, der
»Euch erhalten hat bis auf dieſen Tag.«

An dieſe Ermahnung knüpfte er nun eine furchtbare Beſchreibung von dem Zorne des Papſtes und der Kardinäle, welchen ſie über dieſe Verzögerung ſeiner Reiſe empfinden würden, dafern ſie dieſelbe, der Wahrheit gemäß, in Erfahrung bringen ſollten. »Dieß,« ſetzte er hinzu, »hoffe er jedoch aus wahrer Liebe und aufrichtiger Zuneigung für die Königin, ſeine liebwertheſte Frau Baſe, dadurch zu verhüten, daß er ſelbſt allbereits von dem Aufenthalt ſeiner Reiſe

Bericht abgeſtattet, und die Aufhebung ſeiner Achterklärung als die einzige und allerdings wichtige Urſache angeführt habe. Deshalb glaube er ſich aber auch nun berechtigt, mit allem Ernſt und Nachdruck auf die Hinwegräumung dieſes angeblichen, und aller übrigen ſelbſt erdachten, Hinderniſſe zu dringen. Weshalb er ihr zur ſtrengſten Gewiſſenspflicht mache, daß ſie unverzüglich von dem Kaiſer ſeine Freilaſſung verlangen ſolle. Im Vertrauen hierauf habe er allbereits ſeine Effekten nach Flandern vorausgeſchickt.«

Der übrige Theil ſeines Briefes enthielt eine ſtrenge Kritik der ihm überſandten Parlamentsakten. An der erſten tadelte er, daß jener Diſpenſationsbulle des Pabſtes darin nicht gedacht ſey, durch welche die Ehe ihrer Mutter allein Gültigkeit erhalten habe. Die letzte erklärte er, wo nicht für ganz unnütz, doch wenigſtens für ganz unzulänglich. Mit ſeiner Zuſtimmung könne und ſolle die Religions- und Kirchenverfaſſung keinesweges ſo bleiben, als ſie in den letzten Jahren der Regierung ihres Vaters geweſen ſey. Sie wiſſe ſo gut wie er, daß dieſe gleichfalls nicht ächt und rechter Art, ſondern von eigenmächtigen

Ver-

Verordnungen verunſtaltet ſey, und jener ganz eigentlich die Veranlaſſung zu dem unglücklichen und höchſt ſtrafbaren Schiſma, was von der Zeit an zwiſchen England und dem päpſtlichen Stuhle obgewaltet, gegeben habe. Das Papſtthum müſſe ganz und unverändert wieder hergeſtellt werden, ſobald er nach England komme, und er erwarte hierin von ihr keine Einredungen, noch weniger Hinderniſſe. Sollten die Proteſtanten auch in England befliſſen geweſen ſeyn, unrichtige Begriffe zu verbreiten, und die Abhängigkeit von der römiſchen Oberherrſchaft als die ärgſte Sklaverey darzuſtellen; ſo wäre es ihre Pflicht, dem entgegen zu arbeiten, und ſie dürfe kühnlich die Verſicherung geben, daß dem nicht alſo ſey, und daß ſie es über ſich nehme, die Nation vor einer Gefahr dieſer Art zu ſchützen. Schließlich ſetzte er die Verſicherung hinzu, daß ſie hierin an ihm einen eifrigen Beiſtand finden werde.«

Dieſer Brief, ſo herzerſchütternd er zu jeder andern Zeit für Marien geweſen ſeyn würde, machte doch itzt nur ſehr wenigen Eindruck auf ſie. Die Angelegenheit ihrer Heirath, und die Schwierigkeiten, welche ſich dabey hervorthaten,

beſchäftigten ſie viel zu ſehr, als daß ſie noch für etwas anderes hätte Empfindlichkeit behalten können.

Karl hätte indeſſen Mittel gefunden, dem Papſt ſo triftige Gründe für den Aufenthalt ſeines Legaten vorzulegen, daß dieſer, anſtatt darüber ungehalten zu werden, ſelbſt die Hand dazu bot. Pole erhielt unvermuthet von Sr. Heiligkeit den Auftrag zu einer außerordentlichen Geſandtſchaft nach Frankreich, und ſein Gehorſam gegen das höchſte Oberherhaupt der Kirche ließ ihn ſogleich ſeinen Unmuth unterdrücken, und, ohne die geringſte Widerrede, nach Frankreich zu ſeiner einſtweiligen Beſtimmung abgehen.

So geheim die Traktaten wegen der Verbindung der Königin getrieben waren; ſo verbreitete ſich dennoch auf einmal das Gerücht davon durch ganz England. Verſchiedene kleine zum Theil ſehr frey und nachdrücklich geſchriebene Brochüren erſchienen, in welchen dieß Heirathsprojekt eben nicht in das vortheilhafteſte Licht geſetzt wurde. Man zeigte, wie England durchaus keinen Vortheil von einer ſolchen Verbindung haben könne;

wohl aber, wo nicht Nachtheil wirklich erleide, doch ſich auf jeden Fall einer Gefahr ausſetze. —

Der Eindruck, welchen dieß auf die Gemüther machte, war eben ſo allgemein als ſtark für die Königin und den Miniſter beunruhigend. Gardiner hatte dieß zwar einigermaßen vorausgeſehen, und deshalb die Abſicht gehabt, die Nation mit der Erklärung der bereits geſchloſſenen Verbindung zu überraſchen. Auf dieſe Weiſe hoffte er wenigſtens eine wirkſame Aeußerung ihrer Unzufriedenheit zu verhindern. Ueberdem hielt er ſich überzeugt, die Katholiken würden wohl damit zufrieden ſeyn; es wohl gar gerne ſehen, weil der fanatiſche Eifer Philipps ſchon nicht mehr unbekannt war. Auf jeden Fall aber glaubte er ſich des Parlaments hinlänglich verſichert zu haben; daher fürchtete er von dieſer Unzufriedenheit der Proteſtanten keine erheblichen Wirkungen.

Wie ſchnell belehrte ihn aber der Erfolg, daß ſeine politiſche Berechnung dießmal auf ganz falſche Beobachtungen und Vorausſetzungen gegründet ſey! Nicht nur Proteſtanten, ſondern auch Katholiken und ſelbſt eine entſchiedene Plu-

talität derſelben erhob ihre Stimme laut gegen das Projekt dieſer Heirath. Karl ſowohl als ſein Sohn waren zu allgemein gefürchtet; Beide allgemein bey der engliſchen Nation verhaßt. Die ſpaniſche Grandezza ſtieß mit dem Nationalſtolze der Engländer heftig zuſammen; die Ländersucht Karls und ſeines Sohnes ſagte den Engländern ihr Schickſal für die Zukunft nur zu deutlich voraus. Bey aller Demüthigung unter den Deſpotismus ihrer Könige, hatte ſich doch ein allgemeiner Nationalſtolz unverletzt erhalten. Sie wollten wenigſtens von keinem andern, als ihrem, unter ihnen gebornen, und mit ihnen aufgewachſenen Könige, deſpotiſirt ſeyn. Dieſe Geſinnung war Allen, durch alle Stände, und ohne Unterſchied allen Religionsparteien gemeinſchaftlich. Alle wünſchten, die Königin möge entweder ganz unverheirathet bleiben, oder einen Engländer heirathen. Das allgemeinſte Augenmerk war noch immer auf Courtney gerichtet; Viele hofften indeſſen auch auf den Kardinal Pole. Die Wünſche der Proteſtanten wichen in dieſer Rückſicht freilich größtentheils von den Wünſchen und Planen der Katholiken beträchtlich ab. Sie rechneten darauf, Maria ſolle bald

ſterben, und Eliſabeth und dem Grafen von Devonſhire ihre Stelle überlaſſen. Dieſe Vorſtellungen blieben freilich in den verſchloſſenen Herzen verborgen. Was man äußerte, tönte vollkommen harmoniſch mit den Aeußerungen der Katholiken.

Ein allgemeines Murren verbreitete ſich alſo täglich lauter durch die Nation, und konnte der Königin nicht verborgen bleiben. Zu ihrem lebhafteſten Erſtaunen aber überreichte ihr das Unterhaus eine Petition, welche in einem ganz unerwartet entſchloſſenen und nachdrücklichen Tone abgefaßt war, und worin es ihr den Wunſch der Nation vortrug, daß ſie keinem Ausländer ihre Hand geben mögte.

Dieſer unerwartete Schritt des Parlaments ſetzte Marien ganz außer Faſſung. Ihr Stolz fühlte ſich empfindlich dadurch beleidigt; zugleich regte ſich aber auch, nicht weniger ſtark, die ängſtliche Befürchtung, daß auch dieſer Wunſch wieder unmittelbar vor der Erfüllung vernichtet werden mögte. Sie überließ ſich den heftigſten Ausbrüchen des Unmuths. Sie machte Gardiner die bitterſten Vorwürfe, daß er die Sache mit ſo

wenig Vorſicht betrieben habe; ſchalt auf die Impertinenz des Parlaments und der ganzen Nation, die es wagte, ihr, der Königin, vorſchreiben zu wollen, wen ſie heirathen und wen ſie nicht heirathen ſolle, und drang darauf, durch Gewalt die unruhigen Köpfe zu der Erkenntniß ihres Verhältniſſes und ihrer Pflicht zu bringen.

Der ungeſtüme Zorn der Königin ſetzte den Miniſter mehr in Verlegenheit, als der Unwille der Nation. Dieſer war ihm gewiſſermaßen lieb, wenigſtens hoffte er ihn zu ſeinem Privatvortheile benutzen zu können. Dafür war ihm nicht bange, daß nun die Verhandlung gänzlich niedergeſchlagen werde, und ſein Plan unausgeführt bleiben müſſe. Wußte er doch, was Intrigue, Geld und Verſprechungen vermögen. Vielmehr ſah er ſchon deutlich voraus, daß dieſer Widerſtand den künftigen Gemahl Mariens noch mehr in ſeine Hand geben werde. Durch dieſe Schwierigkeiten machte er ſich ihm nothwendiger für die Gegenwart, und ſicherte ſeinen Einfluß für die Zukunft. Der Kaiſer und ſein Sohn mußten ſich nun gefallen laſſen, Bedingungen einzugehen, welche von ihm entworfen, und alſo

auch ſeinem Vortheile gemäß entworfen wurden. — Fügte ſich die Nation in den Wunſch der Königin, ſo war leicht vorauszuſehen, daß ſie doch darauf beſtehen würde, den künftigen Gemahl von allem Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte ſo weit als möglich entfernt zu halten. Offenbarer Gewinn für den Miniſter, durch deſſen Hand alsdann alles gehen würde, und von dem der Gemahl der Königin jeden Antheil an den Geſchäften, den er ihm etwa zuließ, als eine Vergünſtigung anſehen mußte, wodurch er ſelbſt nur noch abhängiger von ihm wurde.

Dieſem zufolge wandte er für itzt alles an, die Königin zu beſänftigen und zur Geduld und zu gemäßigten Maaßregeln zu bewegen. Es koſtete ihn alle Künſte ſeiner Beredſamkeit, und die treuliche Unterſtützung des Grafen von Arundel und D. Hopton, um endlich dahin zu gelangen. Vergebens ſuchte er ſie zu überzeugen, daß gewaltſame Maaßregeln alles verderben, gemäſſigte aber ſicher zum Ziele führen würden. Leidenſchaft hatte ihren ohnehin nur mühſam zugänglichen Verſtand verſchloſſen; Leidenſchaft mußte ihn auch wieder öffnen. Die Furcht that

Gardinern dieſen Dienſt. Es gelang ihm, ſie vor der Uebermacht der Proteſtanten, welchen alle Schuld allein aufgeladen wurde, in Schrecken zu ſetzen. Maria begnügte ſich daher endlich für itzt damit, dieſe bösartige, unruhige Menſchenart nur noch herzlicher zu haſſen, und ſich noch mehr in dem Vorſatze zu beſtärken, daß ſie dereinſt an derſelben auch dieſe Kränkung durch Brand- und Blutopfer rächen wolle.

Aufs neue hatte nun alſo Gardiner die Sache wieder völlig in ſeiner Hand. Die Deputation des Parlaments wurde mit einer allgemeinen Antwort abgefertigt, und das Parlament ſelbſt mit andern Gegenſtänden beſchäftigt. Es vergieng einige Zeit, in welcher das größere Publikum nichts von der Sache hörte. Daher fing man an zu glauben, die Vorſtellung des Parlaments habe Eindruck auf die Königin gemacht, und die Sache werde ſich völlig zerſchlagen. Bald wurde die Aufmerkſamkeit durch die Abſetzung und Verhaftung einiger verheiratheten Biſchöfe und angeſehener Geiſtlichen, und durch andere gewaltſame Veränderungen in der Kirchenverfaſſung, ganz von dieſem Gegenſtande abgezogen.

Dieſe Zeit benutzte der Miniſter, ſeine Negotiationen im Stillen fortzuſetzen. Er entwarf dem Kaiſer ein abſchreckendes Gemälde von denen itzt hervorgegangenen Schwierigkeiten, bey welchen er freilich mehr Mühe auf die Compoſition als auf die Wahrheit deſſelben verwandt hatte. Dennoch aber ſprach er mit Zuverſicht von einem glücklichen Erfolge, dafern der Kaiſer nur Geld und Verſprechungen nicht ſchonen wolle.

Karl war nicht der Mann, der ſich leicht durch Schwierigkeiten dieſer Art auf ſeinem Wege aufhalten ließ. Verſprechungen koſteten gar nichts, und den Geldaufwand ſollte die Zeit und die Erreichung ſeiner Abſicht ſchon hinlänglich wieder erſetzen. Er gab daher Gardiner über beides ganz uneingeſchränkte Vollmachten. Die einzige Bedingung machte er dabey, daß er das Geld nicht eher zahlen würde, als bis die Verhandlung wirklich zu Stande gekommen ſey, und die Vermählung vollzogen werden ſolle.

Wer mag die Ränke und Kunſtgriffe alle entwickeln und aufzählen wollen; wer mag ſie alle entwickelt und aufgezählt ſehen wollen, wodurch Gardiner die Stellvertreter der Nation nach ſei-

nem, der Königin und Karls Wunſche lenkte? Nur wenig Gemüther giebt es, welche für Geld und Verheiſſungen unzugänglich ſind, und dieſe wenigen fanden ſich unter jenen Stellvertretern nicht. Wie ſollten ſie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſeyn, welche, wie wir wiſſen, durch Geld, durch Verheiſſungen und Gewalt zuſammengebracht war? Ohne Schwierigkeit wurden daher unter der Hand Verhandlungen eröffnet, Bedingungen vorgeſchlagen – Beide Parteien kamen ſich näher und näher, und vereinigten ſich endlich zum Vortheil der Wünſche der Königin. Was konnte auch die Nation noch gegen die Verbindung mit einem Ausländer haben, da er nur Ehemann, nicht König werden ſollte und wollte; da er ſich gefallen ließ, einem jeden Antheile an der Regierung für immer zu entſagen? Einer oder der Andere fragte wohl unter vier Augen: was den Ausländer zu dieſer Verbindung mit einem Weibe, wie Maria, bewegen könne, wenn er für das Fürſteninintereſſe ſo gar nichts dadurch gewänne? Dieſem antwortete denn auch wohl Einer oder der Andere, freilich nur eben ſo unter vier Augen: daß es wahrſcheinlich mit dieſer Uneigennützigkeit

ſo ganz ehrlich nicht gemeint ſeyn werde. Was nicht gleich zur Mitgift bewilligt würde, könne ja wohl in der Folge noch erlangt werden.

In der That hatte auch wohl niemand als Karl die königliche Maxime vollkommener inne, daß Verſprechung die Erfüllung nicht immer zur nothwendigen Folge habe — und haben müſſe. — Zeit und Umſtände redeten dabey mit, und auf Zeit und Umſtände rechneten Karl und Philipp hier ganz vorzüglich.

Da es nun ſo weit gediehen war, und Gardiner beſtimmt erklärt hatte, daß er ſeiner Sache gewiß ſey; ſo ſchickte der Kaiſer eine prächtige Geſandtſchaft nach England, welche der Königin zu ihrer Thronbeſteigung Glück wünſchen, und zugleich für den Don Philipp eine öffentliche Werbung anbringen ſollte. Während dieſe in London durch ihren Pomp die Augen des Pöbels blendete, und die Wünſche der Königin noch mehr reizte, negotiirte Karl bey den Hanſeeſtädten ein Anleihen von einer Million und zweimal hunderttauſend Thalern. So viel hatte Gardiner ungefähr gebraucht, um den Widerſpruch zu entkräften, der ſich anfangs ſo keck in den Weg geſtellt

hatte. Um das Anleihen mehr zu befördern, machte er es nur auf ein Jahr, und erklärte geradezu, dieſe Geldſumme ſey beſtimmt, die Verheirathung ſeines Sohnes zu befördern, und damit einen intriguanten Miniſter und ein feiles Parlament zu erkaufen. Die Engländer ſollten alles mit Wucher wieder bezahlen.

Während dieſer Zeit hatte die Verſammlung der Geiſtlichen ein Schauſpiel gegeben, das nicht minder ungereimt und lächerlich, als ungerecht und gewaltthätig ausfiel. Bey der Wahl der Deputirten in der Convention der Geiſtlichkeit, war man mit eben ſo viel Behutſamkeit und Kunſt zu Werke gegangen, als bey der Wahl des Parlaments. Ueberall waren die Freunde der Reformation durch Liſt und Gewalt von den Wahlen zurückgehalten. Wiewohl Gardiner und ſeine Genoſſen dadurch auch ihre Abſicht in ſo fern erreicht hatten, daß die Beſchlüſſe, durch eine überwiegende Majorität, zu Gunſten der Wiederherſtellung des Katholicismus abgefaßt wurden; ſo hatten ſie doch nicht zu verhindern vermogt,

daß ſich nicht einige Freunde der Proteſtanten mit in die Verſammlung eingeſchlichen hätten. Gar bald entdeckte man als ſolche ſechs Mitglieder, welche auch gleich nach der Beſtätigung des Parlamentsſchluſſes hervortraten, und förmlich gegen denſelben proteſtirten. Sie griffen die darin erneuerten alten Glaubenslehren, insbeſondere die Vorſtellung vom Abendmahl nachdrücklich an, und vermaſſen ſich, in einer förmlichen Diſputation, gegen die ganze Verſammlung die Unrichtigkeit derſelben zu beweiſen. Die Verſammlung trug kein Bedenken, dieſe kühne Auffoderung anzunehmen, und ſo ward ein Tag zu dieſer Unterredung angeſetzt.

Beide Parteien rüſteten ſich. Der Tag der Diſputation erſchien; beide ſo ungleiche Parteien der Kämpfer ſtanden gegen einander, und man wartete nur darauf, daß der Vorſitzer das Zeichen zum Angriff geben ſollte. Itzt bey dem Anblick der nahen Gefahr, entfiel dreien von den ſechs Auffoderern der Muth, und ſie ergaben ſich auf Gnade und Ungnade an den Feind. Die drey andern aber wurden durch die Bundbrüchigkeit dieſer feigherzigen Ueberläufer nur noch mehr er-

bittert, und durch die Erbitterung in ihrem Muthe und in ihrer Standhaftigkeit unterſtützt. — Der Streit erhob ſich, und die drey muthigen Kämpfer ſchwangen ihre dialektiſchen Waffen mit ſo ungewöhnlicher Fertigkeit und Kraft, daß es allerdings das Anſehen hatte, als würden ſie ſich auch gegen dieſe ungeheure Uebermacht nicht nur vertheidigen, ſondern vielleicht gar ihrer noch endlich Meiſter werden können. Jene indeſſen, auf keine Weiſe geneigt, den Ausgang dieſes Streits auch nur eine Minute lang zweifelhaft zu laſſen, begnügten ſich nicht blos an der Uebermacht, welche ihnen die ganz unverhältnißmäßige Anzahl der Streiter gab, ſondern ſie bedienten ſich auch ganz anderer, weit ſicherer Waffen. Statt daß dieſe ſich des Schwerts der Gründe und Schlüſſe, und zwar ganz genau nach den Regeln der logiſchen Fechtſchule, bedienten; ergriffen jene die Keulen und Streitäxte der Schimpfreden, Beleidigungen, Drohungen — und arbeiteten mit denſelben nach vereinigten Kräften beſtändig von oben nieder. So oft Einer dieſer muthigen drey Männer ſeine Stimme erhob, um eine Schlußfolge vorzutragen, ſo erſcholl ein fürchterlicher Einklang mehrerer hundert Stim-

men, um ſeine Schlüſſe und Gründe, ſo wie ſeine Stimme, durch ein pöbelhaftes Gebrüll zu erſtik-ken. Wenn ein Anderer einen Beweis foderte, ſo ſtürmten ihm die wüthendſten Schwüre und betheuernden Flüche entgegen, daß man ihm durch den Scheiterhaufen den Beweis, welchen er verlange, zu geben gedenke. Auf dieſe Weiſe wurden eben die Mittel, welche in einer erlauch-ten Volksverſammlung unſerer Zeit ſo oft gebraucht werden, um einem Redner den Muth zum Be-ginnen oder Vollenden ſeines Vortrags zu beneh-men, auch von jener ehrwürdigen Verſamm-lung mit einer Geſchicklichkeit und Kraft ange-wandt, welche noch heute den ſo ſehr geübten Patrioten vom Berge Ehre machen würde. Auch hier ein Beweis, daß nichts Neues unter der Sonne ſich ereigne.

Sicher hat der Abbe' Maury, dieſer große Vertheidiger der Pfafferey und des Papſtthums in der erſten Nationalverſammlung der Franken, nicht mehr Standhaftigkeit und Geiſtesgegenwart bewieſen, als jene Vertheidiger der Reformation und des Proteſtantismus. Feſt und unerſchüt-terlich, wie ein einzelner Leuchtthurm gegen die

ſtürmenden Meereswogen, ſtanden dieſe drey Männer drey Tage lang hinter einander ſtandhaft gegen die rohe ungeſittete Schaar ihrer Gegner. So oft eine Pauſe zwiſchen das wilde Geſchrey derſelben eintrat, oder ſo oft es auch nur etwas mäßiger erſcholl, erhoben ſie ihre Stimme, und verſuchten es ſogar einigemal, ſich ſelbſt mitten durch jenes ungeſtüme Getöſe hindurch hörbar zu machen. Gegen das Ende der dritten Sitzung war es ihnen endlich gelungen, für ſich und ihre Gründe ſogar einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Aufs neue hiedurch geſtärkt und ermuntert, drangen ſie nun mit allem Nachdruck darauf, ihre Gründe zu prüfen. Vor allen Dingen beriefen ſie ſich auf das Wort Gottes, und behaupteten, daß dieß entſchieden auf ihrer Seite ſey. —

Aber gerade itzt, da ſie recht viel gewonnen zu haben glaubten, und ſo gar wieder Hoffnung zu einem endlichen Siege faßten, ſchlug ſie die ſchwere Hand des Präſidenten mit einem allgewaltigen Schlage plötzlich zu Boden. Mit fürchterlicher Stimme rief er: »You have the Word, but we have the Sword!« darauf befahl er den drey Streitern, die Verſammlung zu verlaſſen, und

und ſie nie wieder zu beſuchen. Die Proteſtanten ſahen ſich genöthigt, der Gewalt zu weichen; und nun ſchrieen die Katholiken: Sieg! und machten überall bekannt, ſie hätten die ketzeriſchen Meinungen ihrer Gegner widerlegt, und ſie alſo im redlichen Kampfe überwunden. Am Tage darauf ſaßen die drey Märtyrer für die gute Sache als widerſpänſtige Ketzer in den Kerkern des Towers.

Weil die Nation die Heirathsverbindung mit Don Philipp als bey Seite gelegt angeſehen hatte, wurde ſie nun durch die öffentliche Anzeige derſelben noch ſtärker aufgeregt. Die Ueberraſchung hatte eine Wirkung, welche der von Gardiner erwarteten geradezu entgegen lief. Wenn man ſich vorher ſchon vor dem ſpaniſchen Deſpotismus gefürchtet hatte; ſo veranlaßte dieſe, im Verborgenen geſchmiedete, Verbindung nun auch noch eine gerechte Furcht vor der ſpaniſchen Intrigue. Der Furcht vor Gewalt blieb noch allenfalls die Beruhigung, daß ſich Gewalt durch Gewalt vertreiben laſſe. Macht aber die Liſt mit der Gewalt gemeinſchaftliche Sache, ſo iſt der, auf deſ-

ſen Unterdrückung es angeſehen war, ohne Rettung in der Hand des Mächtigern. Die Art, wie der Miniſter das, was er itzt die Einwilligung der Nation nannte, erlangt hatte, galt anſtatt aller Beweiſe. Und worin beſtand dieſe Einwilligung? — In der Unterſchrift einiger hundert beſtochener Fürſtenſklaven, vielleicht dem Auswurfe der Nation; — die Nation durch alle Stände, durch alle Sekten, war erklärt dagegen. Mit ſeinem Papier in der Hand, trat Gardiner in den Staatsrath, und verkündete, daß die Nation unter den bewilligten Verbindungen mit dieſer Verbindung vollkommen zufrieden ſey. Die Räthe gaben der Königin eine ähnliche Verſicherung, und dennoch wußte ein Jeder, daß die Stimme der Unzufriedenheit in den entfernteſten Theilen des Reiches ſo gut, wie an den Mauern des königlichen Palaſtes, nur mehr oder weniger laut und verſtändlich wiederhallte.

Gardiner'n war dieß eben ſo wenig unbekannt; allein da er das Parlament und die vornehmſten vom Adel auf ſeiner Seite hatte, ſo hielt er es keines beſondern Augenmerks werth. Er glaubte, dieſe Gährung würde, wie es gewöhnlich ge-

ſchieht, zuletzt wieder durch ſich ſelbſt in Ruhe übergehn. Bald aber belehrte ihn die Folge, daß er, bey aller ſeiner eingebildeten und wirklichen politiſchen Weisheit, dennoch abermals hier einen ſchlimmen Rechnungsfehler begangen habe. Indem er ſein Augenmerk einſeitig auf ſeine Plane richtete, und dabey feſt hielt, bemerkte er nicht, wie in dem gährenden Chaos der Unzufriedenheit nach und nach Sonderung und Zuſammenſetzung ſich ereigneten; wie ſich aus zerſtreuten Theilen Körper bildeten, welche gar bald innere Conſiſtenz und äußere Feſtigkeit und Widerſtrebkraft erhielten.

Sorgfältiger und nicht ohne neuerregte Hoffnungen beobachtete dieß Eliſabeth. Haß iſt, wie die Liebe, Schöpferin ganz ungewöhnlicher und bis dahin nie bemerkter Talente und Fähigkeiten. Seit jenem unglücklichen Zeitpunkte, welcher Marien das Uebergewicht der Reize ihrer Schweſter ſo ſtark empfinden ließ, mußte dieſe nun in einer endloſen Reihe von Kränkungen das Uebergewicht der Gewalt der beleidigten Königin empfinden. Maria zeigte dabey eine Erfindungskraft, welche ihr niemand zugetraut hatte, und eine Thätigkeit,

welche durch weiter nichts in ihr zu erwecken war.

Dieß fortwährende, im höchſten Grade verächtliche und feindſelige Betragen der Königin gegen ihre Schweſter wirkte nun auch ganz natürlich auf den größten Theil der Hofleute, ſelbſt bis zu den Domeſtiken herunter. Wer ſich bey der Königin in Gunſt ſetzen wollte — und welcher Höfling will das nicht! — ſuchte ſich ein Verdienſt dadurch zu erwerben, daß er die Prinzeſſin Eliſabeth mit Geringſchätzung behandelte; wenigſtens dann, wann es die Königin bemerken konnte.

So kränkend dieß für das empfindliche und nichts weniger als anſpruchloſe Gemüth Eliſabeths ſeyn mußte; ſo fehlte es ihr denn doch auch nicht ganz an einem Erſatz, der für die meiſten weiblichen Gemüther, und ganz beſonders auch für das ihrige, von vorzüglichem Gewicht ſeyn mußte. Eliſabeth war damals in der Blüthe ihrer Jugend, und gewiß, in manchem Betracht, ſehr reizend. Zwar würde ſie ein Kennerauge nicht für ſchön haben gelten laſſen. Allein was ihrer Bildung an Vollkommenheit abgieng, ward reich-

lich durch eine lebhafte Geſichtsfarbe und durch ein vorzügliches Intereſſe ihrer Züge erſetzt. Das glänzende Feuer ihres Blicks, der Ausdruck ihres lebhaften Geiſtes in allen Minen und Gebärden, ihr ſchöner edler Anſtand, verbunden mit einer ſtillen, beſcheidenen Anmuth in ihrem ganzen Betragen, riſſen unwiderſtehlich die Aufmerkſamkeit und die Huldigungen derer an ſich, deren Herzen durch die Hofluft noch nicht ganz ausgedorrt waren. Ueber alles dieſes verbreitete nun die ſanfte Heiterkeit eines ſtill genährten und ſorgfältig verborgenen Leidens jenes reizende Helldunkel, was eine unwillkührliche Rührung bewirkt, und ſanft, aber unwiderſtehlicher als irgend etwas, zum edeln Mitleiden fortzieht.

Daher hatte nun Eliſabeth faſt eben ſo viel Anbeter, als junge, feurige Ritter am Hofe erſchienen. Jeder Fremde, jeder, der nicht bey Hofe ſein Glück machen wollte, brachte ihr ſeine Huldigung eben ſo ämſig, als die übrigen Schranzen befliſſen waren, ihr die befohlene Geringſchätzung empfinden zu laſſen. Dabey blieb der Graf von Devonſhire ihr erklärter Verehrer, und ihr im Stillen vor Allen begünſtigter Liebling.

Dieß konnte nun Mariens beobachtendem Blicke wohl nicht entgehen, und wenn es ihr entgangen wäre, ſo würde man nicht unterlaſſen haben, ſie darauf aufmerkſam zu machen. Neid und Eiferſucht wurden dadurch unaufhörlich und ſtets heftiger gereizt. Jeder freundliche Blick, der Eliſabeth traf, war ein Dolchſtich für ſie, und wiewohl ſie Courtney'n itzt herzlich haßte, ſo konnte ſie es doch nicht ertragen, daß er fortfuhr Eliſabeth zu lieben. Vermehrte dieß die Summe der Kränkungen, welche Eliſabeth erfahren mußte, ſo verſchönerten eben dieſe Kränkungen auch wieder den Triumph, welchen dieſe Zurückgeſtoßene, Unterdrückte, über ihre Schweſter, die uneingeſchränkte Königin, davon trug. Dieß Bewußtſeyn wirkte ſo ſtark und ſichtlich in das Betragen der Prinzeſſin, daß Marien in den meiſten Fällen der Genuß der Rache, und mit dieſem der Erſatz deſſen, was ihr Eliſabeth geraubt hatte und, ohne daß ſie es hindern konnte, noch täglich raubte, entzogen wurde. — Eliſabeth ertrug alles mit dem Gleichmuth, den das Gefühl, über dieſe Beleidigungen erhaben zu ſeyn, gewährt, und beantwortete die bitterſten und heftigſten Ausbrüche der übeln Laune Mariens nie anders, als mit ei-

nem ſanften Lächeln, welches denn freilich nicht ſelten zum Verräther ihres innern Triumphs wurde. Sie fügte ſich ſo vollkommen in das unbequeme Verhältniß, in welches ſie Maria täglich mehr einzuklemmen ſuchte, daß jeder Beobachter, bey der Vergleichung des äußern Betragens der beiden Schweſtern, entſchieden haben würde: die Quälerin ſey eigentlich die Gequälte.

Einige Monate war dieß wechſelſeitige Betragen ſo fortgeſetzt, als Maria endlich ermüdete, und Eliſabeth dadurch eine Veranlaſſung mehr zu einem Triumphe über ihre Feindin einräumte. Die Beharrlichkeit der Eliſabeth hatte ſie freilich Marien nur noch verhaßter gemacht; die Vorſichtigkeit derſelben ſie aber zugleich jedem ſcheinbar rechtmäßigen Angriffe entzogen. Gardiner, der Eliſabeth noch von Alters her haßte, behauptete zwar ſteif und feſt: Eliſabeth ſey eine heimliche Proteſtantin. Allein ſo unabläſſig er ihr auch auflauerte, ſo konnte er doch keinen Beweis für dieſe Behauptung ertappen. Eliſabeth hörte die Meſſe ſo andächtig, fügte ſich, bis in die kleinſten Cärimonien, nach der jetzigen Glaubensnorm: Uebrigens vermied ſie alle Geſpräche über Reli-

gionsgegenſtände, unter dem Vorwande, daß es ihr, als einem ungelehrten Mädchen, nicht zukomme, über Dinge zu urtheilen, welche nur gelehrte Prieſter beurtheilen könnten.

Wir haben wohl eher die Bemerkung gehört, daß kein empfindlicherer Verdruß denkbar ſey, als der, welchen bösartige Gemüther empfinden, wenn es ihnen an Gelegenheit fehlt, dem Gegenſtande ihres Haſſes zu ſchaden. Eliſabeths Geſellſchaft würde Marien unentbehrlich geweſen ſeyn, wenn ſie Befriedigung ihres Haſſes und ihrer Rachſucht in derſelben gefunden hätte. Sie wurde ihr unausſtehlich, da ſie dieſe nicht, wenigſtens nicht nach der Ausdehnung ihrer Begierden, fand. Dieſer aufs höchſte geſtiegene Haß mußte nun wieder wohlthätig für Eliſabeth werden. Sie erhielt (aller Vorſtellung Gardiners, der ſie gern unter Augen behalten wollte, unerachtet) die Erlaubniß, ſich vom Hofe zu entfernen, und auf ein Landhaus einige Meilen von London zu begeben.

Freilich würde Eliſabeth ſich ſehr betrogen gefunden haben, wenn ſie erwartet hätte, hier ganz unabhängig und ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben,

Maria konnte nur ihren Anblick nicht ertragen; deshalb aber hatte ſie noch gar nicht die Abſicht, ſie ganz in Ruhe zu laſſen. Ob es ihr gleich unerträglich geweſen war, zu ſehen, daß Eliſabeth die ſchönſten und edelſten Jünglinge des Hofes unter ihren zahlreichen Verehrern zählte; ſo plagte ſie itzt die Neugier faſt eben ſo ſehr, da ſie es nicht mehr ſah. Sie forſchte unaufhörlich, ließ ſie unaufhörlich beobachten. Sie mußte von jedem Tritt und Schritte derſelben unterrichtet ſeyn, und ließ ſie daher überall mit Spionen umgeben. Gardiner ermunterte und unterſtützte ſie hierin treulich. Er hoffte noch immer, die längſt gewünſchte Gelegenheit zu finden, um ſie unter dem Schein des Rechts einſperren, oder gar für immer aus dem Wege räumen zu können. Gleich unſichtbaren Dämonen, fuhren Beide nun mit vereinter Aemſigkeit fort, die arme Eliſabeth zu plagen. In manchem Betracht glückte es ihnen itzt noch beſſer, als vor der Entfernung der Prinzeſſin. Damals konnte ſie noch manche Kränkung vorausſehen und ihr ausweichen, was ſie itzt nicht konnte, da die, von welchen ſie ausgiengen, aus der Ferne und Unſichtbarkeit wirkten.

Eliſabeth empfand freilich auch das Unbequeme dieſer Lage gar ſehr; allein ihre Geſchmeidigkeit und Verſchlagenheit verließen ſie auch itzt nicht, und ſetzten ſie in den Stand, die Neugier des Neides ſo gut als die Beobachtung des Argwohns hinters Licht zu führen. Sie wußte nicht nur ihre Domeſtiken ſich treu zu erhalten, ſondern auch ſelbſt, ohne daß ſie die Abſicht zu haben ſchien, bezahlte Spionen zu gewinnen; wiewohl ſie zum Beſtechen nichts als ihr einnehmendes Betragen anwenden konnte. Daher war es ihr nicht nur möglich, ihre Verbindung mit dem Grafen von Devonſhire ungeſtört in der größten Innigkeit fortzuſetzen, ſondern ſie fand auch Gelegenheit, manchen andern jungen Edelmann durch die Künſte einer feinen Kokettterie an ſich zu ziehen und ſich ergeben zu erhalten.

Wirklich hätte Eliſabeth das durchaus gute, hülfloſe, blos leidende Geſchöpf ſeyn müſſen, was ſie zu ſeyn ſchien, wenn, durch die unabläſſigen Verfolgungen ihrer Schweſter, nicht auch ihr Haß gegen jene verſtärkt und ihr Herz mit dem Triebe, Böſes mit Böſem zu vergelten, erfüllt wäre. Nur die Hoffnung, über kurz oder lang Gelegenheit

ſolchen Revolution, wenn ſie auch nur den entfernteſten Antheil daran genommen, ſie dann gänzlich ihren Feinden in die Hände liefern, und ihren Untergang rettungslos nach ſich ziehen könne.

Auf dieſe Weiſe waren ihre Empfindungen und ihre Einſicht einige Zeit in einem heftigen Streite, ehe ſie es wagte, auch nur von fern irgend Jemanden etwas davon ahnen zu laſſen. Courtney'n hätte ſie zwar trauen können; allein ſie kannte ſeinen Abſcheu gegen alles Heimliche und Unrechtmäßige. Unterſtützung durfte ſie von ihm nicht erwarten; wohl aber Einwendungen, und wohl gar Vorwürfe. — Dennoch wuchſen mit der Unzufriedenheit der Nation auch ihre Wünſche, und fingen an ihre perſönlichen Beſorgniſſe zu mindern, unterdrückten ſie zuweilen auch wohl in Stundenlangen Zwiſchenzeiten ganz. In dieſen lief ſie dann in Gedanken die ganze Reihe ihrer Verehrer durch, ob nicht vielleicht Einer oder der Andere ihren Wünſchen und Abſichten entſpräche. —

Endlich verweilte ſie bey einem jungen Ritter, Peter Carev, dem ſie Unternehmungs-

geiſt, Muth und Klugheit zutrauete; der eine gränzenloſe Anhänglichkeit für ſie hegte, und deſſen vorzügliche Vermögensumſtände und weitläufige Verbindungen in verſchiedenen Provinzen ihr bekannt waren.

Ritter Peter Carev war ein junger Mann, von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber einer lebhaften feurigen Phantaſie und eben ſo viel perſönlicher Tapferkeit als ungemeſſenen Anſprüchen des Ehrgeizes. Dabey aber fehlte es ihm gänzlich an Kälte und Erfahrung, ſo wie am feſten und ausdauernden Muthe. Er konnte ſich in eine Gefahr hineinſtürzen, und ſich, wenn es möglich war, mit Gewalt durch ſie hindurch arbeiten. Aber wenn es darauf ankam, einen ſchnellen Rath, in einer dringenden Verlegenheit, zu erſinnen, oder Hülfsmittel in Widerwärtigkeiten zu erfinden; ſo ſtand er plötzlich hülflos und unentſchloſſen da, und verlor den entſcheidenden Augenblick. Uebrigens war er bieder, ein Sklave ſeines Worts, treu und verſchwiegen. Er würde ſich ohne Bedenken lieber ſelbſt aufgeopfert, als einen Andern durch Verrath oder Wortbrüchigkeit ins Elends geſtürzt haben, um ſich zu retten. Schon

er darüber nachdachte. Da Carev erklärte, daß er von ihm ganz eigentlich Plan und Anſchläge zur Ausführung erwarte; ſo fing nun ſeine Eitelkeit an, die Sache als die ihrige zu betrachten. Mit dieſer Hand in Hand trat der Ehrgeiz hervor, und zeigte ihm, wie er beſtimmt ſey, Eliſabeth auf den Thron zu ſetzen, und ſodann unmittelbar neben dem Throne, auf der höchſten Stufe, Platz zu nehmen.

Sir Thomas bedurfte einiger Tage, um mit ſeinem Entſchluß dahin zu kommen, wohin Carev in einigen Minuten gekommen war. Aber eben dadurch verband ſich dieſe Idee mit ſeinem Verſtande eben ſo feſt, als ſie ſich in ſeiner Einbildungskraft eindruckte. Er ſagte nun einige Tage hinter einander ſeinem ungeduldigen Freunde, mit einer vielbedeutenden und geheimnißvollen Mine, daß er bald mit ſeinem Plane auf dem Reinen ſey; — endlich trat er auch wirklich, nach wiederholten Auffoderungen von Seiten Carevs, mit demſelben hervor.

Der Plan, den Wiat für ſeine eigene Schöpfung hielt, war eigentlich das Werk ſeines Kapelans Huper, der heimlich ein eifriger Prote-

ſtant war, wiewohl er ohne Bedenken ſeine Function, dem Ritter, der übrigens nicht zu den eifrigen Katholiken gehörte, täglich die Meſſe zu leſen, getreulich erfüllte, und von dieſem für einen guten Katholiken gehalten wurde. Huper war ein Mann von mannichfaltigen Kenntniſſen und vieler Gewandheit des Geiſtes und Verſchlagenheit. Er verſtand es meiſterhaft, die Eitelkeit ſeines Gönners zu lenken, und hatte auch den größten Antheil an dem Entſchluſſe des Ritters, ſich nebſt ſeinem Freunde an die Spitze dieſer gefahrvollen Unternehmung zu ſtellen. Da aber Klugheit mit dieſem auf eine ſeltene Weiſe vereinigt war; ſo glaubte er, nur die ſorgfältigſte Vorbereitung und behutſamſte Wahl des richtigen Zeitpunktes könne einen glücklichen Ausgang ſichern. Dieſer Zeitpunkt, glaubte er, würde dann eintreten, wann Philipp zu ſeiner Vermählung nach England käme. Auch dieſe Idee wußte er Wiat unvermerkt mitzutheilen, daß dieſer ſie Carev als die ſeinige mittheilte, und ihm als die beſte und ſicherſte Maaßregel anpries. Carevs ungeduldige Wünſche machten zwar viele und ſtarke Einwendungen gegen dieſe Zögerung; allein Wiat verſicherte, daß er ſich ſogleich von der ganzen

Unternehmung losſage, wenn Carev nur noch eine einzige Einwendung dagegen mache; — und ſo mußte er ſich, für itzt wenigſtens, unterwerfen.

Indeſſen verſäumte man nichts, was zur Vorbereitung auf jenen entſcheidenden Zeitpunkt dienen konnte. Bey der allgemeinen Stimmung der Gemüther koſtete es wenig Mühe, eine ziemlich ausgedehnte Verbindung zuſammenzubringen. Iſt doch in ſolchen Fällen meiſtens nur erfoderlich, daß ein entſchloſſener Mann hervortritt, um den ſchwankenden Entſchließungen mehrerer Tauſende in einem Augenblicke Conſiſtenz und ſelbſt auf die Dauer Feſtigkeit zu geben.

Nachdem dieß in dieſer und den angränzenden Provinzen in die erfoderliche Ordnung gebracht war; dachte man nun auch darauf, auch in London die Unzufriednen zu ſammeln, und mit in ihre Verbindung zu ziehen. Huper leitete Sir Thomas auf die Idee, daß es ein großer Gewinn ſeyn würde, wenn ſie den Herzog von Suffolk mit ſich vereinigen könnten. Seine Reichthümer, ſeine Familienverbindungen, ſeine Beſitzungen in mehrern Provinzen, gewährten ihrer Wirk-

ſamkeit ein weites Feld. Er aber würde auch unſtreitig als das Haupt angeſehen werden, und die größte Gefahr laufen, dafern der Anſchlag mißlingen ſollte. Wenn er ſich nun überdem noch, wie es wahrſcheinlich ſey, bemühen ſollte, ſeine Tochter wieder auf den Thron zu ſetzen; ſo könnten ſie ihre Abſicht hinter jener verſtecken, und ſich durch ſeine Aufopferung retten.

Huper kannte den Herzog perſönlich, daher wurde er mit dieſem Auftrage nach London abgeſandt. Es begleitete ihn ein junger Edelmann, Ritter Harper. Dieſer übernahm es, bey Hofe und in der Stadt, wo er viele Verbindungen hatte, unter der Hand für ihre Verbindung zu werben.

Einem ſo verſchlagenen Kopfe, als Huper, konnte es nicht ſchwer werden, den Herzog von Suffolk dahin zu bringen, wohin er ihn wünſchte. Er zeigte ihm nach und nach die Gefahr, worin ſeine Tochter noch immer ſchwebte; die Verachtung und die unbequeme Lage, in welcher er ſich ſelbſt befand; erweckte ſeinen alten Ehrgeiz aus dem Schlummer, und erfüllte ſeine Leichtgläubigkeit mit einer Menge von fabelhaften Erzählungen von der zahlloſen Partey, welche ſeine

mins zu bewegen, fand aber beſtändig denſelben unüberwindlichen Widerſtand. Itzt hatte eine nähere Verbindung die Rolle und den Schauplatz eines jeden noch genauer beſtimmt. Carew ſollte in Cornwales zurückbleiben, Sir Thomas hingegen ſich nach Kent begeben. Harper, der in London ſchon mit Glück wirkſam geweſen war, blieb daſelbſt zurück, und der Herzog von Suffolk ſollte in der Grafſchaft Warwick den Wirkungskreis benutzen, welchen ihm ſeine weitläufigen Beſitzungen in derſelben eröffneten.

Nachdem, dieſem Beſchluſſe zufolge, Sir Thomas an ſeinen Beſtimmungsort abgegangen war, blieb ſich nun Carew, mit ſeiner immer wachſenden Ungeduld, ganz allein überlaſſen. Seine erhitzte Einbildungskraft hatte längſt den Gründen für die Verzögerung ihres Unternehmens die Kraft geraubt, welche ſie bey dem erſten Anblick für ihn gehabt hatten. Je mehr er itzt darüber dachte, deſto zweideutiger ward das Licht, in welchem ihm Wiats Betragen erſchien.

Wenn das Mißtrauen erſt einen Fingerbreit gewonnen hat, wie ſchnell erweitert es dann ſeine Beſitzungen! Carew fand bald mehrere triftige

Gründe, warum er Wiat für einen Verräther hielt, und ihm nun gar die Abſicht zutrauete, daß er ſich nach der Grafſchaft Kent begeben habe, um ſich eine eigene Partey anzuwerben, die er wohl gar gegen ihn ſelbſt zu gebrauchen dächte. — Dieſem mußte er zuvorkommen: er überſah ſeine Verbindung, und da ihm die Einbildungskraft und die Begierde ihre Vergrößerungsgläſer vorhielten, ſo ſchien ſie ihm groß, groß genug, etwas zu unternehmen, ehe ſein eingebildeter Gegner Wiat Zeit gewinnen könne, ſich gegen ihn zu rüſten. Ueberzeugt, daß er nur ſich erklären dürfe, um alle Proteſtanten unter ſeiner Fahne zu haben, entſchloß er ſich, einen entſcheidenden Schritt zu wagen, und führte auch auf der Stelle dieſe Entſchließung aus.

Dieſe Ausführung beſtand in unvorſichtigen Erklärungen gegen Perſonen, die er für treue Anhänger des Bündniſſes hielt, und von denen er mit Zuverſicht Beitritt und Unterſtützung erwartete. Wie erſtaunte er aber, als er hier überall Bedenklichkeit und Unentſchloſſenheit, überall den Einwurf fand, daß der verabredete Zeitpunkt noch nicht da ſey; als er hörte, daß allerley Ge-

in den Hafen, traf glücklich ein ſegelfertiges Schiff, und landete ohne Hinderniß in Frankreich, allein von ſeinem Mißmuthe und ſeiner hoffnungsloſen Liebe begleitet.

Seine Flucht vermehrte das Aufſehen, was dieſe Begebenheit machte. Von Eliſabeths Herzen wälzte ſich zwar ein Stein, als ſie hörte, daß er glücklich entkommen ſey; allein eine neue Unruhe, wiewohl auch nicht ganz ohne Hoffnung, ergriff ſie, als ſie erfuhr, was für weitere Folgen dieß Ereigniß nach ſich zog. Sir Thomas, der itzt fürchtete, die Entdeckung der Abſichten Carevs könnte auch für ihn gefährlich werden, änderte nun ſeinen Plan, und beſchloß, itzt gleich zu wagen, was ſonſt vielleicht ganz veteitelt werden dürfte. Er zog ſeinen beträchtlichen, beſſer vorbereiteten, Anhang zuſammen; erklärte: daß er weiter nichts zur Abſicht habe, als die Rettung Englands von der Gefahr, an den Kaiſer verkauft zu werden, und fand, indem er vorrückte, täglich zahlreichern Zulauf, und alſo auch täglich mehr Grund zu ſichern Erwartungen.

Indeſſen war die doppelte Nachricht von Carevs Flucht und Wiats Aufſtande nach London er-

ſchollen, und auch zu den Ohren des Herzogs von Suffolk gediehen. Das böſe Gewiſſen erwachte und erregte in ihm die Befürchtung, daß auch ſein Antheil an der Empörung itzt an den Tag kommen werde. Was ſein geleiſteter Eid ihm kaum abgedrungen haben würde, zwang ihm itzt die Furcht ab. Um nicht in London über eine ſchwer zu beweiſende Schuld zur Verantwortung gezogen zu werden, verließ er London, und erklärte dieſe Schuld öffentlich durch ſeine thätigen Bemühungen, den Aufruhr zu befördern. Von ſeinen Brüdern und dreihundert Reiſigen begleitet, kam er in der Grafſchaft Warwick an, und ließ, allein von ſeiner Unbeſonnenheit geleitet, überall in den Dörfern, kleinern und größern Städten, welche er berührte, die Lady Johanna zur Königin ausrufen. Dieſe Abſicht, ſo ernſtlich er ſie auch anfangs gefaßt haben mogte, gab er jedoch bald auf. Das Herzklopfen, was er bey dieſer Cärimonie nie ganz unterdrücken konnte, wurde nach eben dem Verhältniſſe verſtärkt, als er weiter vorrückte, und mehr und mehr eine kaltſinnige Aufnahme fand, ſo oft dieſer Ausruf vor ihm hertönte. Er pflegte gewöhnlich erſt eine Auffoderung gegen die Verbindung mit Spanien

vorausgehen zu laſſen. Ward dieſe mit Beyfall aufgenommen, ſo wagte er dann wohl die zweite, zur Wiedereinſetzung ſeiner Tochter. Schon mehr als einmal hatte er die Kränkung gehabt, zu erfahren, daß dieſer letzte Antrag Mißfallen erregte, und die unerwartete Frage eines entſchloſſenen Sherifs zu Leiceſter benahm ihm für immer den Muth, ihn noch ferner zu wagen.

Auch in dieſer Stadt hatte der Herzog das Volk zuſammenberufen, und ſeinen Antrag, die Heirath Mariens betreffend, öffentlich gethan. Der Sherif war zugegen, und wandte ſich an den Herzog mit derjenigen edlen Freimüthigkeit, welche nie ihres Eindrucks verfehlt. »Ich habe das »Zutrauen zu Ew. Gnaden,« ſagte er, »daß Sie »dadurch der Königin Majeſtät nicht zu nahe tre»ten wollen.«

»Nein,« rief der Herzog, der durch dieſe Anrede beinahe völlig aus der Faſſung gebracht war, »nein, da ſey Gott für! Ich wollte dem, »welcher nur Mine machte, ihr einiges Leid zu»zufügen, ſelbſt dieſen Degen« (indem er mit Heftigkeit die Hand an das Gefäß deſſelben legte) »durch den Leib ſtoßen. Sie iſt die mildeſte, gü-

»tigſte Fürſtin, die jemals regiert hat; das hat »ſie an mir bewieſen — mein Leben ſteht ihr zu »Gebot, und ich will es gern zu ihren Füßen »legen.«

Auch hier hatte er eine ſo kalte Aufnahme gefunden, daß ſein Revolutionseifer dadurch noch mehr abgekühlt wurde. Er fing ſchon an zu wünſchen, daß er ſich nie mögte darauf eingelaſſen haben, als er die Nachricht erhielt: der Graf Huntingdon ſetze ihm mit einer beträchtlichen Schaar nach, und ſey kaum eine halbe Tagereiſe von Leiceſter entfernt.

Wir wiſſen, wie wenig es in dem Charakter des Herzogs lag, den Widerwärtigkeiten zu trozzen, und in ſeinem Geiſte und in ſeinem Muthe Hülfsmittel zu ſuchen, wenn die von Außenher nicht hinreichten. Der Erfolg ſeiner Auffoderungen hatte ſeinen Erwartungen ſo wenig entſprochen, daß ſein Anhang dadurch eher kleiner als größer geworden war. Er ſelbſt ſtand in keiner öffentlichen Achtung, überall trauete man ihm, auch da wo er ſich nicht geradezu äußerte, die Abſicht zu, daß er nur auf das Intereſſe ſeiner Tochter, alſo eigentlich auf das ſeinige Bedacht

»müßt Euer Glück anderwärts verſuchen! Geht »und ſorgt für Eure Sicherheit.«

Murrend über dieſe Feigherzigkeit, ſteckten die Reiſigen ihr Geld ein, und eilten einen Herrn zu verlaſſen, den ſie verachteten. Niemand blieb bey ihm, als ſein Bruder Lord John Gray, eben ſo ängſtlich und unentſchloſſen als er ſelbſt. Sie ſetzten ſich nieder, um zu berathſchlagen; allein dieſe Berathſchlagung wurde zu einer wechſelſeitigen Schilderung der Gefahr. Anſtatt ſich wechſelſeitig Muth zu machen, ſchreckte Einer den Andern nur noch mehr. Aus dieſen Schilderungen der Gefahr wurden Klagen, die Klagen giengen in Vorwürfe über, und dieſe veranlaßten einen förmlichen und heftigen Zank. — Endlich ermannte ſich die verſcheuchte Vernunft wieder etwas, man ſah ein, daß man nur unnütz Zeit verloren habe, und die Gefahr dadurch deſto dringender geworden war. Die Flucht war itzt nicht mehr zu wagen, indem die Nachricht einlief, daß Huntingdon die Gegend ſchon beſetzt habe.

Dieſe Nachricht brachte ein alter treuer Diener des Herzogs, der Aufſeher eines Parks, mit

Na-

und unſere Blicke durch Vorſtellungen des Wohl-
wollens und der Pflicht in der Nähe gefeſſelt
ſind; — wie leicht werden ſie vergeſſen, wenn
die Gefahr über unſerm Schädel ſchwebt, und die
Todesfurcht jede andere Empfindung und Idee
in dem Herzen unterdrückt! Der Graf von Hun-
tingdon langte zu Sheen an; er hatte ſichere
Kundſchaft, daß Suffolk ſich hier aufhalte; eben
ſo ward es ihm leicht aufzuſpüren, daß Underwoot
von dem Aufenthalte des Herzogs unterrichtet
ſey. Er ließ ihn vor ſich führen, und befahl ihm,
mit allem Nachdruck, den Uebermacht und Au-
torität gewähren kann, den Aufenthalt des Her-
zogs anzuzeigen. — Vergebens. Er verſuchte
alle Künſte der Ueberredung und Beſtechungen.
Allein auch dieß war vergebens. Er drohete ihm
endlich mit dem Tode, und machte ernſtliche An-
ſtalten, ſeine Drohungen zu erfüllen; — und
itzt verrieth der ſiebenzigjährige Greis ſeinen
Wohlthäter und geliebten Herrn; — aus Furcht
vor dem Tode! Suffolk und Lord Gray geriethen
in Huntingdons Gewalt, und wurden von ihm
nach London in den Tower geführt, um dort ih-
rem ſchon beſtimmten endlichen Schickſale entge-
gen zu harren.

nes ſtets wachſenden Heeres ein. Zorn und Angſt ergriffen die gepeinigte Maria wechſelsweiſe. In dem einen Augenblicke wollte ſie die Rebellen zerſchmettern; allein in dem andern fühlte ſie mit hülfloſer Angſt, daß es ihr an einer Kleinigkeit — an den Mitteln dazu gänzlich fehle. — Sie quälte Gardiner, daß er Hülfe ſchaffen ſolle; machte ihm Vorwürfe, wegen ſeiner Sorgloſigkeit, und nannte ihn dann wieder ihren Freund, ihre einzige Zuflucht, und lag ſtundenlang mit ihrem Beichtvater und ihren Hofdamen auf den Knieen, um in dem Gebete die Hülfe zu finden, welche ſie in ihrer königlichen Gewalt und der Klugheit ihres Miniſters vergebens ſuchte.

Allein auch dieß hielt Sir Thomas auf ſeinem Marſche nicht auf. So brünſtig ſie auch die Mutter Gottes und alle Heiligen, ohne Ausnahme, um ein Wunder angeflehet hatte; ſo laut auch die Seufzer und Bruſtſchläge ihres zahlreichen Hofſtaats in der Stunde der Mitternacht an den Wänden und an dem Gewölbe der ſchauerlich ſtillen Schloßkapelle wiederhallten, ſo rückte Wiat dennoch wohlgemuth täglich näher. Er war kaum noch eine Tagereiſe von London,

des Ausdrucks, Unterthanen, zu bedienen; wie der, welcher ſein Land und alles, was darin lebt und webt, als ſein erbliches, unbedingtes Eigenthum, von Kindheit an, betrachtet hat, und auch keiner andern Vorſtellung fähig iſt, doch itzt von einem Staate redet, deſſen Repräſentant er zu ſeyn die Ehre habe, ſich den erſten Staatsbürger, wohl gar Diener des Staats nennt, und alle ſeine Befehle in die Form eines liebreichen brüderlichen Raths an ſeine lieben, hochgeachteten Mitbürger einkleidet. Allein es iſt auch bekannt, daß dieß nichts weiter darſtellt, als die Geſchmeidigkeit der Liſt, welche itzt vor dem Stolze hertritt; nichts weiter zur Abſicht hat, als dem Sichergemachten die Schlinge wieder überzuwerfen. Wie ſchnell verſchwindet nicht das Schafskleid, ſobald der Wolf ſeine Kräfte wieder fühlt! —

Demüthig und freundlich traten die Geſandten der Königin, unter der Anführung eines Heroldes, zu Sir Thomas, und entboten ihm einen freundlichen und gnädigen Gruß von der Königin, und verlangten von ihm, in ihrem Namen, die Abſicht ſeines Zugs zu wiſſen. Sie unterließen nicht,

daß er ihre Feinde ihr, zur Rache und Vergeltung, in die Hände geben mögte.

Gardiner überließ ihr dieß gottſelige Geſchäft, ſo wie ſie ihm überlaſſen hatte, Rettungsmittel zu erſinnen. Auch hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Es kam alles darauf an, die Empörer von London zurückzuhalten; dahin richtete ſich auch ſein Nachſinnen, wiewohl lange vergebens.

Endlich fand die Menſchenkenntniß, was die Staatsklugheit nicht zu finden vermogte, ein Mittel, das wenigſtens eines Verſuchs werth zu ſeyn ſchien. Wären Londons Bürger gewonnen, ſo dürfte Wiat es nicht wagen, in London einzurücken. Wiewohl ihm dann freilich noch jede Provinz offen ſtand, ſo war doch die erſte Gefahr abgewandt, und die Zeit würde dann ſchon andere Hülfsmittel herbeiführen. Im höchſten Nothfall war ja auf ein Heer von dem Kaiſer zu rechnen. Nun war Gardiner'n freilich nicht entgangen, daß der größte Theil der Bürger Londons, als Proteſtanten, als freiheitliebende Männer, vieles gegen die itzige Regierung haben müßten; er wußte ſelbſt durch ſeine Spione, daß

hörern, welche den weitläufigen Saal anfüllte, gemacht hatte. Viele, die vorher ganz anders gegen ſie geſtimmt waren, empfanden eine gänzliche Verwandlung in ihren Geſinnungen für ſie, und diejenigen, welche ihr vorher ſchon ergeben geweſen, fühlten ſich bis zum Enthuſiasmus vom Eifer für ihre Erhaltung erwärmt. Der laute Zuruf: es lebe die Königin! ſchloß ſich unmittelbar an ihre Rede, und die Antwort des Lord Mayors athmete die lebhafteſten Erkenntlichkeitsgefühle, für das Vertrauen, was die Königin ihren treuergebenen Bürgern der Stadt London ſo eben zu bezeigen geruhte. »Er glaube im Namen aller Einwohner von London,« ſetzte er hinzu, »kühn verſprechen zu können, daß ein jeder bereit ſey, ſein Gut, Blut und Leben für ſie zu wagen, und ſich die Gelegenheit dieß zu beweiſen wünſche.«

Der Mayor hatte durch dieſe Aeußerungen auch in der That nicht nur ſeine Empfindung an den Tag gelegt, ſondern die, welche von dieſer Stunde an die allgemeine genannt werden konnten. Schnell verbreitete das Gerücht von dem Stadthauſe herab, was auf demſelben vorgegangen

ſeinen Weg nach London geradezu fortzuſetzen. Allein hier fand er die Brücke über die Themſe abgeworfen, und ſah ſich dadurch genöthigt, einen Umweg über Kingſton zu machen, der mehr als zehn engliſche Meilen betrug. Auch hier fand er bey ſeiner Ankunft die Brücke abgebrochen. Nach einer mühſamen Arbeit von mehrern Stunden, gelang es ihm indeſſen, ſie wieder ſo weit herzuſtellen, daß er hinüber gehen konnte. Nach dieſem für ſeine Abſichten ſo wichtigen Zeitverluſte kam er nun endlich wieder bey Weſtmünſter vor London an. Weil ſeine Armee Ruhe verlangte und Ruhe bedurfte, ſo legte er ſich in Hide-Park, um die Maaßregeln zu überlegen, welche nun zu ergreifen ſeyn würden.

Harper, der ſchon zu ahnen angefangen hatte, und durch einen Kundſchafter itzt die zuverläſſige Nachricht erhielt, daß ſich die Stimmung der Londoner ſehr geändert habe, rieth, in die Provinz zurück zu marſchiren, wo ſie leicht noch einen größern Anhang und Zeit zu ſicherern und entſcheidendern Maaßregeln finden würden. Dieſer Meinung waren die meiſten der übrigen Anführer, Wiat allein ausgenommen. Da er ſie

dern, nicht ferner einen fruchtloſen Widerſtand zu leiſten, und ſich und ſeine Schaar muthwillig aufzuopfern. Beſtürzung und Muthloſigkeit hatten ſich des heldenmüthigen Wiat's ſo ſehr bemächtigt, daß er auch nicht ein Wort erwiedern konnte. Er ergab ſich auf der Stelle in die Gefangenſchaft. Von ſeiner Schaar ergriff man ſo viel, als man in den Gefängniſſen beherbergen konnte, und zerſtreuete die übrigen, welche, froh über ihre Rettung, ihrer Heimath zueilten.

Triumphirend verließ nun Maria ihren Zufluchtsort, und das Gefühl des Stolzes, was dieſer Sieg erregte, unterdrückte bald das Gefühl der Demüthigung, durch welche ſie ihn hatte erkaufen müſſen. Doch nein, es erdrückte daſſelbe nicht, vielmehr gab es demſelben nur eine andere Form. In Rachbegierde verwandelt, tobte es ungeſtümer, als vorher, in der Bruſt der Königin. Nur Blut konnte es einigermaßen beruhigen, und Gardiner ſorgte, als Pfleger der Gerechtigkeit dafür, daß es ihr an Söhnopfern dieſer Art nicht fehlte.

Die Geſchichtſchreiber machen die Bemerkung, daß dieſer Aufſtand äußerſt gefährlich für Marien hätte werden können, wenn er mit mehr Klugheit wäre geleitet worden. Ich mögte hinzuſetzen, die meiſten Aufſtände ſind wenig gefährlich, eben weil ſie mehr durch Leidenſchaft, als durch Klugheit geleitet werden. Wenn auch die, ſo dieſelben entwerfen, Verſchlagenheit und Kälte genug beſitzen; ſo ſind doch die, welche ſie ausführen ſollen, größtentheils Männer, die mehr Phantaſie als Verſtand beſitzen, und alſo auch mehr von jener als von dieſem geleitet werden. Daher fehlt es an Plan und Ordnung, an Ueberlegung und Ruhe. Mit erhitztem Blut und ungeſtümen Kräftenaufwande rennen ſie ihrem Ziele zu, ohne etwas weiter zu bemerken, als dieß Ziel, und ohne ſich die Zeit zu nehmen, die Entfernung von dieſem Ziele zu berechnen. Sie ſtoßen um, was ihnen in den Weg kommt, zerſtören, was ſie aufhalten will. Aber was ſie nicht umſtoßen, nicht zerſtören können, das wird ſie und ihre Plane dann auch meiſtens zertrümmern; weil ſie mit ungeſtümer Heftigkeit dagegen rannten. Entkommen ſie aber auch dieſer Gefahr glücklich, ſo werden ſie doch ſicher früh oder ſpät den Fuß-

angeln und Fangeiſen nicht entgehen, welche die liſtige Schwäche der Staatskunſt ihnen überall in den Weg legt, und welche ſie, in der Beneblung ihres Kraftgefühls, nirgend oder nur ſelten bemerken. Iſt dieß nicht ohne Ausnahme wahr; ſo iſt es doch wenigſtens eine Regel, bey welcher mehr oder weniger Ausnahmen ſtattfinden. Vielleicht iſt dieß ein nicht unwichtiger Grund mehr, warum die ruhige Beurtheilung Aufſtand und gewaltſame Revolutionen nicht als zweckmäßige und heilſame Mittel zu Staatsverbeſſerungen empfehlen kann. Immerhin mag einmal Jemand durch ein Hazardſpiel zu Wohlſtand, vielleicht gar zu Reichthum gelangt ſeyn; wird man deshalb Hazardſpiele als ein Mittel empfehlen, ſich Wohlſtand und Reichthum zu verſchaffen? —

Dieß waren freilich nicht die Reflexionen, wozu dieſer Aufſtand der Königin und ihrem Miniſter Veranlaſſung gegeben hatte. Der Deſpotismus, der ſo eben mit genauer Noth einer ſolchen Gefahr entgangen iſt, hat keine andere Vorſtellung, als Rache und Vergeltung. Mariens und Gar-

diners Betragen berechtigen wenigſtens zu dieſer Bemerkung. Nicht nur die Anführer waren zum Tode beſtimmt; ſondern auch alle, welche mit ihnen in Verbindung, ſey es auch nur in leidentlichen Verbindungen, geſtanden hatten. Suffolk, zuerſt ergriffen, ſollte zuerſt büßen; und mit ihm fiel nun auch ſeiner Tochter und ihrem Gemahle das Todesloos. Sie wären ſeine Mitſchuldigen, bewies Gardiner ausführlich nach den Grundſätzen des weltlichen und geiſtlichen Criminalrechts; weil erwieſen war, daß ihr Vater ſie zu Coventry hatte als Königin ausrufen laſſen. Zwey Tage nach Wiat's Gefangennehmung wurde Johannen und ihrem Gemahl angedeutet, ſie ſollten ſich zum Tode bereit halten.

Bisher hatten die Freunde und Verehrer Johannens noch immer die Hoffnung gehegt, daß ihr Leben, wohl gar noch ihre Freiheit, gerettet werden könne. Ihr Todesurtheil war zwar längſt geſprochen, und die Vollziehung deſſelben eigentlich nur aufgeſchoben. Allein die Aeußerungen Mariens über ihre Verſchuldung, und die Beſ affenheit ihrer Haft, ſchienen die Hoffnung auf eine völlige Begnadigung täglich mehr zu rechtfertigen.

In der That hatte auch Maria bisher noch nicht ernſtlich darauf gedacht, das Urtheil Johannens zur Vollziehung zu bringen. Wollte man den Grund davon in einem Gefühle der Menſchlichkeit und einer wirklichen Ueberzeugung der Schuldloſigkeit der unglücklichen Johanna ſuchen, ſo würde man, wie ich fürchte, vergeblich ſuchen. Um Johannens Unſchuld zu erkennen, dazu gehörte Unparteilichkeit und Sinn für Recht und Billigkeit. Dieſe Eigenſchaften fanden ſich aber bey der Königin überhaupt ſehr wenig: durchaus aber nicht in Dingen, welche auf die Religionsform, die königliche Gewalt und ihre Perſon Beziehung hatten. Ohne Zweifel würde daher Johannens Blut längſt von einem Schafot herabgefloſſen ſeyn, wenn es ihrer Eitelkeit nicht ſchmeichelhafter geweſen wäre, ihre Gegenkönigin itzt in ihrer Gewalt zu halten. Konnte ſie doch dieſelbe in jedem Augenblicke, ſobald es ihr einfallen würde, auf das Blutgerüſte ſenden. War ſie hingerichtet, ſo hörte auch der Genuß ihrer Rache unmittelbar auf. Der Aufſchub ihrer Hinrichtung gewährte alſo auch zugleich eine Verlängerung jenes Genuſſes.

Nur hieraus kann man es ſich erklären, daß weder der Miniſter, noch die Herzogin von Suffolk, durch ihre entgegengeſetzten Anmahnungen und Bitten etwas Entſcheidendes zu bewirken im Stande waren. Wiederholendlich hatte ihr Gardiner vorgeſtellt, daß, ſo lange Johanna lebe, auch durch ſie, ſelbſt ohne ihr Wollen und Wiſſen, eine Partey unterhalten werde. Sie dürfte ſtets der Knoten ſeyn, durch welchen alle Unzufriedene, insbeſondere alle Proteſtanten mit einander verbunden blieben. Itzt wäre ſie ſowohl als ihr Gemahl an ſich freilich, durch ihr Alter und durch ihre anſpruchloſe Denkensart, unſchädlich; allein wer ſtehe dafür ein, daß ſie dieß auch in der Folge bliebe? Mit den Jahren würde auch das Gefühl ihrer itzigen Lage, durch die Erinnerung an das, was ſie geweſen ſey, peinigender werden. Was ihr und ihrem Gemahle, ſo lange ſie noch Kinder waren, leicht geworden ſey aufzuopfern, um ihr Leben zu retten, würde ihnen, in reiferm Alter, bey männlichen Einſichten und Trieben, als ein unſchätzbares Gut erſcheinen, deſſen Beſitz zu jeder Unternehmung, ſey ſie auch noch ſo gefährlich und mühſam, unaufhörlich auffodere und anreize. — Aus dieſen Gründen

dürfe die Königin ſchwerlich jemals daran denken, ruhig ſich ihrer Krone zu erfreuen, ſo lange dieſe Prätendentin noch am Leben, oder wohl gar in Freiheit ſey.

Wenn nun Maria dieſe Gründe ihres vertrauten Miniſters überlegte; ſo wagte dann gemeiniglich die Herzogin von Suffolk von einer andern Seite ganz entgegengeſetzte Vorſtellungen. Durch die gewöhnlichen Künſte der Heucheley und Schmeicheley war es der Herzogin gelungen, nicht nur die Königin von ihrer Unſchuld zu überzeugen, ſondern ſich auch in vorzügliche Gunſt bey ihr zu ſetzen. Es war ihr gelungen, die Schuld allein auf Northumberlands Schultern zu wälzen; den tyranniſchen Zwang, worin er ſie alle gehalten, anſchaulich darzuſtellen, und dadurch zugleich ihre Tochter zu rechtfertigen. Zwar wagte ſie dieß nicht geradezu, bat auch nicht geradezu um ihre Begnadigung; Klagen, Bejammerung ihres mütterlichen Schickſals, Thränen und Seufzer waren die Waffen, womit ſie das Herz der Königin anzugreifen ſuchte.

Dieſe Verſuche konnten nun freilich nur auf das Mitleiden wirken, und Mitleid kann nur erregt werden, wo ſich Anlage dazu findet. Daher war bey Marien wohl ſchwerlich zu erwarten, daß ſie dadurch zu einem begnadigenden Entſchluſſe beſtimmt werden ſollte. Um indeſſen die öftern Klagen, welche ihr läſtig wurden, zu mindern; ſo veranlaßte ſie durch allgemeine Aeußerungen eine Hoffnung, die ſie jedoch nicht zu erfüllen gedachte. Auch erlaubte ſie einige Erleichterungen in dem Zuſtande der Gefangenſchaft Johannens. Sie erhielt eine anſtändigere Wohnung und Bedienung, und durfte ſogar von Zeit zu Zeit in dem Garten des Towers die friſche Luft genießen, und ſich durch einen Spatziergang erheitern und ſtärken.

Alles dieß hatte jedoch auf Johannen wenig Wirkung gemacht. Sie zog nicht aus dieſer Erleichterung der Gegenwart die Hoffnungen für die Zukunft, welche ſich in einer andern Seele geregt haben würden. Ihre hochgeſpannte Phantaſie hatte, von dem Tage ihrer Entſetzung an, ſich ihre Hinrichtung als unvermeidlich gewiß vorgeſtellt, und ſich mit dieſer Idee nur allein

beſchäftigt. Ihr idealiſcher Tugendſinn fand in dieſer Art zu enden etwas Großes, und wußte es ihrer Eitelkeit mit jedem Tage auch reizender und angenehmer darzuſtellen. Das Bild des Sokrates ſchwebte ihr beſtändig vor, und ihre einzige Lektüre nebſt der Bibel war der Phädon. Wie Sokrates zu ſterben! — konnte etwas Reizenderes, etwas Größeres für eine Einbildungskraft, wie die ihrige, ſeyn? Da ſie nie heftige Leidenſchaften gehabt hatte, nie durch ihre Gefühle ſtark an irgend etwas angeknüpft, für etwas beſonders lebhaft intereſſirt war; ſo konnte auch ihre Liebe für ihren Gemahl ihr keinesweges hinderlich werden, und den Schwung ihrer Phantaſie aufhalten. Ihre Empfindung blieb daher beſtändig der Eitelkeit untergeordnet; ſchwieg, und zog ſich da allemal zurück, wo dieſe ſich zeigte und Anfoderungen machte.

Mit einer Art von Wolluſt hatte ſie daher täglich an das Blutgerüſte, und die unzählbare Menge von Menſchen, an die Rede, welche ſie halten, an das Mitleid, an die Bewunderung, welche ſie erregen würde, gedacht, und je öfter ſie daran dachte, deſto hinreiſſender und unge-

ſo junge, ſo ſchöne, ſo gelehrte, ſo liebenswürdige Lady, ſo unſchuldig ſterben ſoll! Du lieber Gott! du großer Gott! Arme, unſchuldige Lady! wodurch habt Ihr das Unglück verdient?«

Mit einem verklärten Lächeln antwortete dann Johanna:

»Stellt Eure Klagen ein, theure Freundin=»nen; ich finde nichts Außerordentliches, nichts »Ungerechtes in meinem Schickſale. — Verdient? »ich hoffe, nein, verdient habe ich es nicht! — »Aber iſt es nicht von jeher in der Ordnung der »Dinge geweſen, daß die Unſchuld leiden und »ſich verfolgt ſehen muß? Sterben iſt das Loos »der Menſchheit, und ſchuldlos ſterben, iſt doch »gewiß etwas Wünſchenswerthes. Ihr, und »wie Ihr ſagt, Jedermann, läßt mir die Ge»rechtigkeit widerfahren, daß ich den Tod, als »eine Strafe, nicht verdient habe. So muß er »mir dann wohl als ein Lohn zu Theil werden, »und verdient alſo Dank und keine Klage.«

Itzt kamen einige Andere und erzählten, wie die Königin ſich aufs neue ſehr gnädig über Lady Johannen geäußert habe, und wie die Hoffnung

täglich zunehme, daß ſie Begnadigung erhalten werde. »Faßt nur Muth, Mylady,« riefen dann zehn Stimmen durch einander; »die Königin iſt gnädig! die Königin hält Euch für unſchuldig! Gewiß Ihr werdet nicht ſterben! Wer weiß, ob nicht das Ende Eurer Leiden näher iſt, als Ihr denkt. Ihr ſollt und müßt das Leben noch recht genießen, Euch des Lebens freuen.« —

Dieſe Aufmunterung zur Freude bewirkte aber, zur großen Verwunderung der Ueberbringerinn dieſer fröhlichen Botſchaft, gemeiniglich das Gegentheil auf die Gemüthsſtimmung Johannens. Eine finſtere Wolke lagerte ſich auf ihre Stirn, und ſie pflegte dann wohl etwas verdrießlich zu antworten:

»Ich habe Euch ſchon oft verſichert, Mylady's, daß die Freuden dieſer Welt für mich »keinen Reiz haben. Meine einzige Ergötzung »iſt das Zeugniß meines Gewiſſens, und die feſte »gläubige Ueberzeugung, daß der gütige Vater »im Himmel mir alle meine Sünden in Chriſto, »ſeinem eingebornen Sohne vergeben, mich ohne »Verdienſt und Würdigkeit zu ſeiner Tochter auf- »und angenommen, und in ſeinem himmliſchen

»Königreiche zu einer Miterbin Chriſti gemacht »habe.«

»Nun ja, liebe fromme Seele,« riefen dann die Stimmen, »das hat auch Gott der Herr gewiß, und wann irgend ein unvollkommener Menſch verdient, in Himmel zu kommen, ſo ſeyd Ihr's gewiß und wahrhaftig! Aber warum wollt Ihr nicht noch leben, warum wollt Ihr Euch nicht noch des Lebens freuen und zu leben wünſchen? — Du lieber Gott! man lebt doch lieber, als man ſtirbt! Hängt nur nicht gar zu ſehr den melancholiſchen Gedanken nach! Es iſt noch Zeit genug, wenn es einmal nicht anders ſeyn kann.«

»Denkt nur nicht,« fiel ihnen dann Johanna ſehr ernſthaft in die Rede, »daß ich mich im min»deſten über den Verluſt dieſes Lebens beküm»mere. Wenn Ihr glaubt, ich überlaſſe mich »deshalb traurigen Gedanken, ſo irrt Ihr Euch »gar ſehr. Was hälfe mir die Verlängerung »des Lebens? Je länger ich lebe, deſto mehr Ge»fahr und Gelegenheit habe ich nur, meinen Gott »zu beleidigen. Nur der Tod kann den ſchwa»chen, ſündlichen Menſchen dafür ſichern.« —

Erſtaunt ſahen ſich dann ihre theilnehmenden Tröſterinnen einander an. Sie glaubten einen

Engel des Lichts vor ſich zu ſehen und reden zu hören. Nur nach und nach wagten Einige die Aeußerung: das Leben habe doch auch wohl noch etwas Wünſchenswerthes! Ihre trübe Laune zeige ihr nur alles im Schatten. — »Es wäre doch auf der Erde ganz gut!« meinten Einige; »es gäbe doch manches Wünſchenswerthe!« entwickelten nach und nach Andere; »es fände ſich doch auch für einen Jeden noch ein Genuß, wenn er ihn nur nicht verſchmähte!« behaupteten wohl gar ganz frey und dreiſt einige der Jüngern.

Dagegen äußerte ſich aber Johanna nur deſto ſtrenger: »dieß ſey eine unlautere, zu ſehr am Irdiſchen klebende, Denkensart.« — »Was ſoll »ich noch länger in dieſem Leben,« declamirte ſie dann wohl etwas lebhafter als gewöhnlich, »wo »nichts als Langeweile, Unluſt und Unzufrieden»heit herrſcht? wo man nichts hört und ſieht, »als Abgötterey, Ränke, Tyranney, Unter»drückung und Vergießen unſchuldigen Bluts? »Je früher ich aber von hinnen hinweggenommen »werde, deſto früher werde ich eingehen in die »Herrlichkeit des Himmels, und in die Gemein»ſchaft mit Chriſto Jeſu, meinem Herrn, Erlö-

»ſer und Mittler. Auch dort werde ich ewiglich »der Güter und Schätze genießen, welche Gott, »der allmächtige Vater, von Ewigkeit her für Alle »bereitet hat, die das Irdiſche verachten, und »Ihm anhangen. Im Sterben verliere ich ja »nichts am Leben. Ich gewinne vielmehr; weil »ich mich dieſer drückenden Laſt des Fleiſches ent»ledige. Statt deſſen werde ich dort mit ewiger »Glorie bekleidet ſeyn. O wie wünſche ich dieſe »Erde zu verlaſſen, um meine Wohnung im »Himmel einnehmen zu können!«

Aufs neue erſchallten dann Aller Lippen von Bewunderung; obgleich im Herzen, oder auf dem Rückwege, Manche ſie für verrückt, Andere für ſchwärmeriſch, wieder Andere ihre Aeußerung für Verſtellung erklärten.

Mehreremale war bey dieſen Beſuchen ſchon darauf angeſpielt worden, wie das ſicherſte Mittel, ihr Leben zu retten, unfehlbar ſeyn werde, wenn Johanna den proteſtantiſchen Religionsgrundſätzen entſagen wolle. Allein Johanna hatte nicht unterlaſſen, ſich jedesmal dagegen, mit allen Zeichen des Widerwillens und der Verachtung, heftiger und nachdrücklicher, als es ihrem Charak-

ter eigen zu ſeyn ſchien, zu erklären. Sie war Proteſtantin bis zum Fanatismus; — wünſchte zu ſterben, mit Glanz zu ſterben, und ſo mußte die Anhänglichkeit an ihre Religionsgrundſätze, durch einige Stralen mehr, ihre Glorie verſchönern. —

Nun ſuchte aber Maria, auf der andern Seite, ebenfalls einen Triumph darin, ſie von ihrem Glauben abtrünnig zu machen. Gardiner wünſchte dieß nicht minder, des Eindrucks wegen, welchen es auf den großen Haufen machen müßte, wann eine ſolche eifrige Parteigängerin öffentlich als eine Ueberläuferin erſchiene. Er nährte deshalb dieſe Vorſtellungen bey Marien; ſie glaubte ihm, weil ſie, und zwar durch tauſendfache Erfahrung, ihrer Meinung nach, berechtigt, die ketzeriſchen Lehren zu dem Samen rechnete, der auf den felſigen Grund fiel, zwar ſchnell aufwuchs, aber bald verdorrte. Dieſer Exegeſe alſo zufolge durch die Schrift ſelbſt überzeugt, daß ſie zur Zeit der Anfechtung abfielen, glaubte ſie nur Anfechtung erregen zu dürfen, um dieſen Abfall zu bewirken. Wiewohl ihr nun die Aeußerungen Johannens getreulich hinterbracht waren;

ſo glaubte ſie doch, ſie würde es bey einem ernſtlichen Antrage ſchon etwas nähern Kaufs geben. Dieſer Antrag geſchah dann auch durch den Lieutenant des Towers, einen guten ehrlichen Mann und tiefen Bewunderer Johannens. Hatte ſie aber vorher ſich ſchon nachdrücklich geäußert, ſo that ſie es itzt noch weit mehr, ſo daß der Lieutenant es nicht wagte, ihre Antwort der Königin ganz zu hinterbringen.

So mit der Idee von ihrem Tode vertraut; ſo auf Flügeln ihrer Phantaſie über das Irdiſche hinweggehoben, war die Verzögerung ihres Todes für ſie eine Entfernung von dem Ziele ihrer Wünſche. Da wir nun das hoffen, was wir wünſchen, ſo konnte ſie unmöglich ihre Begnadigung hoffen, weil ſie ihre Hinrichtung wünſchte. Abſichtlich entfernte ſie daher jede Vorſtellung, welche eine Wahrſcheinlichkeit mehr herbeyführte, daß Maria ihr doch wohl noch jenen glänzenden Triumph der Tugend (ſo dachte ſie ſich ihre Hinrichtung) vereiteln könne. — Hätte die Königin dieſe Gemüthsſtimmung gewußt, nie würde ſie das Todesurtheil unterzeichnet haben.

Itzt aber fanden Gardiner's erneuerte Vorſtellungen bey ihr ein geneigtes Ohr. Wiat's

Aufruhr hatte ſie unausſprechlich geängſtigt; eben daher auch über allen Ausdruck erbittert. Die hohe Vorſtellung von ihrer Macht hatte eine zu heftige und unangenehme Erſchütterung erlitten, als daß ſie ſich itzt, nach abgewandter Gefahr, nicht durch eine verhältnißmäßige Rache dafür hätte ſchadlos halten ſollen. Feſt überzeugt, daß ihre Rettung die Wirkung ihres Gebets geweſen ſey, und daß Gott ihre Feinde in ihre Hände gegeben habe, glaubte ſie durch die Zernichtung derſelben Gott ein würdiges Dankopfer zu bringen. — Wo iſt die Situation, in welcher ſich Rachſucht und Härte nicht mit einer bigotten Frömmigkeit vereinigen ließen? —

Gleichwohl fand ſie für nöthig, als Gardiner itzt im Namen des ganzen Staatsraths darauf antrug, daß ſie ihre Zuſtimmung zu der Hinrichtung Johannens und ihres Gemahls geben mögte (indem man doch offenbar ſie zum Vorwande des Aufruhrs gebraucht habe, und alſo in Zukunft noch öfter brauchen könne), ſich erſt mühſam erbitten zu laſſen. Indem ſie endlich den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete, betheuerte ſie unter Thränen und Seufzern, — die nur zu-

weilen durch ein unwillkührliches hämiſches Lachen Lügen geſtraft wurden, — daß es ihr herzlich leid thue, durch die Undankbarkeit dieſer Unglücklichen zu dieſen harten Maaßregeln gegen ſie gezwungen zu ſeyn. —

Mit ſichtbarer Freude, wie man ein längſt gehofftes Geſchenk empfängt, hörte Johanna die Ankündigung ihres Todes. Ihr Auge glänzte, ihr Blick hob ſich gen Himmel, und ein neues heiteres Leben durchdrang ihre harmoniſchen Geſichtszüge. Bey dem Gedanken an die Veranlaſſung deſſelben verbarg jedoch von Zeit zu Zeit die Wolke der Bekümmerniß dieſen Sonnenſchein. Daß ein Aufruhr entſtanden, daß dieſer Aufruhr durch ihren Vater entſtanden, und ſie als eine Mitſchuldige angeſehen und behandelt wurde, ſchien dem Triumphe ihres Märtyrertodes ſeinen ſchönſten Glanz zu rauben. Auch empfand ſie es ſchmerzhaft, daß ihr Vater nun dennoch ein gleiches Schickſal mit ihr habe, und daß er ſeine eigene Rettung ſo zwecklos und unbeſonnen verſcherzt habe.

Alle dieſe Vorſtellungen, ſo erſchütternd ſie an ſich waren, machten doch keinen tiefen

und dauernden Eindruck auf die Seele Johannens. Sie war ſchon zu überirdiſch, als daß Bande dieſer Welt und irgend ein Menſchenverhältniß ſie noch hätten feſſeln können. Ueberdieß empfand ſie mehr Unwillen über die Unbeſonnenheit ihres Vaters, als Theilnehmung an ſeinem Unglück. Von der Höhe ihrer Tugend herab, bemerkte ſie nur die Kleinheit ſeiner Schwäche, und fand es unverzeihlich, daß er durch die ernſten Lehren ſeines bisherigen Schickſals nicht weiſer geworden ſey. Es war ihr unbegreiflich, wie er noch einmal hatte daran denken können, ſie auf den Thron heben zu wollen, da ſie ihm doch ſo nachdrücklich geſagt hatte, daß ſie die Größe und Herrlichkeit dieſer Welt für Nichts achte.

Mit großer Zufriedenheit dachte ſie daran, daß ſie auch nicht die geringſte Kenntniß von ſeiner Abſicht und ſeinem Unternehmen gehabt habe. Zwar beſchuldigte man ſie der Theilnehmung; aber Jedermann wußte, daß ſie ihren Vater ſeit länger als ſechs Monaten nicht geſehen habe; daß ſie genau bewacht werde, und daß ſie alſo durchaus nicht die geringſte Verbindung mit ihm habe

fortſetzen können. Dieſe Betrachtung ſicherte ihr dann auch wieder die Bewunderung und Theilnehmung des Publikums bey ihrer unſchuldigen Hinrichtung, und ſtellte ſo völlig die Heiterkeit in ihrer Seele wieder her, welche ſie bey der erſten Ankündigung des Todes empfand.

Nun forſchte ſie bey dem D. Feckenham, welcher ihr die Ankündigung ihres Todes überbracht hatte, nach allen Umſtänden dieſes Aufruhrs, nach der itzigen Lage ihres Vaters, und dem Schickſale, was ſeiner und der übrigen Aufrührer warte, mit unerſchütterlicher Ruhe. Mit einer innern Genugthuung hörte ſie nun, daß die Reue und Beſchämung über ſeine abermalige Unbeſonnenheit ihren Vater vorzüglich ängſtige, und daß er ſich laut anklage, zum zweitenmal ihr Unglück veranlaßt zu haben. — Dieß veranlaßte ſie, an ihren Vater zu ſchreiben, weil (ſo äuſſerte ſie ſich gegen D. Feckenham) ſie es für ihre Pflicht halte, ihren Vater hierüber zu beruhigen.

Der Leſer entſcheide ſelbſt, ob Gefühl, ob Theilnehmung an dem Unglück eines geliebten Vaters, die über dem Schickſal des Geliebten ihr eigenes vergißt, ob wahre Ergebung in die Hand

der waltenden Vorſehung in dieſem Briefe ſichtbar ſey? oder ob nicht vielmehr Ich und Ich, das Gefühl eigenen Uebergewichts, eigener Größe ſich zu Tage lege; überall die Stimme einer ſelbſtſüchtigen Eitelkeit hörbar ſey? – Hier iſt er ſelbſt, mit möglichſter Genauigkeit aus dem Lateiniſchen des Originals überſetzt.

»Mein theuerſter Herr Vater!«

»Ob es gleich Gott gefallen hat, das Ende »meines Lebens durch Euch zu beſchleunigen; da »eigentlich wohl allerdings durch Euch mein Le»ben hätte verlängert werden ſollen: ſo ertrage »ich doch dieß dennoch mit vieler Geduld. Ja »ich danke Gott weit herzlicher dafür, daß er »meine kummervollen Tage verkürzet hat, als »wenn er die ganze Welt, mit einem ſo langen »Leben, als ich nur immer wünſchen könnte, mir »zum Eigenthume geſchenkt hätte. Ich weiß und »begreife es, daß Euer Herz itzt unter der Laſt »eines doppelten Kummers arbeiten muß; indem »es von der einen Seite durch das Unglück, wel»ches Ihr Euch ſelbſt zugezogen, und von der »andern durch die Vorſtellung, das meinige ver»mehrt zu haben, bedrückt wird.

»Allein, mein theuerſter Herr Vater, den»noch glaube ich Euch nicht zu beleidigen, wenn »ich aufrichtig geſtehe, daß ich mich über mein »Unglück ganz eigentlich freue. Sollte ich mich »nicht glücklich ſchätzen dürfen, daß ich über Alles, »was Sträfliches vorgenommen iſt, meine Hände »in Unſchuld waſchen, und daß mein ſchuldloſes »Blut ſelbſt von dem Schafot zu Gott um Barm»herzigkeit rufen darf?

»Damit will ich nun freilich nicht in Abrede »ſeyn, daß ich (zwar gezwungen, und, wie Ihr »ſelbſt wiſſet, auf unabläſſiges Andringen, und »ſelbſt auf väterlichen Befehl) die Krone auf »mein Haupt zu ſetzen, einzuwilligen geſchienen, »und dadurch die Königin und die Geſetze des »Reichs ſchwer beleidigt habe. Dennoch lebe ich »des feſten Zutrauens, daß mein Vergehen in den »Augen Gottes eben ſo gering erſcheinen werde, »als gering der Antheil iſt, welchen mein Herz »an der gezwungenen Erhöhung genommen hat. »Dieß, mein theuerſter Vater, iſt meine Geſin»nung bey der Annäherung meines Todes, der, »ſo ſchmerzlich er auch für Euch ſeyn mag, mir »doch im höchſten Grade willkommen iſt. Ach ja!

wollen, welches ihnen vorgehalten wird. Eine ſanfte, einſchleichende Beredſamkeit, ein ſchlauer, geübter Scharfſinn, und die Aeußerung des Theilnehmens und menſchenfreundlicher Beſorgniß erſetzten jene Eigenſchaften, welche freilich durch lange Verjährung nothwendige Erfodernisse für einen Ketzerbekehrer, und alſo auch damals anerkannt zu ſeyn ſcheinen.

Wäre es noch einem Menſchen möglich geweſen, durch irgend ein Motiv den Glauben Johannens wankend zu machen, ſo würde Feckenham allerdings dieſe Möglichkeit zur Wirklichkeit gebracht haben. Mit unnachahmlicher Beſcheidenheit und Milde nahte er ſich der Glaubensfeſte ſeiner Gegnerin; mit eben ſo viel Feinheit und Geſchicklichkeit ſuchte er in dieſelbe einzudringen, und mit ſo ſtets gleicher guten Laune und Artigkeit wagte er ſeinen Angriff auf einer andern Seite, wenn er auf dieſer nicht gelingen wollte. So reizbar der Religionseifer Johannens auch war, ſo fand er dennoch keine Gelegenheit, ſich ihm in den Weg zu ſtellen. Mit ſtets gleicher Ruhe, Heiterkeit und Gelaſſenheit ſetzten ſie einige Stunden lang dieß Geſpräch fort. Nicht einmal

fühlte ſich Johanna verſucht, in Unwillen über ihren Gegner zu gerathen, oder gegen ihn offenſiv zu verfahren. — Vielleicht war, ſo lange es Verſchiedenheit der Meinungen in England gegeben hatte, noch nie ein Bekehrungsgeſpräch auf dieſe Weiſe geführt worden.

So ſchlau und geſchickt indeſſen der Abt auch alle Waffen, welche ſein Scharfſinn und ſeine Weltkenntniß lieferte, anzuwenden bemüht war; ſo wenig wollte ſich gleichwohl der Vortheil des Streits auf ſeine Seite lenken. Johanna war zu feſt durch das Syſtem ihrer Glaubenslehren umſchanzt, und vertheidigte es mit zuviel Muth und Fertigkeit, als daß ihr Gegner irgendwo eine Blöße entdeckt hätte, ſich irgend eines Außenwerks bemächtigen zu können. Das Geſpräch war mehrere Stunden fortgeſetzt, keiner war überwunden; Beide waren ermüdet, und Johanna brach itzt plötzlich mit der wiederholten Bitte ab: daß er ſich nicht ferner vergeblich bemühen möge. Er werde ſie gewiß nicht überzeugen, und die Zeit, die ſie noch zu leben habe, ſey ohnehin ſo kurz, daß, wenn es auch möglich wäre, dieſe dennoch gewiß nicht hinreiche, um

ein ſo großes Werk, als die gänzliche Umänderung ihrer Ueberzeugung ſey, zu vollenden.

Dieſe letzte Aeußerung — bey welcher Johanna nichts weiter beabſichtete, als eine Unterredung abzukürzen und für immer zu beenden, welche ihr läſtig fiel, — nahm Feckenham für einen Wink, daß ſie einen Aufſchub ihrer Hinrichtung wünſche. Da ſelbſt durch dieſen hartnäckigen Widerſtand der Sieg auch noch eine glänzendere Ausſicht für ihn geworden war; ſo ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, durch eine Verlängerung der Zeit zum Streite, endlich noch deſſelben theilhaftig zu werden. Deshalb begab er ſich zur Königin, um ſeinen Bericht abzuſtatten, und erhielt auf ſeine Vorſtellung ohne Schwierigkeit noch einen Aufſchub des Todesurtheils von einigen Tagen.

Indem der Abt mit neuen und zuverſichtlichen Erwartungen eines glücklichen Erfolgs von der Königin zurückkehrte, dachte Johanna ſo wenig an die Möglichkeit, ſelbſt von ihrem Glauben abgelenkt werden zu können, daß ſie vielmehr nur damit ſich beſchäftigte, einen andern, ihrer Meinung nach unglücklich Verleiteten, zu dem-

ſelben zurück zu rufen. Dieſer Verirrte, dem ſie ihren Zuruf ſchriftlich nachſenden wollte, war D. Harding, einer ihrer ehemaligen Lehrer. Er hatte ihr vornehmlich den Eifer für die proteſtantiſche Partey eingehaucht; er hatte noch kurz vor Eduards Tode dieſe Veränderung, welche itzt erfolgte, ziemlich genau vorher geſagt, und ſie, ſeine übrigen Freunde und alle Proteſtanten, ſelbſt in Predigten und Schriften, mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus ermahnt, ſtandhaft an dem Worte des Herrn zu halten, und ſich durch keine Verfolgung abwendig machen zu laſſen. Allein kaum hatte Maria den Thron beſtiegen, und die Veränderungen, welche er ſo beſtimmt vorher geſagt hatte, waren kaum angefangen, ſo ſuchte D. Harding, der eine fette Pfründe beſaß, und zum Märtyrerthum keine Diſpoſition in ſich fühlte, Schutz und Zuflucht unter den Flügeln der alten rechtgläubigen Kirche. Feckenham hatte dieß in ſeinem Geſpräche beyläufig mit angeführt, und aus dem Uebertritte dieſes und ſo vieler anderer angeſehenen Gottesgelehrten ihrer Partey, ein Argument gegen die Lehrſätze derſelben herleiten wollen.

Von dieſer Seite hatte es nun freilich keine Wirkung auf Johannen gemacht, wohl aber fühlte ſie ſich gedemüthigt durch dieſe Abtrünnigkeit des Lehrers, deſſen Glauben ſie dem des heiligen Petrus wenigſtens gleich geſchätzt hatte. Eben deshalb hoffte ſie, eine tüchtige Gewiſſensrüge würde ihn ebenfalls, wie ſein Urbild ehemals, wieder zur Erkenntniß ſeiner Verirrung und auf den rechten Weg zurückführen. In der Vorausſetzung, daß ſie das auserwählte Rüſtzeug dazu ſey, und ganz von dem eben neu in ihr erregten Eifer durchdrungen, ſchrieb ſie an ihn, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er, um des Zeitlichen willen, und aus feigherziger Beſorgniß für ſein Leben, die Sache Gottes hätte verlaſſen können, und ſich dem Stricke des böſen Feindes überliefert habe. In dieſem Briefe verläugnete ſie ganz die Gelaſſenheit und Mäßigung, welche ſie bisher in allen ihren Reden und Handlungen als etwas ihr Eigenthümliches zu Tage gelegt hatte. Der erhitzteſte Zelote hätte den armen Apoſtaten nicht härter behandeln, ihn nicht kräftiger von ſeinem Irrwege zurückrufen können. — Es iſt doch merkwürdig, daß Religionseifer auch die gemäßigteſten Gemüther,

gleich dem unnatürlichen Zuſtande eines hitzigen Fiebers, in heftige leidenſchaftliche Paroxyſmen verſetzen kann.

D. Feckenham traf alſo wohl eben nicht den günſtigſten Zeitpunkt, als er, nach Vollendung dieſes Briefes, ſich wieder bey der Lady Johanna einfand. Daher vermogte ſie auch nicht, ihn mit der Heiterkeit zu empfangen, welche ihr ſonſt ohne Mühe zu Gebote ſtand. Feckenham war freilich zu ſehr mit der Nachricht, welche er ihr überbrachte, und mit der günſtigen Wirkung, welche ſie auf Johannen machen würde, beſchäftigt, als daß er den froſtigen Empfang hätte bemerken können. Nach einer ausführlichen Einleitung, welche das Lob der Königin, ihrer Milde und Menſchenfreundlichkeit zum Gegenſtande hatte, eröffnete er ſodann der Lady die erfreuliche Nachricht, daß ihre Hinrichtung noch zwey Tage hinausgeſetzt werden ſolle, und nun alſo Zeit gewonnen ſey, die Unterredung über ihren Glaubenszuſtand weiter fortzuſetzen.

Mit einem mühſam erzwungenen Lächeln antwortete ihm Johanna: »Ich muß Euch ge»ſtehen, ehrwürdiger Doktor, daß Ihr mir gar

immer mehr, und daher wurde der Wunſch noch immer lebhafter bey ihm, durch ihre Bekehrung ſich einen ihrer Standhaftigkeit verhältnißmäßigen Ruhm zu erwerben. Er ſchützte ſich daher mit dem Befehle der Königin, und drang ſo lange in ſie, bis ſie darein willigte, ſich noch in eine ausführliche Unterredung mit ihm einzulaſſen.

Der Tag vor ihrer Hinrichtung wurde dazu feſtgeſetzt; bis dahin waren Beten, Leſen, Schreiben, Unterredungen mit ihrer Dienerin und Geſellſchafterin, ihre ſtete Beſchäftigung. Je näher der entſcheidende Tag kam, deſto mehr ſchien ſie aller menſchlichen Schwächen und Leidenſchaften entkleidet zu werden. Keine Thräne trübte ihr Auge, keine Falte des Kummers entſtellte ihre Geſichtszüge. Weinten ihre Geſellſchafterinnen, ſo tröſtete ſie dieſelben in langen und ſentenzenreichen Reden. Ueberhaupt ſprach ſie viel und anhaltend von ihrem Tode. Von ihrer Hinrichtung redete ſie, wie man von einem glänzenden Cärimonie- oder Freudenfeſte redet. Ihren Gemahl ſah ſie nicht, verlangte nicht nach ihm, und erwähnte ſeiner nur ſelten. Jedoch äußerte ſie

ihre Zufriedenheit, ihn im Himmel wieder zu finden. Ihres Vaters erwähnte ſie öfter: ſetzte zum öftern aus einander, wie gern ſie es ihm verzeihe, daß er ſchuld an ihrem Tode ſey. Sie redete nie von ihm, daß ſie nicht auch dieß mit hinein verflochten hätte.

Unter Allen, welche ihr Blut und Freundſchaft verbanden, gedachte ſie ihrer ältern Schweſter, welche an den Sohn des Grafen von Pembrocke verheirathet war, mit der meiſten Theilnehmung. Sie vermachte ihr ein griechiſches neues Teſtament, und ſandte es ihr, am Abend vor ihrer Hinrichtung, mit folgendem in griechiſcher Sprache auf die hinten angebundenen leeren Blätter geſchriebenen Briefe:

»Ich überſchicke Dir, meine geliebteſte Schwe»ſter Katharina, ein Buch, das ohne äußere »Verzierungen von Gold, Edelſteinen, oder einer »kunſtreichen Arbeit der Nadel, dennoch einen »größern innern Werth hat, als alle Goldminen »der Erde in ſich enthalten, auf deren Beſitz »Nationen und Fürſten ſo ſtolz ſind, und nach »deſſen Werth und Gewicht ſo viel in der Welt »geſchätzt wird. Dieß Buch, meine beſte und

»einzig geliebte Schweſter, iſt das Buch der Ge»
»ſetze des Herrn. Es iſt das Teſtament und der
»letzte Wille, welchen er uns elenden und armen
»Sündern hinterlaſſen hat, um uns auf den
»Pfad zur ewigen Freude zurück zu führen.

»Und wenn Du es mit einem aufrichtigen
»Herzen lieſeſt, und ihm mit einem ernſtlichen
»Vorſatze folgſt, ſo wird es Dich unfehlbar in ein
»unſterbliches und ewig dauerndes Leben führen.
»Es wird Dich lehren zu leben, und Du wirſt
»daraus lernen zu ſterben. Es wird Dich eines
»größern Glücks und eines wichtigern Erbes
»theilhaftig machen, als die Güter und Verlaſ»
»ſenſchaft unſers bedrängten und kummervollen
»Vaters Dir jemals würden gewährt haben.
»Denn gleich wie Du, dafern ihn Gott gerettet
»und im Frieden hätte fahren laſſen, ſeine Güter
»und ſeinen Rang geerbt haben würdeſt; ſo wirſt
»Du itzt, durch treue Anwendung dieſes Buchs
»und ſorgfältige Beſtrebung, Dein Leben da»
»nach einzurichten, eine Erbin ſolcher Güter und
»Schätze werden, denen der Habſüchtige nicht
»nachſtellt, welchen Diebe nicht nachgraben, und
»die weder Motten noch Roſt verzehren können.

»Ach! wünſche und befleißige Dich ja mit dem »König David, meine geliebte Schweſter, Dein »ganzes Leben lang das Geſetz des Herrn zu er»gründen; ſey ſtets eingedenk, daß Du nur hie»nieden in dieſem irdiſchen Leibe lebeſt, um ihn »einſt abzulegen, nur jede Stunde Deines Lebens »darauf denken müſſeſt, um einſt gutſelig zu ſter»ben. Lebe um zu ſterben, dann wirſt Du auch »ſterben um zu leben. Ueberlaß Dich nicht dem »eitlen Wahn, daß Dein zartes Jugendalter Dir »Bürge für ein längeres Leben ſeyn werde. Wenn »der Ruf des Allmächtigen erſchallt, dann iſt nicht »die Frage: ob alt oder jung? Alle Stunden, »alle Tage und Jahreszeiten ſind vor ihm gleich, »und ſelig iſt die kluge Jungfrau, deren Lampe »mit Oel wohl verſehen iſt, wenn der Bräuti»gam erſcheint. Denn der Herr will durch die »Jugend gleicherweiſe, als durch das Alter, ver»herrlicht ſeyn.

»Noch einmal, meine gute Schweſter Ka»tharina, laß mich Dich ermahnen und zärtlich »bitten: befleißige Dich ſterben zu lernen. Ver»läugne die Lüſte dieſer Welt; meide die verbor»genen Stricke des Satans, und bekämpfe die

»Reizungen des Fleiſches; trachte danach, alle Dei»ne Luſt an dem Herrn zu haben, auf ihn alle »Deine Hoffnung und Vertrauen zu ſetzen; be»reue Deine Sünden, ohne gleichwohl zu ver»zweifeln; ſey ſtark im Glauben, ohne Dich der »Sicherheit und Vermeſſenheit zu überlaſſen; bete »mit Paulus, daß Deine Seele bald möge befreiet »werden aus dem Kerker dieſes Leibes, daß ſie »aufgelöſet und ſeyn möge, wo Chriſtus iſt; denn »bey ihm iſt auch Leben im Tode. Habe ſtets das »Vorbild jenes treuen Knechts im Evangelio »vor Augen, welcher ſtets wacker, in der Stunde »der Mitternacht ſo wie am Mittage, erfunden »wurde; damit dann, wann der Tod gleich ei»nem Diebe in der Nacht hereinbreche, Du »nicht, gleich dem faulen und trägen Schalks»knechte, ſchlafend erfunden werden mögeſt; oder »damit Dich nicht das Schickſal der fünf thörich»ten Jungfrauen, denen es, aus Sorgloſigkeit, »am Oele gebrach, treffe, oder Du, gleich jenem lo»ſen Hochzeitgaſte, welcher kein hochzeitliches Kleid »angethan, von dem Freudenmahle ausgeſchloſſen, »oder gar in die Finſterniß hinausgeſtoßen wer»deſt, wo iſt Heulen und Zähnklappen.

»Freue Dich in Chriſto, gleichwie ich mich »in demſelben erfreue. Wandle auf den Wegen »der Chriſten, zu deren Pannier Du geſchworen »haſt, und deren Namen Du führſt. Werde eine »treue duldſame Nachfolgerin Deines Herrn und »Meiſters Jeſu Chriſti. Nimm Dein Kreuz »auf Dich; Deine Schulden aber bürde nur ge»troſt ihm auf, und umfaſſe ihn ſtets brünſtiglich »im Glauben.

»Was nun anlangt meinen Tod, theuerſte, »geliebte Schweſter, ſo hüte Dich wohl, darüber zu »trauern; vielmehr freue Dich mit mir, daß ich »nun bald ablegen werde das Verwesliche und »anziehen das Unverwesliche. Weiß ich doch ge»wiß, daß ich für dieß ſterbliche, hinfällige und »jammervolle Leben, was ich verliere, ein unſterb»liches, freudenreiches und unvergängliches wie»der gewinnen werde.

»Dir aber gebe Gott, nach meinem Gebet »und Flehen, ein Gleiches, wenn Dein beſtimm»tes Stündlein kömmt, und ſchenke Dir ſeine »kräftige Gnade, daß Du durch dieſelbe in ſeiner »Furcht wandeln, im wahren chriſtlichen Glau»ben leben und ſterben mögeſt. Darum flehe und

»ermahne ich Dich, um Gottes und des Blutes »Chriſti willen, das er vergoſſen hat für unſere »Sünden am Kreuze, — weiche nicht ab vom »wahren Wege, und laß Dich weder die Hoff»nung zum Leben, noch die Furcht vor dem Tode »abwendig machen. Denn wann Du ſeine Wahr»heit verläugneſt, um ein armſeliges und verderb»tes Leben zu verlängern; dann wird Chriſtus »Dich auch verläugnen vor ſeinem Vater, und die »Rache des Herrn wird abkürzen, was Du frevel»haft, durch den Verluſt Deiner Seele und Se»ligkeit, zu verlängern trachteteſt. Verharreſt »Du aber bey ihm feſt im Glauben, ſo wird er »auch Deine Tage, zu Deinem Troſt und Dei»ner Stärkung, ſo wie zu ſeines Namens Ehre, »bis in das ſpäteſte Alter verlängern, und alles »wohl gedeihen und einen ſeligen Ausgang ge»winnen laſſen.

»Zu dieſer Wohlfahrt verhelfe mir dann der »allmächtige Gott nach ſeiner grundloſen Güte »auch itzt, ſo wie Dir dereinſt, wenn es ihm ge»fallen wird, Dich von hinnen zu rufen, und »in ſein Freudenreich aufzunehmen.

»So fahre dann wohl, meine herzgeliebte »Schweſter, und ſetze Dein Vertrauen allein auf

tigkeiten dieſer Art überhaupt nicht zugelaſſen wird. Uebervernünftige Sätze, wie dieſe, können nur durch übervernünftige Gründe ausgemacht werden. Was im Grundtext ſteht, was die Kirchenväter daraus hervorklauben, das iſt wahr und richtig. Iſt es nicht begreiflich; — ey nun, ſo iſt es unbegreiflich. Noch mehr: je unbegreiflicher und übervernünftiger ein Lehrſatz iſt, deſto wirkſamer iſt er zur Seligkeit. Daher denn auch Johanna durch dieß einzige Argument gegen ihren Gegner hinlänglich geſchützt war. Ihre Meinung war von beiden die unbegreiflichſte, folglich war dieſe die ſeligmachendſte. Da nun von zwey Meinungen über einerley Gegenſtand nur eine die richtige ſeyn kann, und diejenige auch entſchieden die richtigſte iſt, welche am ſicherſten ſelig macht; ſo folgte hieraus unwiderſprechlich, daß Johannens Meinung die richtige, die des D. Feckenhams hingegen die unrichtige ſeyn müſſe.

Durch dieſes und ähnliche Argumente in die Enge getrieben, nahm der Gottesgelehrte nun ſeine Zuflucht zu der Quelle, dem Neuen Teſtament, ſelbſt. Allein hier hatte er ſich noch viel

ſchlimmer gerathen. Da ſich ſeine Gelehrſamkeit nicht gar weit über die Vulgata hinaus erſtreckte; Johanna hingegen den Grundtext ſelbſt zu Rathe zog, und ſich bey der Erklärung deſſelben nicht nur ohne Unterlaß auf die patres bezog, ſondern auch ganze Stellen aus denſelben auswendig herſagte; ſo ſah er ſich auch hier genöthigt, der Uebermacht zu weichen. — Um aber doch mit Ehren das Feld zu räumen, und weil ihm ſowohl der Streit an ſich, als auch dieſe getäuſchte Erwartung das Blut etwas warm gemacht hatte, brach er die Unterredung plötzlich, als durch die ketzeriſche Widerſpänſtigkeit Johannens ermüdet, mit folgender Anrede ab:

»Madam,« ſagte er, und über ſeine gewöhnliche heitere, ſanfte, freundliche Mine verbreitete ſich plötzlich ein ziemlich dunkler Schatten, deſſen Veranlaſſung durch eine Theilnehmung heuchelnde Mine nur ſchlecht verhüllt war, »ich bin in der That um Euch, Eurer Hartnäckigkeit wegen, ſehr bekümmert. Ich gebe nun die Hoffnung auf, Eure Seele zu retten, und bin überzeugt, wir werden uns niemals wieder zuſammen finden.«

»Auch ich bin davon feſt überzeugt,« erwiederte Johanna, die ebenfalls durch die Hitze des

Streits ihre gewöhnliche Rolle der Sanftmuth und Duldſamkeit nach und nach ganz vergeſſen hatte. »Ich bin überzeugt,« ſagte ſie gereizt und mit vieler Lebhaftigkeit, »daß wir uns nie wie»der zuſammenfinden werden; denn dafern Ihr »nicht Buße thut, und Euch zu Gott wendet, ſo »dürfte es um Euch ſehr traurig und wahrlich »verzweifelt ausſehen. — Aber ich will Gott bit»ten, daß er, um ſeiner Barmherzigkeit willen, »Euch ſeinen heiligen Geiſt mittheile. Die Gabe »der Wohlredenheit habt Ihr ſchon erhalten. Es »iſt nun noch zu hoffen, daß er Euch die Augen »des Verſtandes, zur Erkenntniß der Wahrheit, »eröffnen möge.«

Feckenham entfernte ſich, und Johanna ſah ſich in dem völligen Genuß ihres Sieges. Auch überließ ſie ſich demſelben ohne Einſchränkung. Er beſchäftigte ausſchließend alle ihre Vorſtellungen bis zu der Stunde ihres Todes. Nicht zufrieden damit, ihn für ſich allein zu genießen, theilte ſie ihn ihren Kammerfrauen und allen, die ſie beſuchten, mit. Noch mehr: damit er nicht durch eine falſche Darſtellung in dem größern Publikum entſtellt oder der Nachwelt gar entzogen werden mögte, ſetzte ſich Johanna gleich

nieder, um die Unterredung von Wort zu Wort, aus ihrem treuen Gedächtniſſe, zu Papier zu bringen. Auch hat ſie ihre Abſicht nicht verfehlt. Ihre Bewunderer haben nicht unterlaſſen, ſie durch den Druck der zerſtörenden Zeit zu entziehen, und jede große Bücherſammlung zählt dieß monumentum aere perennius, wenigſtens einmal, unter die ſeltenſten Produkte unſterblicher erhabener Geiſter.

Unter dieſen Beſchäftigungen hatte ſie den Abend und einen Theil der Nacht, vor dem Tage ihrer Hinrichtung, zugebracht. Den übrigen verſchlief ſie geſund und ruhig. Bey ihrem Erwachen fand ſie eine Botſchaft von ihrem Gemahl, und die dringendſte Bitte, ihm doch noch einmal eine Unterredung zu gönnen. Dieſer unglückliche Jüngling liebte Johannen zärtlich mit aller Heftigkeit der erſten Leidenſchaft; er hatte die ganze Zeit der Gefangenſchaft nichts unerträglich gefunden, als ſeine Trennung von ihr, und auch itzt erſchütterte ihn das Todesurtheil hauptſächlich dadurch, daß es ihm jede Hoffnung raubte, ſich noch einmal in ihren Armen des Lebens erfreuen zu können. Täglich hatte er ſchon, ſeit der Be-

ſtimmung ihres Todestages, Johannen angelegen, ihm doch in dieſer Zeit noch zuweilen das Glück zu gönnen, ſie ſehen und ſprechen zu dürfen. Nie hatte er die Gewährung ſeiner Bitte erlangen können. Johannens Vorſtellungen waren mit andern Gegenſtänden beſchäftigt; ſie fürchtete ſich, durch die Beſuche Guilfords dieſelben zu ſtören.

Dieſen Morgen war ſein Geſuch dringender und rührender als jemals. Er wollte nur Abſchied von ihr nehmen, nur noch einen Moment an ihrem Buſen ruhen, um aus ihrer Liebe Stärke und Standhaftigkeit für den Todesgang zu ſchöpfen. — Der Lieutenant des Towers hatte ihm ſchon ſeine Einwilligung gegeben, aber Johanna ſchlug ihm die ihrige ab. — »Es werde,« ließ ſie ihm ſagen, »für ihre beiderſeitige Ruhe gewiß beſſer ſeyn, wenn ſie ſich nicht ſähen. Die Zuſammenkunft würde ihren Schmerz erhöhen, und könne gar leicht die Standhaftigkeit wankend machen, wodurch ſie ihre Seelen gegen die Streiche des Todes zu rüſten geſucht hätten. – Er halte das in ſeiner Täuſchung für ein Linderungmittel, was doch für ſeine Gemüthsruhe keine andere Wirkung haben werde, als wenn man Feuer in

eine offne Wunde legen, und Linderung des Schmerzes von dieſer Operation erwarten wolle. Es ſey zu fürchten, daß ihre Gegenwart und der Abſchied von ihr, ihn mehr ſchwächen als ſtärken werde. Sagt ihm,« ſo ſchloß ſie ihre ſchöne Rede, »er möge ſich durch die Vernunft und den Glau»ben an Jeſum Troſt und Stärkung einſprechen »laſſen, und von ſeinem eigenen Herze Stand»haftigkeit und Ausdauer erwarten.«

Sehnlich hoffte der unglückliche Jüngling auf den Ruf, der ihn in die Arme ſeiner Geliebten, zu dieſem letzten Genuß des höchſten Schmerzes und der höchſten Wonne, führen ſollte. Zehnmal war er nach der Thüre geeilt, und hatte mit aller Anſtrengung gehorcht, ob der Bote noch nicht zurück komme. So oft er Fußtritte hörte, ſo oft ſchlug ihm das Herz mit lauten, unbändigen Schlägen. Die Ungeduld ſtieg bis zur Angſt; er konnte es kaum mehr erwarten; — die Antwort kam nun endlich, und enthielt dieſe kalte Ermahnung.

O wie ſchmerzlich jammerte ſeine heiße Liebe über dieſe große kalte Weisheit! »Es iſt unmöglich, daß ſie mich liebt!« — dieſer Gedanke

fuhr ihm ſchmerzend wie ein Dolchſtich durch die Seele. Er rang die Hände, er jammerte laut! — und immer ſchwebte ihm der Gedanke vor: »es iſt unmöglich, daß ſie mich liebt!« Wie die Erſcheinung eines böſen Geiſtes, ſtand dieſe qualvolle Ueberzeugung vor ihm, er mogte ſich hinwenden, wohin er wollte. Sie begleitete ihn auf das Blutgerüſte, und verließ ihn nicht eher, als mit dem letzten Lebenshauche. Verſchwunden war der Stral von Heiterkeit, welcher bisher zu Minuten in ſeiner Seele gedämmert hatte; verſchwunden jede Faſſung und ſtandhafte Hoffnung auf den Erſatz in jenem Leben. Sie liebte ihn ja nicht! Was vermogte ihm nun die Seligkeit reizend zu machen? Nicht Zuſpruch, nicht Tröſtungen, nicht Gebet vermogten ſeinen Geiſt nun loszureiſſen von dem, was ihn an das Irdiſche bisher gefeſſelt hatte. Nicht einmal vermogte er, in der entſcheidenden Stunde, ſeinen Geiſt zu Gott zu erheben; nicht ein Wort hörte er von dem Geſpräch des Geiſtlichen. — »Sie liebte mich nicht!« war der einzige Gedanke auf dem Wege zum Blutgerüſte; »ach! ſie liebte mich niemals!« war der letzte Gedanke, als das Beil ſeinen Nacken durchſchnitt.

Johanna hatte ihn unter ihrem Fenſter vorüber zum Blutgerüſte führen ſehen; allein auch nicht die kleinſte Veränderung war dadurch in ihrem Gemüthszuſtande hervorgebracht worden. Sie ſaß unter ihren Geſellſchafterinnen und Mädchen, und redete ununterbrochen, bald mit dieſen, bald mit dem D. Feckenham, (der ſich ungebeten wieder eingefunden hatte) bald mit Sir John Bridges, dem Lieutenant des Towers. Dann gieng ſie im Zimmer umher, und ſchrieb lateiniſche und griechiſche Sentenzen mit einem Diamant in die Fenſterſcheiben, oder mit einer Nadel in den Kalk der Wand. Als Beyſpiele und Belege mögen hier einige davon einen Platz erhalten:

Non aliena putes homini, quae obtingere poſſunt,
Sors hodierna mihi, cras erat illa tibi.

Eine andere:

Deo juuante nil nocet liuor malus,
Et non juuante nil nocet labor grauis.
Poſt tenebras ſpero lucem.

Dann betete ſie wieder laut und lebhaft; dann betheuerte ſie wieder, wie ſehr ſie wünſche, auch

erſt droben zu ſeyn, wo Chriſtus iſt, und wie wenig es ihr koſte, die eiteln und nichtigen Freuden dieſer Welt gegen die großen und herrlichen Freuden des Himmels aufzuopfern.

Eben hatte ſie dieß wieder in einer langen Rede aus einander geſetzt, als das Geräuſch eines Karrens, der unter dem Fenſter ihres Zimmers vorüber fuhr, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie fragte, was das ſey? und da man mit der Antwort zögerte, ſtand ſie auf, um ſelbſt nachzuſehen. Itzt ſuchten ſie ihre Kammerfrauen zurück zu halten, indem ſie ihr mit den ungeſtümſten Bitten in die Arme fielen. Auch der Geiſtliche und Sir John baten ſie, lieber nicht ans Fenſter zu treten. Allein itzt merkte Johanna, warum man ſo eifrig bemüht war, ſie davon abzuhalten, und drängte ſich nur deſto ſchneller ans Fenſter. — Wie viel würde ihre heroiſche Tugend an Glanz verloren haben, wenn ſie ſich dieſen ſchrecklichen Anblick erſpart hätte! Der Karren hielt ſo eben durch einen Zufall unter ihrem Fenſter, und auf demſelben lag — der Leichnam Guilfords, in ein blutiges Tuch gewickelt, und noch immer vom Blute triefend.

»ſeyn der Süßigkeit, welche ich dort oben ſchmek»ken werde! — Gott laſſe Deine Gebeine ruhen »im Frieden!«

Nach dieſen Worten trat ſie vom Fenſter zurück, ſetzte ſich auf die Stelle, wo ſie vorher geſeſſen, und fuhr in ihrem Geſpräche fort, ohne daß man die geringſten Spuren eines Eindrucks wahrnehmen konnte, den dieſe Scene bey ihr zurückgelaſſen hätte.

Endlich, ungefähr eine Stunde nach der Hinrichtung Guilfords, erſchien der Augenblick, wo auch ſie zum Blutgerüſte geführt werden ſollte. Ihr Gemahl war auf dem Towerhill, dem gewöhnlichen Schauplatze der Scenen dieſer Art, hingerichtet worden. Auch ſie ſollte, nach dem erſten Beſchluß der Königin, dort den Todesſtreich empfangen. Ihre Hinrichtung aber erregte in London ſo allgemeines Aufſehen; man zeigte eine ſo ſtarke und laute Theilnehmung an ihrem Schickſale, daß es ſelbſt Marien nicht verborgen bleiben konnte. Argwöhniſch, wie ſie von Natur war, mußte dieß, zumal itzt, da ſie noch nicht völlig von dem Schrecken und der Angſt, welche ihr der letzte Aufruhr verurſacht hatte, zu ſich

ſelbſt gekommen war, allerley Beſorgniſſe von einer öffentlichen Hinrichtung in ihr rege machen. Wenn dann etwa Johanna, deren Entſchloſſenheit und Seelengröße ihr ſo wundervoll geſchildert war, eine Anrede an das Volk hielte; wie leicht konnte ein Aufruhr dadurch entſtehen, welcher weit gefährlicher als der eben unterdrückte für ſie werden mußte! An dem Morgen des zur Hinrichtung beſtimmten Tages, da ihr in einer ſchlafloſen Nacht alle dieſe Vorſtellungen drohender, als bisher, vorgeſchwebt hatten, gab ſie nun Befehl, — daß innerhalb des Towers das Todesurtheil Johannens vollzogen werden ſolle.

In aller Eile wurde daher auf dem grünen Vorplatze im Hofe des Towers, gegen dem weißen Thurme über, noch ein Schafot errichtet. So viel Zuſchauern, als in einem Hofe des Towers Raum hatten, wurde der Eingang geſtattet; ſodann aber das Thor deſſelben feſt verſchloſſen, und mit einer ſtarken Wache beſetzt.

Johanna lächelte zwar, als ſie dieß hörte, allein nur, um dahinter eine bittere Empfindung zu verbergen. Daß man ihren Tod in das Innere des Towers einſperrte, wie viel nahm ihm das

nicht von ſeinem Glanze; — ihr eben dadurch von ihrem Triumphe! — Sie hatte indeſſen nicht viel Zeit, ſich dieſen Vorſtellungen zu überlaſſen; die Wache erſchien, um ſie ihrer endlichen Beſtimmung hienieden zuzuführen. Im Begriff, das Haus des Sir John Bridges, in welchem ſie ihr Gefängniß gehabt hatte, zu verlaſſen, wandte ſie ſich an ihn und dankte ihm, mit ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit, für die viele Gefälligkeit und Freundſchaft, welche er ihr auf mannichfaltige Weiſe erwieſen habe. Bridges, in der That einer ihrer tiefſten Verehrer, bat ſie, ſtatt allen Danks, ihm irgend ein Andenken zu hinterlaſſen. Sogleich zog Johanna ihre Schreibtafel hervor, und ſchrieb drey Sentenzen, in griechiſcher, lateiniſcher und engliſcher Sprache, in dieſelbe. Folgendes iſt die Ueberſetzung derſelben:

Des Griechiſchen:

So mag dann mein Leib immerhin meine Schuld durch den Tod abbüßen, damit meine Unſchuld deſto kühner vor das Angeſicht Gottes treten, und meine Seele rechtfertigen könne.

Des Lateiniſchen:

Das Gericht der Menſchen wird den Leib entſeelen, aber die Gnade Gottes wird den Geiſt für die Ewigkeit aufbewahren.

Des Engliſchen:

Wenn mein Vergehen Strafe verdient hat, ſo verdiente doch auch wohl meine Jugend und meine Unerfahrenheit einige Entſchuldigung. Gott und die Nachwelt werden gewiß gnädiger mit mir verfahren.

Die Schreibtafel, worin ſie ſich auf dieſe Weiſe in ihrer Sterbeſtunde als Dichterin und Gelehrte verewigt hatte, überreichte ſie Sir John zum Geſchenke. Mit auffallender Heiterkeit in ihren Minen, trat ſie nun, von D. Feckenham und Sir John begleitet, ihren Weg nach dem Richtplatz an. Feckenham betete ihr unterbrochen vor; nicht mehr aus Bekehrungseifer, ſondern weil er wirklich die gutmüthige Abſicht hatte, ihr dadurch ihren Tod zu erleichtern. Allein Johanna wandte abſichtlich ihr Ohr von ihm hinweg, und richtete unverwandt ihre Blicke auf ein kleines

Gebetbuch, das ſie aufgeſchlagen in den Händen hielt. In tiefer inniger Trauer gieng Sir John an ihrer rechten Seite, und jammernd folgten ihr die Kammerfrau und Bediente.

Der Anblick des Blutgerüſtes ſchien ſie plötzlich im Innern zu erſchüttern; dennoch ſtieg ſie mit langſamen ſichern Schritten hinauf. Sobald ſie daſſelbe betreten hatte, war auch ihr Antlitz wieder heiter wie vorher, und ihre ruhige Gemüthsſtimmung wieder hergeſtellt. Ein tiefes ſchauerliches Schweigen herrſchte unter Allen, welche auf dem Blutgerüſte und gedrängt um daſſelbe her ſich befanden.

Johanna wandte ſich itzt zunächſt an den D. Feckenham, ergriff ſeine Hand, und nahm mit dieſen Worten von ihm Abſchied: »Gott wird »Euch die gute Abſicht, welche Ihr für mich ge»habt, und Eure treue Begleitung gewiß reich»lich vergelten; ob mir gleich Eure Zuredungen »mehr Unruhe und Beängſtigung gemacht haben, »als alle Schreckniſſe meines herannahenden To»des.«

Sodann wandte ſie ſich an Sir John:

»Wird es mir erlaubt ſeyn, mein theurer »Freund, noch einige Worte zu den umſtehenden »Zuſchauern zu reden?«

»Von Herzen gern, gnädige Frau, ſo viel »Euch beliebt!« ſtotterte dieſer, und Johanna hielt nun, mit freyem Blick die gedrängte Menge ihrer Zuhörer überſchauend, mit feſter deutlicher Stimme folgende Anrede:

»Mylords, und ihr übrigen hier bey meinem »Tode verſammelten Zuſchauer! —

»Ich bin einem Geſetze unterworfen, und »dieſem Geſetze, einem ſich niemals täuſchenden »Richter zufolge, bin ich verurtheilt zu ſterben. »Nicht daß ich auf irgend eine Weiſe der Köni»gin Majeſtät wirklich beleidigt hätte; — denn »ich kann meine Hände davon rein waſchen, und »meinem Gott eine Seele überliefern, welche »eben ſo rein von dieſem Verbrechen, als die »Unſchuld von der Ungerechtigkeit iſt; — ſon»dern blos deswegen, weil ich in eine Handlung »gewilligt, wozu ich genöthigt, ja ich kann ſagen, »ganz eigentlich gezwungen wurde. Dieſem »Zwange unerachtet, haben die Geſetze mich als »ſchuldig verurtheilt, weil ich eine Handlung

»began-

»begangen habe, wovon ich damals in der That »nicht einmal einen richtigen Verſtand hatte.

»Nun geſtehe ich gern zu, daß ich nichts deſto »weniger den allmächtigen Gott dadurch beleidigt »habe, daß ich meinen flüchtigen Neigungen zu »ſehr gefolgt bin, und mich zu ſehr an die eiteln »Vergnügungen dieſer elenden Welt gehangen »habe. Und eben ſo wenig iſt mein Lebenswan»del meiner Erkenntniß gemäß und mit den Ge»boten des Höchſten übereinſtimmend geweſen. »Dieſerwegen hat mir Gott dieſe Todesſtrafe be»ſtimmt, und dieß allerdings nicht anders, als »ich es verdiene. Doch danke ich ihm herzlich, »daß er mir Zeit zur Buße und zur Ausſöhnung »mit meinem Erlöſer gelaſſen, welcher an mei»ner vormaligen Eitelkeit ohne Zweifel ein großes »Mißfallen verſpürt hat.

»Derowegen, Mylords und Ihr übrige hier »verſammelte Chriſten, muß ich Euch ernſtlich »erſuchen, mit mir und für mich zu beten, damit »Gott, weil ich noch am Leben bin, nach ſeiner »unendlichen Barmherzigkeit, mir meine Sün»den vergeben wolle, ſo unzählbar und ſchwer ſie »auch geweſen ſeyn mögen. Und ich bitte Euch

»alle, mir Zeugniß zu geben, daß ich hier als »eine wahre Chriſtin ſterbe. Ich bekenne und »bezeuge demnach, von ganzem Herzen und aus »feſter unumſtößlicher Ueberzeugung, daß ich al»lein durch das Blut, Leiden und Verdienſt Jeſu »Chriſti, meines Heilandes und Erlöſers, ſelig »zu werden hoffe; hingegen alles Verdienſt eige»ner Werke und Thaten von mir entfernt achte; »indem alles mein Bemühen und Beſtreben den »Foderungen meiner Pflicht ſo wenig gemäß ge»weſen iſt, daß ich bebe, wenn ich daran denke, »daß ſie gegen mich als Zeugen meiner Straffäl»ligkeit auftreten werden. Dieſerwegen bitte ich »Euch nochmals, betet mit mir und für mich!«

Sie hatte geendet, und ſenkte ſich nun ſeitwärts auf ihre Kniee in betender Stellung. Indem ſie ihr Gebetbuch eröffnete, wandte ſie ſich an D. Feckenham: »Iſt es mir erlaubt, einen »Pſalm zu beten?« ſagte ſie in einem eindringlich bittenden Tone. »Ja, gnädige Frau,« antwortete er, mit derjenigen Dämpfung der Stimme, welche Rührung und Ehrfurcht bewirken.

Mit dem lebhafteſten Ausdruck hoher ſchwärmeriſcher Andacht, betete nun Johanna in eng-

liſcher Sprache den zweyundfunfzigſten Pſalm. Ihre Blicke flogen ohne Unterlaß gen Himmel; ihre Bruſt hob ſich gewaltſam; ihre Seele ſchien ſchon itzt ihren Ausweg aus ihrem Kerker zu ſuchen, und auf den Flügeln ihres Gebets dem Himmel zuzueilen. Tiefe heilige Stille begleitete ihre Andacht. — In dieſen Augenblicken fühlten ſich diejenigen unter den Zuſchauern, welche ſie liebten, am ſtärkſten von Kummer ergriffen. Aber auch die, welche ihr übel wollten, welche ſie auf das Blutgerüſte geführt hatten, durchdrang ein unerträgliches, unwiderſtehliches Gefühl der Beſchämung. Jünglinge verloren ſich im hohen Entzücken ihres Anſchauens; Männer ſtampften unwillkührlich mit den Füßen auf die Erde, und aus der längſt vertrockneten Thränenhöhle der Greiſe quollen noch einmal einige große Tropfen hervor, und verloren ſich unvermerkt in den tiefen Falten an Augen und auf den Wangen.

Johanna erhob ſich nun und reichte mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Mine das Gebetbuch ihrem Freunde, Sir John Bridges. Sodann winkte ſie ihren Kammerfrauen, und übergab ihnen ihre Handſchuh, ihren Schleier und ihr

Schnupftuch. Als ſie darauf die Schnüre, welche ihr Oberkleid befeſtigten, aufzulöſen anfing, trat der Scharfrichter hinzu, um ihr beym Auskleiden behülflich zu ſeyn.

»Bemüht Euch nicht,« ſagte ſie liebreich, indem ſie ſich abwandte; — »meine liebe Tilney,« (ſie winkte der einen ihrer Kammerfrauen) »Du »wirſt mir wohl noch dieſen letzten Liebesdienſt »erzeigen?«

Als ſie dieß Geſchäft vollendet, ließ ſich der Scharfrichter vor ihr auf die Kniee nieder, und bat: Ihro Gnaden mögten ihm verzeihen, was er zu thun verpflichtet wäre.

»Von Herzen gern, guter Freund!« ſagte ſie, und band das Tuch, was ihr die Kammerfrau itzt reichte, um ihre Stirn. Der Scharfrichter wandte ſie hierauf zur Seite, und gab ihr ein Zeichen, auf das Stroh zu treten, womit der Block umgeben war. Itzt erblickte ſie zuerſt den Block.

»Iſt dieß der Block?« fragte ſie den Scharfrichter. Als er dieß bejahet, ſetzte ſie hinzu: »ich »bitte Euch, macht geſchwind mit mir ein Ende.«

Sie ſenkte ſich auf die Kniee und wandte ſich noch einmal an den Scharfrichter:

»Soll es geſchehen, ehe ich mich niederlege?« ſagte ſie etwas ängſtlich.

»Nein, gnädige Frau,« antwortete der Scharfrichter, und zog ihr das Tuch über die Augen herab.

»Wo iſt er? wo iſt der Block? was muß ich »thun? Wo iſt er? wo iſt er?« — rief ſie itzt mit ſteigender Beängſtigung, indem ſie mit den Händen umhertaſtete, um den Block zu ſuchen. Sir John trat herbey, und leitete ſie nach dem Blocke hin, dem ſie auf den Knieen näher rutſchte. Sobald ſie ihn fühlte, ſtreckte ſie Leib und Hände auf den Boden aus; und kaum hatte ihr Hals den Block berührt, als auch das Beil den Kopf von demſelben trennte. —

Schweigend und in ſich gekehrt giengen die Zuſchauer nach Hauſe. Eine allgemeine Bekümmerniß ſchlich ſich an dieſem Tage aus einem Herzen in das andere. Mehrere Tage nachher war nur eine Stimme hörbar, die Stimme des allgemeinen Bedaurens. Mariens treueſte Anhänger konnten den Ausruf: die unglückliche Johanna! nicht in ihrer Bruſt erſticken. —

Das Lob der Johanna Gray flog bald aus London, bis an die Gränzen des Königreichs; von hier über das Meer durch alle Länder Europens. Das Lob der Johanna Gray ſchwebte in allen Sprachen, auf allen Lippen. — Könige meinten, ſie würde eine vortrefliche Regentin geworden ſeyn; Gelehrte ſchilderten ſie als ein Wunder, ein Meteor an dem wiſſenſchaftlichen Horizonte; Dichter erſchöpften ſich in Geſängen aller Art; gottesfürchtige Matronen ſchloſſen ſie in ihr tägliches Gebet ein, und unfehlbar würde ſie unter die Zahl der Heiligen verſetzt worden ſeyn, wenn ſie nicht als eine hartnäckige Ketzerin geſtorben wäre. Bey einem Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit, der ſonſt eben nicht empfindſam erſcheint, finde ich am Schluſſe der Erzählung ihres unglücklichen Schickſals folgende Zeilen:

Tu quibus iſta legis incertum eſt, lector, oculis;
Ipſe quidem ſiccis ſcribere non potui.

Dieſer ſowohl, als alle übrige Geſchichtſchreiber, merken als ein ſonderbares Ereigniß an, daß an dem Tage ihres Todes der Richter Morgan,

welcher die Sentenz ihres Todesurtheils abgefaßt hatte, in eine fürchterliche Raſerey verfiel. Im Wachen und im Traume ſtand das Bild der enthaupteten Johanna vor ihm. »Seht, da iſt ſie! Ach, da iſt ſie!« ſchrie er mit fürchterlicher Stimme. »Ach, ſchafft mir die todte Johanna weg!« rief er Tag und Nacht. »Schafft mir die Lady Johanna weg! um Gottes willen ſchafft ſie weg!« ſchrie er bis zu dem Momente, da er ſeinen zerrütteten Geiſt aushauchte.

So ſtark der Eindruck, welchen Johannens Hinrichtung gemacht hatte, auch immer ſeyn mogte, ſo hinderte dieß die Königin doch nicht, einige Tage nachher den Herzog von Suffolk ebenfalls auf das Schafot führen zu laſſen. So wie das Leben dieſes unbedeutenden Mannes nur durch Ereigniſſe, welche von Außen auf ihn wirkten, einiges Intereſſe erhält, ſo ſind es auch nur ein Paar Anekdoten, welche man von ſeiner Hinrichtung anzuführen, verſucht wird.

Auch ihm ward ſchon im Gefängniſſe ein katholiſcher Geiſtlicher zugeſellet; aber auch bey ihm

verſuchte dieſer ſeine Künſte vergebens. Leichter iſt der Gelehrte zu überzeugen, als der Unwiſſende. Suffolk ſetzte ein eiſernes unveränderliches Nein allen Vorſtellungen des Geiſtlichen entgegen, und da er nicht abließ, nahm er zu Grobheiten und Schimpfen ſeine Zuflucht. Der Streit dauerte noch, als der Herzog zum Schafot geführt werden ſollte. Der Geiſtliche ſchickte ſich an, ihn zu begleiten; der Herzog hingegen erklärte geradezu: er wolle ihn nicht wiſſen! Der Geiſtliche erwiederte: die Königin habe es befohlen, und drängte ſich an ſeine Seite. Der Herzog wandte ſich ſo weit von ihm ab, als möglich. Da ſie an die Stufen des Blutgerüſtes kamen, hielt er ihm die Hand vor, um ſeine Nachfolge zu verhindern. Der Prieſter faßte ihn bey der Hand, und zog den Herzog zu ſich herunter. Dichter drängte er ſich nun an ihn hinan, um zugleich mit ihm hinauf zu ſteigen. Allein der Herzog gewann ihm wieder den Vorſprung ab, und ſuchte ihn noch einmal mit Gewalt vom Schafot zurück zu halten.

»Wollt Ihr Euch noch im Tode dem Befehle der Königin widerſetzen? Ich bin auf Befehl der Königin hier!« rief der Prieſter im heftigſten

Zorn, und da einige von der Wache hinzutraten, ließ der Herzog ab, und der Geiſtliche ſtieg hinauf, und ſtellte ſich ihm zur Seite.

Suffolk hielt itzt eine kurze Anrede an die Zuſchauer, die an ſich keine Erwähnung verdient. — Bey der Aeußerung: er hoffe, die Königin habe ihm vergeben, rief der Prieſter mit lauter Stimme dazwiſchen: »Ja, Ihro Majeſtät die Königin hat Euch Eure Miſſethaten vergeben!«

Unwillig ſah Suffolk zur Seite, als ob ihm ſelbſt dieß, aus dieſem Munde zu hören, unangenehm ſey. Er fuhr ſodann wieder in ſeiner Rede fort. Nach deren Beendigung bereitete er ſich, durch das Beten einiger Pſalmen, auf die gewöhnliche Weiſe zu ſeiner Hinrichtung vor.

Als er eben im Begriff war, ſeinen Hals auf den Block zu legen, drängte ſich ein Menſch mit aller Anſtrengung zu dem Blutgerüſte, und rief ſo laut er konnte: »Mylord! Mylord! Sagt »mir doch erſt, wie ich zu meinem Gelde komme! »Ihr wißt, daß Ihr mir Geld ſchuldig ſeyd, wo »ſoll ich nun meine Bezahlung einfodern?« —

nimmt ihren Gehorſam zurück, den ſie freiwillig unter Bedingungen geleiſtet hat. — Die Königin zittert — Unverſtand und Verrath erhält ihr die Uebermacht, und nun — zeigt ſie nicht etwa, daß ſie des Thrones würdiger ſey, als die Nation glaubte; — ſondern ſie mordet über ſechszig Mitglieder der Nation, weil ſie ihrer unwürdigen Königin die Unterwürfigkeit entzogen, welche ſie nur einer würdigen, und zwar freiwillig und mit einſchränkenden Bedingungen, zugeſagt hatten. —

Wer mag überhaupt das Verhältniß begreifen, in welchem Todesſtrafe gegen Zurücknahme der Unterwürfigkeit ſteht? Aber hier iſt nun einmal nicht die Frage vom Verhältniß und Gleichgewicht. Gleichheit iſt ein geächtetes Wort, und das bisherige Verhältniß iſt ſo, bleibt ſo; maßen es einmal ſo iſt, und von Jeher — ſo behauptet man wenigſtens — ſo geweſen iſt.

Und welches iſt denn dieß Verhältniß? Der Regent befiehlt, was er will; der Unterthan muß gehorchen. — Der Regent befiehlt Druck und Ungerechtigkeit, ſobald ſeine ſchlechte Erkenntniß, ſeine eigennützige Leidenſchaften, oder ſein

böſer Wille ihn auf die Phantaſie führt; — der Unterthan muß immer gehorchen! — Der Regent hat Gewalt, ſeinen Befehlen Nachdruck zu geben, ſobald er nur die geringſte Schwierigkeit und einen ſcheinbaren Widerſtand findet; — der Unterthan muß ſich jede Einſchränkung gefallen laſſen, ſie ſey ſo unbequem, ſo nachtheilig für ihn, als ſie immer wolle. Der Regent treibt es zu weit, findet wirklichen Widerſtand, überwältigt ihn, und — läßt nun das edelſte Blut von dem Schafot herabfließen, und die Unterthanen zu halben, zu ganzen Hunderten an den Galgen knüpfen; die Unterthanen ſchaudern, neigen ihr Haupt zu den Füßen des Regenten, um nur ihre Nacken gegen die Schlinge oder das Beil des Nachrichters zu ſichern. — Wenn man nun erwägt, daß der Regent auch allein beſtimmt und beſtimmen kann, was Ungehorſam und Widerſetzlichkeit iſt und ſeyn ſoll, daß er dieß ſo weit ausdehnen und einſchränken kann, als ihm und ihm nur allein beliebt; daß er z. B. wenn er wollte, dieſe Reflexion ſchon für Aufruhr erklären, das ganze Buch deswegen unterdrücken, den Verfaſſer zur Verantwortung ziehen, oder doch wenigſtens gelegentlich dafür

Anſehen könnte, wenn er wollte; ſo weiß ich doch wahrlich nicht, ob man gleich als ein enragé erſcheint, wenn man den Kopf ſchüttelt, oder die Achſeln zuckt, oder für ſich murmelt: daß unter den beiden Parteien doch ungleich getheilt ſey. —

Oder giebt es Verhältniſſe, in welchen gar kein Unrecht ſtattfindet? Kann hier nur der Unterthan die Macht des Regenten ſchmälern, und kann der Regent durch nichts die Rechte der Unterthanen kränken? Iſt es überhaupt Unſinn und Frevel, wenn man von Menſchenrechten redet? — So ſcheint es, und faſt ſollte man glauben, es werde noch dahin kommen, daß es ſchon für frevelhaft und gefährlich erklärt wird, dem Menſchen zu ſagen, daß er ein Menſch ſey. Verlangt man doch ſchon itzt hin und wieder, daß man ihm nicht ſagen ſolle, daß er Rechte habe, ſondern ihn ſtets und allein darauf führen, daß er Pflichten zu erfüllen ſchuldig ſey. Wo liegt die Unwahrſcheinlichkeit, daß es irgend einem Regenten einfallen könne, zu wollen: Niemand ſolle mehr den Andern erinnern, daß er ein Menſch ſey, ſondern ihn nur

Unterthan anreden, ihn überall an kein Verhältniß, als das des Unterthanen erinnern? —

Sind wir erſt in dem goldenen Zeitalter, dann wird es freilich niemand mehr ſcheuslich nennen, niemand mehr darin eine empörende Kränkung und Erniedrigung der Menschheit finden, daß Maria ſich öffentlich ſechshundert Menſchen, mit dem Galgenſtrick um den Hals, vorführen ließ, und ihnen dann aus königlicher Huld und Milde, das Leben ſchenkte! — Es ſind ja nur Unterthanen, die der Gewalt der Königin die uneingeſchränkte ſchuldige Unterthänigkeit entzogen! —

Ich, an meinem Theile, muß freilich geſtehen, daß mir dieſe machiavelliſche Weisheit zu hoch und zu wunderlich iſt, daß ich nicht vergeſſen kann, daß ich ein Menſch bin, und daß ich daher in dieſem Augenblicke den lebhafteſten Abſcheu und die tiefſte Verachtung gegen eine Königin empfinde, die es vergaß, daß ihre Unterthanen nicht blos Unterthänige, ſondern auch Menſchen ſeyn, wie ſie

ſelbſt; nebſt ihren Pflichten auch Rechte haben, wie ſie ſelbſt!

Noch war Sir Thomas Wiat übrig, welchem, als entſchiedenen Räthelsführer, auch noch ein ſchrecklicherer Tod, als den Uebrigen, bevorſtand. Sir Thomas war nicht der Mann, der mit Gleichgültigkeit einem ſolchen Schickſale entgegen ſehen konnte. So lange er ſich vom Glück über alle Hinderniſſe hinweg gehoben fühlte; ſo lange ein zahlreiches Heer ihn umgab, begleitete ihn auch ein ungezweifelter Muth zu allen ſeinen Unternehmungen. Aber mit ſeinen Anhängern war auch dieſer von ihm gewichen, und er fühlte ſich verlaſſen, zu Boden gedrückt, entkräftet. Der Drang nach Größe und Ruhm hatte einer ganz gemeinen Liebe zum Leben Platz gemacht, und dieſe ängſtigte ihn Tag und Nacht, um Mittel zu der Befriedigung derſelben zu erſinnen.

Vergebens ſtrengte er ſeine Erfindungskraft auf das gewaltſamſte an; er fühlte itzt, wie wenig ſie der hohen Idee entſprach, welche er bisher von ihr gehegt hatte. Mit der wachſenden

Furcht

Furcht vor dem Tode erſchien er ſich ſelbſt mehr und mehr als ein gemeiner Menſch, und ſo ſank er, in dem Entwurfe zu ſeiner Lebensrettung, nach eben dem Verhältniſſe tiefer herab. Sein Urtheil war indeß geſprochen; der Tag ſeiner Hinrichtung nahte heran, und mit jeder Stunde wurde ſein Zuſtand peinigender. Endlich drängte ihn die Angſt ſo ungeſtüm, daß er ſich geneigt fühlte, jede Nichtswürdigkeit zu begehen, wenn nur dadurch ſeine Rettung bewirkt werden könnte.

In einer von den Stunden, in welcher dieß Gefühl recht lebhaft wurde, fiel ihm ein, was Carev von ſeiner Verbindung mit dem Grafen von Devonſhire und der Prinzeſſin Eliſabeth geäußert hatte. — In dem Augenblicke war es beſchloſſen, — durch die Aufopferung dieſer Beiden ſein Leben zu retten.

In dieſer Abſicht ließ er dem Kanzler ſagen, daß er wichtige Geheimniſſe entdecken wolle, dafern man ihm Leben und Begnadigung verſpräche. Gardiner, der längſt gehofft hatte, Eliſabeth bey dieſer Gelegenheit mit verwickelt zu finden, ahnete dieſer Hoffnung zufolge, welches die Geheimniſſe ſeyn könnten, die Wiat zu entdecken habe. Un-

vorzüglich gab er der Sternkammer Nachricht von ſeinem Verlangen, und Befehl, ihn darüber zu verhören. Am Tage des Verhörs wurde ſeine Ungeduld ſo groß, daß er ſich ſelbſt nach dem Gerichtshofe begab, ſogar ſelbſt die Inquiſition leitete.

Es gelang ſeiner Liſt gar leicht, durch unbeſtimmte Verheiſſungen dem geängſteten Ritter in dieſem Zuſtande der Ueberſpannung das Geſtändniß abzulocken, daß Eliſabeth und der Graf von Devonſhire Theilnehmer des Aufruhrs geweſen wären. — Mehr als dieß allgemeine Geſtändniß, war indeß für itzt nicht aus ihm zu bringen. Er beſtand darauf, daß ihm der Miniſter erſt eine beſtimmte königliche Verſicherung über ſeine Begnadigung ausfertigen ſolle.

So wichtig und erwünſcht nun auch ſowohl der Königin als dem Miniſter dieſe Entdeckung war, ſo ſehr viel ihnen auch daran lag, der Sache tiefer auf den Grund zu dringen; ſo wollte ſich doch der Stolz und die Rachſucht der Königin zu dieſer Bedingung nicht verſtehen. Gardiner warf einigemal ein: dieſer Wiat ſey ein unbedeutender Menſch, den man überdem gar leicht ſo

einſchränken könnte, daß ſeine fernere Exiſtenz keine Gefahr drohe. Allein Maria wollte hiervon nichts hören. Finſter ſagte ſie: »Er iſt ein »Hochverräther, er muß ſterben.« —

Demüthig wandte Gardiner dagegen ein, daß er allerdings den Tod zehnfach verdient habe, nur glaube er, daß die völlige Entwickelung der Verrätherey Eliſabeths und des Grafen von Devonſhire wichtiger ſey, als das Leben oder der Tod dieſes Menſchen. Wenn man jenes um einen ſo wohlfeilen Preiß erhalten könnte, ſo wäre ſeine unmaßgebliche Meinung —

»Ich werde mich nie mit einem nichtswürdi»gen Hochverräther auf Bedingungen einlaſſen,« erwiederte Maria; »habt Ihr keine Mittel, ihn »zum Geſtändniß zu bringen? Er muß geſtehen, »und ſterben!«

Gardiner ließ nun Verhöre auf Verhöre folgen. Ermahnungen, Kunſtgriffe, Drohungen, Folter — alles wurde angewandt, um Wiat zu einem Geſtändniſſe der näheren Umſtände und ſicherer Angaben zu bringen; — allein Wiat geſtand nichts weiter, weil er nichts weiter wußte. Er hatte gehofft, gleich auf jene allgemeine Aus-

ſage die Verſicherung ſeiner Begnadigung zu erhalten. — Die Todesangſt ergreift ja auch einen Strohhalm, um ſich daran zu retten. Er ſah nun wohl ein, daß dieſe Hoffnung vergeblich geweſen ſey; nun trat die Beſchämung an die Stelle der Hoffnung. Ungeachtet man ſeine Hinrichtung von einer Woche zur andern aufſchob, ſo beharrete er doch ſtandhaft dabey, er werde nichts weiter geſtehen.

Dieß war nun aber auch ſchon hinlänglich, Eliſabeth und ihren Freund ſo zu behandeln, als ob ein erheblicher Beweis gegen ſie geführt ſey. Courtney, der ſich gerade zu London befand, wurde ergriffen und in den Tower geführt. Eine beträchtliche Wache wurde nach dem Landhauſe der Prinzeſſin geſandt, um ſie ebenfalls dahin abzuholen.

Die Ankunft dieſes Beſuchs ließ Eliſabeth, die ſchon längſt etwas dergleichen gefürchtet hatte, auch die Veranlaſſung dazu ahnen. Ihr Gewiſſen ſtellte ihr überdem noch die Sache ſchlimmer dar, als ſie in der That war. Sie bereuete itzt, wiewohl zu ſpät, ihre Unvorſichtigkeit, und ſah in dem Haſſe ihrer Schweſter und des Miniſters,

wo nicht ihren baldigen Tod, doch zum wenigſten eine ewige Gefangenſchaft.

So ſtark ſie auch dieſe Vorſtellungen natürlicher Weiſe ergreifen mußten, ſo raubten ſie ihr doch keinesweges die Gegenwart des Geiſtes. Sie dachte ſogar darauf, der Gefahr ſelbſt noch zu entrinnen, ſich im Lande zu verbergen, oder ins Ausland zu entfliehen.

Der Officier, welcher den Auftrag hatte, ſie zu verhaften, war ein junger Ritter, der ihr auch wohl zuweilen aus der Ferne einen huldigenden Blick zugeſandt, allein ſich ihr nie eigentlich genähert, auch ſeit längerer Zeit ſich gänzlich zurückgezogen hatte. Da ſie ſich ihrer Gewalt über die Herzen junger Männer bewußt war, und ſeine bisherige Entfernung auf die Rechnung ſeiner Beſcheidenheit ſetzte, ſo hoffte ſie auch ihn leicht durch ihre Freundlichkeit zu beſtechen, vielleicht gar für ihren Dienſt zu gewinnen.

In einem reizenden Morgenkleide auf ein Ruhebette hingeworfen, ließ ſie den Ritter vor ſich kommen, um ihn wegen der Abſicht ſeiner Sendung zu befragen. Matt und hinfällig, mit dem Schmachten im Auge; mit dem ſanften Kolorit,

welches der Schreck bewirkt hatte, auf der tief in die Haube verſteckten, und ſo ſcheinbar ſchmalen Wange; mit der Abſpannung der Muſkeln, welche dem hingeſunkenen weiblichen Körper dieſen eigenthümlichen unwiderſtehlichen Reiz giebt, lag ſie da, ein Bild des ſanften körperlichen Leidens, und lächelte dem Ritter bey ſeinem Eintritte die Ankündigung ihres Unvermögens entgegen.

Sie bedaure, liſpelte ſie mit matter kaum hörbarer Stimme, daß eine Unpäßlichkeit es ihr unmöglich mache, die Befehle der Königin ſogleich zu vollziehen. Sie bitte den Ritter nur um die kleine Gefälligkeit, einige Tage hier zu verziehen. Sobald ihre Kräfte ſich nur ein wenig geſammelt hätten, ſey ſie bereit, ihm zu folgen.

Ein Begehren dieſer Art würde in unſern Tagen, bey unſerer militäriſchen Einrichtung und Subordination, ſchon ungereimt klingen. Damals aber konnte Eliſabeth wohl auf die Erfüllung ihrer Bitte rechnen, wenn es ihr gelang, den Ritter für ihren Wunſch einzunehmen. Hätte ſie dann dieſe Verzögerung nur erſt erlangt, ſo, hoffte ſie, ſollte es ihr auch an einem fernern Auswege nicht fehlen.

Der Erfolg zeigte indeſſen gar bald, daß ſie ſich in der Beurtheilung des Ritters, und alſo auch in ihren Hoffnungen, ſehr getäuſcht habe. Nicht Beſcheidenheit, ſondern eiferſüchtiger Verdruß, hatten ihn von ihr entfernt. Er hatte es nicht ertragen können, ſich Andern nachgeſetzt zu ſehen, Eliſabeths Kälte für eine Beleidigung genommen, und dieſe Empfindlichkeit war in einen Haß gegen die Prinzeſſin übergegangen. Deshalb hatte er dieſen Auftrag, ſie zu verhaften, geſucht, weil er eine Gelegenheit darin fand, ſich für jene Beleidigung zu rächen. Eben deshalb machten nun auch Eliſabeths Vorſtellungen keine andere Wirkung, als daß ſie den Genuß ſeiner Rache nur noch erhöheten. Mit verſtelltem Bedauern bezog er ſich auf die Strenge ſeines Befehls, und befahl der Prinzeſſin, wiewohl mit den Worten und der Stellung eines demüthig Bittenden, ſich ſogleich zur Abreiſe anzuſchicken. Alle Vorſtellungen, alle Bitten, alle Thränen waren Predigten für taube Ohren. Der Ritter ließ eine Sänfte für die Prinzeſſin herbeybringen, und die Abreiſe gieng vor ſich.

Unerachtet Eliſabeth mehr als einmal durch die Beſchwerlichkeiten der Reiſe ſcheinbar in Ohnmacht fiel, und dadurch eine Zögerung der Reiſe veranlaßte, langte ſie doch noch an eben dieſem Tage in London an. Die Königin fand nicht für gut, ſie durch die Stadt nach dem Tower führen zu laſſen. Ihre deſpotiſche Furcht ſpiegelte ihr eine Gefahr darin vor. Daher führte ſie der Ritter, ſeinem Befehle zufolge, nach dem Palaſte Whitehall, wo ſie auf das ſtrengſte bewacht wurde, und ihr durchaus nicht erlaubt war, irgend einen Menſchen, außer einer alten Kammerfrau, welche eigentlich eine beſtändige Beobachterin abgab, zu ſehen oder zu ſprechen.

So genau ſie hier auch bewacht wurde, ſo führte ſie dann doch eben die Befürchtung, welche ſie hieher geführt hatte, auch bald wieder von hier hinweg. Allerley chimäriſche Vorſtellungen, von einer Partei, welche ſie zu befreyen trachte, und die in Mariens erhitztem Gehirne allein exiſtirte, ſpiegelten ihr vor, ſie ſey in Whitehall nicht ſicher genug. Sie wurde alſo in der Nacht unter einer ſtarken Bedeckung in den Tower geführt. Bey ihrer Ankunft erhielt der Lieutenant

deſſelben, Sir John Bridges, Befehl, ſie auf das ſtrengſte zu behandeln, und ſie auf keine Weiſe von den übrigen Criminalgefangenen zu unterſcheiden.

Nach einem Aufſchub von zwey Monaten, und mannichfaltigen vergeblichen Verſuchen, Sir Thomas Wiat noch genauere Bekenntniſſe abzulocken, oder abzuzwingen, verzweifelte der Miniſter nun daran, und es wurde nun aufs neue der Tag ſeiner Hinrichtung angeſetzt. Wiat, itzt überzeugt, daß durchaus keine Rettung ſeines Lebens mehr zu hoffen ſey, und von einem Vorwurfe ſeines noch nicht völlig getödteten Gefühls beſtürmt, faßte nun den Entſchluß, ſeine Niederträchtigkeit, da ſie ihm nichts nützen ſollte, nun auch für die, welche er hatte aufopfern wollen, unſchädlich zu machen. Deshalb hielt er, am Tage vor ſeiner Hinrichtung, noch einmal um ein Verhör an. Gardiner eilte, ihm ſeine Bitte zu gewähren, weil er wieder zu hoffen anfing, ſein Eigenſinn ſey endlich durch die Todesfurcht überwältigt, und er werde nun unbedingt geſtehen, was er bis dahin nur nach erfüllter Bedingung hatte eröffnen wollen. In dieſer Erwartung begab er ſich abermals ſelbſt in die Ge-

richtsſitzung, damit ihm nichts von dem Geſtändniß, bis auf den kleinſten Umſtand, entgehen mögte.

Wiat erſchien, und gab nach Anhörung einer herzrührenden Ermahnung des Miniſters zum Protocoll:

»Daß er in der Hoffnung, ſein Leben zu retten, eine falſche Ausſage gegen die Prinzeſſin »Eliſabeth und den Grafen von Devonſhire vorgebracht habe, worüber er itzt die ſchmerzlichſte »Reue empfinde. Er halte ſich daher in ſeinem »Gewiſſen verbunden, hierdurch und an Eides »ſtatt zu verſichern, daß ſowohl die Prinzeſſin, »als der Graf von Devonſhire, ſeines Wiſſens »nicht den geringſten Antheil an der Verſchwörung genommen, noch von dem Anſchlage dazu »auch nur einige Wiſſenſchaft gehabt hätten. Er »widerrufe daher ſeine Ausſage, als eine Verläumdung und von ihm ſelbſt, in der angezeigten Abſicht, erdichtetes Mährchen; und bitte die »Prinzeſſin ſowohl, als den Grafen von Devonſhire, deshalb reuig und demüthig um Vergebung.«

Man entwerfe ſich ſelbſt ein Gemälde von dem Zorn, in welchen Gardiner über dieß Be-

kenntniß gerathen mußte. In den erſten Augenblicken vergaß er ganz die Rolle der Sanftmuth und Ertragſamkeit, welche er überall und bey jeder Gelegenheit zu ſpielen befliſſen war. Ein Strom von Verwünſchungen und Drohungen ergoß ſich auf den unglücklichen Wiat, um ihn zum Widerruf des Widerrufs zu bewegen. Allein der Ritter, der nichts mehr zu verlieren hatte, erwiederte Vorwürfe mit Vorwürfen, und bezeigte gegen Drohungen diejenige Verachtung, welche der Verzweiflung eigen iſt. Gardiner, hierdurch wieder in ſeine gewöhnliche Faſſung zurückgeführt, verſuchte nun noch einmal ihn durch eine ſchaudervolle Darſtellung der Hölle wankend zu machen, und da auch dieſe den zum Tode Verurtheilten nur mehr bey ſeiner Ausſage beſtärkte, als davon abwendig machte, ſo wandte er ihm voll Unwillen den Rücken und entließ ihn. Am andern Morgen wurde Sir Thomas zum Blutgerüſte geführt, und da er befürchtete, der Miniſter mögte ſeine letzte Ausſage unterdrücken, ſo wiederholte er ſie hier in ſeiner Anrede an das Volk noch einmal auf das feierlichſte, und beſtätigte ſie unmittelbar darauf mit ſeinem Tode.

Hatte Gardiner ſchon heftigen Unmuth über dieſe fehlgeſchlagene Erwartung empfunden, ſo gerieth Maria darüber in einen ſo heftigen Anfall von Wuth, daß Gardiner in der That dadurch in eine ſehr unangenehme Verlegenheit geſetzt wurde. Wiat's Anklage war der einzige Beweis gegen Eliſabeth und Courtney geweſen. Da er ſie zurücknahm, nahm er zugleich jeden nur einigermaßen ſcheinbaren Vorwand ihnen wehe zu thun, oder ihnen wohl gar an's Leben zu greifen, mit hinweg. Zuſammenſtürzte alſo auf einmal das ſchöne Gebäude froher Erwartungen, was Haß und Rachbegierde auf dieſem Grunde aufgeführt hatten. Nicht nur ſchmerzte es ſie, den Genuß ihrer Rache, den ſie ſchon im Vorſchmack ſo ſüß empfunden hatte, nun aufgeben zu müſſen; ſie fühlte es in dieſem Augenblicke unausſprechlich quälend: es ſey kein Glück für ſie zu hoffen, ſo lange ſie dieſe Beiden neben ſich auf der Erde dulden müſſe. Dennoch hatte ſie auch nicht Herz genug, ſie ohne Schein des Gerechten morden zu laſſen.

Zwar meinte Gardiner, der Schein des Gerechten ſey durch den Widerruf des Delinquenten noch nicht verſchwunden; ſeine erſte Ausſage be-

halte ſo viel Gewicht, als ſeine letzte, und es ſey die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß er nur aus Verdruß widerrufen, weil die Königin ſeine Erwartung nicht erfüllt habe. Ueberdieß führte er noch manche Wahrſcheinlichkeitsgründe an, aus welchen erhelle, daß beide Inquiſiten nothwendig ihre Hände bey dem Aufruhr mit im Spiele gehabt haben müßten. Da es nun Staatsraiſon ſey, der Ruhe und Sicherheit wegen, lieber einige Menſchen zu viel, als zu wenig hinrichten zu laſſen, und der Verdacht in dieſem Falle ſchon ſo gut als die That gravire; ſo wäre er der Meinung: Ihro Majeſtät könnten immer die Hinrichtung an Eliſabeth und dem Grafen von Devonſhire vollziehen laſſen.

Allein dieß Raiſonnement wirkte doch wenig auf Marien, ſo beredt auch der Kanzler es vortrug. Eine widerſtrebende Empfindung, aus Furcht und Frömmeley gemiſcht, ſchreckte ſie von demſelben zurück. Sie fuhr fort zu klagen und zu toben, ohne ſich auf ſeinen Vorſchlag einzulaſſen. — Endlich merkte Gardiner, daß es ihr nicht ſowohl am Willen, als vielmehr am Muth, dieſen Willen unter ihrer Autorität ausführen zu laſſen, ge-

breche. Sobald er dieß mit Gewißheit wußte, war auch ſein Entſchluß gefaßt. —

Es koſtete ihn wenig Mühe, Marien zu überreden, daß ſie ihm dieſe Angelegenheit ganz überlaſſen mögte. — Und nun verſprach er mit Zuverſicht, daß er ſie in wenig Tagen von dieſen beiden gefährlichen Perſonen befreien wolle. Er erklärte ſich nicht weiter, und Maria fand auch nicht für gut, weiter nachzufragen. —

Gardiners Plan war beinah eben ſo ſchnell geboren als empfangen. Einem Miniſter fehlt es nie an Händen, wenn er etwa nicht für gut befinden ſollte, die ſeinigen ſelbſt ans Werk zu legen. Ein feiler Sekretair ſchmiedete noch an eben dieſem Tage eine königliche Ordre an den Lieutenant des Towers, die Hinrichtung Eliſabeths und des Grafen von Devonſhire vollziehen zu laſſen. Dieſer Befehl mußte aber auch eine Unterſchrift haben, um gültig zu ſeyn; und dieſe hätte, nach dem eigentlichen Gange des Rechts, entweder unmittelbar von der Königin, oder doch wenigſtens von dem Miniſter, unter dem königlichen Siegel, herrühren müſſen. Da es hier aber nur um den Schein des Rechts zu thun

war, ſo glaubte Gardiner, eine ſcheinbare Unterſchrift ſey auch hinlänglich zur Erreichung dieſes Zwecks. Durch das Organ des Sekretairs, ließ er zu dem Ende einigen Mitgliedern des Geheimenraths, deren niedere, feile Denkensart er kannte, und welche die Königin ſchon mehr als einmal hatte empfinden laſſen, daß ſie ihnen eben nicht wohlwolle, vorſtellen: wie die Königin den Tod der Prinzeſſin Eliſabeth und des Grafen Courtney wünſche, gleichwohl, aus guten Gründen, nicht geradezu denſelben in ihrem Namen wolle vollziehen laſſen. Gewiß würde aber kein ſichreres Mittel ſeyn, die Gunſt derſelben für immer in einem ganz vorzüglichen Grade zu gewinnen, als wenn ſie unter der Hand, und ohne ihr Wiſſen, die Hand dazu böten.

Da er ſie bereit hiezu fand, und es nur noch auf das Wie? ankam, ſo rückte er mit ſeiner Ordre hervor, und erklärte, daß es nichts weiter bedürfe, als ihre Namen unter dieſelbe zu ſetzen. Uebrigens ſollten ſie in die Ausführung derſelben weiter im geringſten nicht mit verwickelt werden. Die Räthe erfreuet, auf einem ſo kurzen und bequemen Wege zu dem Ziele ihrer Wün-

ſche zu gelangen, leiſteten die Unterſchrift ohne die geringſte Schwierigkeit, und der Befehl wurde dem Lieutenant des Towers zugefertigt.

Gardiners Erwartung zufolge, ſollte dieſer den Befehl, im Namen der Königin, als einen königlichen Befehl anſehen und in Ausübung bringen. Sodann hätten die Königin und der Miniſter erklärt: die Sache ſey ohne ihr Wiſſen und Willen geſchehen. Zur Beglaubigung dieſer Erklärung, und zur Genugthuung für die vielleicht große Partey der Anhänger der Eliſabeth, hätte es dann weiter nichts bedurft, als die Räthe, welche die Unterſchrift geleiſtet hätten, aufzuopfern. Wahrlich ein Anſchlag, der eines Miniſters einer uneingeſchränkten Monarchin würdig war, und ſeiner ſinnreichen Erfindung wegen allein verdient hätte, ausgeführt zu werden!

Allein Sir John Bridges, ein Mann von eben ſo viel Klugheit als Rechtſchaffenheit, machte einen unauslöſchlichen Querſtrich durch dieſe Rechnung. Eben das menſchliche Gefühl und die feinen Sitten eines galanten Ritters, der ſeine Pflichten gegen das weibliche Geſchlecht kennt, — welches ihn ſchon zu einer gütigen Behandlung

Johan-

Johannens veranlaßt hatte, — wurde auch die Urſache, daß er die ſtrengen Befehle, welche er der Eliſabeth wegen erhielt, gleich anfangs bey weitem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllte. Nachher wurde er täglich mehr für ſie eingenommen, und Eliſabeth war völlig überzeugt, daß ſie ihn unter die Zahl ihrer Verehrer rechnen könne.

Der Befehl, ſie heimlich hinrichten zu laſſen, mußte alſo für ſein Gefühl eben ſo abſchreckend als verdächtig für ſeinen Verſtand ſeyn. Er vermißte ſogleich die königliche Unterſchrift, und vermuthete einen Betrug. Ohne ſich weiter zu bedenken, ſteckte er den Befehl zu ſich, und begab ſich damit zu der Königin, um ihr denſelben vorzulegen, und ſich eine Erklärung und Verhaltungsbefehle darüber zu erbitten.

Dieſen Streich hatte Gardiner freilich nicht erwartet. Er wurde alſo dadurch beinahe eben ſo außer Faſſung gebracht, als die Königin ſelbſt. — Die Erſcheinung eines redlichen Mannes, auf dem Schauplatze der Intrigue und des Betrugs, iſt oft ſchon allein hinlänglich, ſchändliche Anſchläge zu zerſtören. — Beide erklärten, daß ſie nichts

davon wußten, daß eine ſchändliche Betrügerey dahinter ſtecke, und daß man die Sache unterſuchen müſſe. — Man fragte nach; die Räthe läugneten, die Unterſchrift geleiſtet zu haben; — die Sache wurde niedergeſchlagen, und Eliſabeths und Courtney's Leben waren für dießmal gerettet. —

Freilich nur für dießmal. Der Graf von Devonſhire hatte ſeine unſchuldige Verhaftung ſo tief empfunden, daß ſeine Geſundheit dadurch in ihren feinſten Verwebungen zerrüttet war. — Eine unverſöhnliche Bitterkeit grub ſich in ſeine Seele, und zerſtörte ebenfalls in dieſer die edelſten Lebenskräfte. Sobald er ſeine Freiheit wieder erhalten hatte, begab er ſich, aus Haß gegen das Land, in welchem er nun ſchon ſo manche Kränkung erfahren, und ſelbſt aus Verdruß über Eliſabeth, welche ihm ganz trocken hatte ſagen laſſen, er möge nicht ferner an ſie denken, auf Reiſen nach dem feſten Lande. Sein regelloſer Weg führte ihn nach Italien, um in dem damaligen Kriege auf dem Bette der Ehre ſeinen Tod zu ſuchen. Er fand ihn, aber noch ehe er ſein Ziel erreichte; und in ihm verwelkte eine der edel-

ſten Stauden, welche der engliſche Boden da-
mals nährte.

Eliſabeth ward es nicht ſo gut, durch den
Beweis ihrer Unſchuld auch ihre Freiheit zu er-
halten. Das Betragen des Lieutenants des To-
wers hatte das Mißtrauen der Königin gegen ihn
erregt; wenigſtens wußte ſie nun, daß er ihre
ärgſte Feindin mit Achtung und Menſchlichkeit
behandele. Unter dem Vorwande, ſie einem Ge-
fängniſſe zu entziehen, was ſie nicht verdiente,
wurde ſie, bis zur völligen Aufklärung ihrer Un-
ſchuld, auf das Kaſtel zu Woodſtock geſandt. Die
königliche und ſchweſterliche Fürſorge Mariens
übergab ſie hier dem Commandanten der Feſte,
dem Ritter Bennefield, deſſen harte, deſpotiſche
Gemüthsart und fanatiſcher Katholicismus ihn
allerdings zu einem vollkommenern Kerkermeiſter
machte, als Sir John Bridges. Hier lebte Eli-
ſabeth noch weit ſorgen- und kummervollere Tage
als vorher. Entbehrung ihrer Freiheit, harte
demüthigende Behandlung, Entbehrung ſelbſt der
gewöhnlichſten Bequemlichkeiten des Lebens,
wurden noch drückender durch die gänzliche Ent-
behrung der Huldigung ihrer Reize, die ſonſt

ihre Eitelkeit noch wohl für ähnliche Härte des Schickſals ſchadlos gehalten hatte.

Dennoch würde ſich ihre Geſchmeidigkeit noch eher in dieſe zwangvolle Lage gefügt, und die Hoffnung auf beſſere Zeiten ihr ſelbſt Ruhe und Faſſung gegeben haben, wenn eine peinigende Ungewißheit ſie nicht täglich mit neuen Schreckbildern gequält hätte. Sie fürchtete, und zwar nicht mit Unrecht, daß man ſie nur hier aufbewahre, um noch eine Gelegenheit zu ſuchen, ſie aus der Welt zu ſchaffen. In jedem, der ſich ihr nahete, ſah ſie daher einen Meuchelmörder oder einen Henker. Auch war in der That ſchon, in mehr als einer Seele, der Gedanke entſtanden, durch ihre Ermordung ſich der Königin zu empfehlen, und würde auch ohne Zweifel durch mehr als eine Hand ſchon zur Ausführung gebracht worden ſeyn, wenn nicht Ritter Bennefield eben ſo redlich geweſen wäre, als er rauh und unmenſchlich war. Er hatte den Auftrag ſie zu beſchützen, und den erfüllte er mit ſo gewiſſenhafter Genauigkeit, daß es niemand wagte, auch niemand Gelegenheit fand, einen Anſchlag dieſer Art zu faſſen, geſchweige denn zur Ausführung zu bringen.

Dieſe Angelegenheiten hatten die angefangene Säuberung der Religion und des Kirchenweſens, von dem Sauerteige der Ketzerey und Neologie, einige Monate unterbrochen; daher begann ſie nun, nach Beendigung derſelben, mit erneuerter und verſtärkter Hitze. Täglich hörte man von Vorladungen, Abſetzungen, Einkerkerungen — die Gefängniſſe, welche durch die begnadigten Aufrührer erledigt waren, wurden bald wieder mit Ketzern angefüllt. Man verfuhr hiebey ganz ohne Anſehen der Perſon, ſo daß die angeſehenſten Biſchöfe und Gottesgelehrte mit den armſeligſten und unwiſſendſten Unglücklichen aus den Hefen des Volks beinahe einerley Schickſal hatten.

Manche von den Häuptern der proteſtantiſchen Partei waren dieſem Schickſal durch die Flucht nach Deutſchland zuvorgekommen; Andere ſuchten ihm noch täglich durch dieß Mittel zu entgehen, wiewohl es einem jeden Eingebornen verboten war, auszuwandern, und auch nach Maßgabe der mangelhaften Polizey der damaligen Zeit ſtreng über die Exekution dieſes Verbots gehalten wurde. Andere hingegen glaubten, gleich Cranmern, ſich

durch ihre Pflicht gefeſſelt; oder folgten dem ſchwärmeriſchen Wunſche, ſich in dieſen Verfolgungen das Märtyrerthum zu erwerben.

Unter die Zahl dieſer letztern verdient vielleicht nicht ganz mit Unrecht der übrigens ſo ehrwürdige Greis Latimer gerechnet zu werden. Schon in den letzten Jahren der Regierung Eduards hatte er das Haus ſeines Freundes Cranmer, bey dem er nach ſeiner Befreiung aus dem Gefängniſſe ſich aufhielt, verlaſſen, um ſeinem Hange nach Ungebundenheit zu folgen. Mit der Erlaubniß zu predigen, wo er wolle, und dem heißen Eifer, Gutes zu wirken, wo er könne, reiſete er auf dem Lande umher, verweilte bald hie, bald da einige Zeit, und ließ ſeine Predigerſtimme an allen Orten erſchallen, wo er verweilte. Ueberall, wo er ſich ſehen ließ, war er das Schrecken deſpotiſcher Edlen, betrüglicher Richter, ſittenloſer Geiſtlichen und nichtswürdiger Hausväter; überall die Zuflucht der Bedrängten und Hülfbedürftigen.

Zwar hatte ſich ſein Einfluß bey Hofe nach und nach, insbeſondere unter Northumberlands Staatsverwaltung, um vieles vermindert; aber

deſto größer und feſter war ſeine perſönliche Achtung geworden. Was man ehemals von ſeinem Anſehen bey dem Könige und dem Herzoge von Suffolk erwartet oder gefürchtet hatte, erwartete oder fürchtete man itzt von ihm ſelbſt. Daher begleitete noch immer Segnung ſeine Fußtritte, wenn er ſich entfernte, und gieng noch immer Ehrfurcht und Liebe vor ihm her, wenn er ſich nahte.

Da nun nach dem Aufruhr in der Londoner Kathedralkirche das Predigen ohne beſondere Erlaubniß überhaupt verboten war, ſo war auch Latimers Privilegium dadurch vernichtet. Allein weit entfernt, ſich dieſem königlichen Befehle zu unterwerfen, predigte er vielmehr nun noch eifriger und heftiger. Die Veränderungen, deren täglich mehr wurden, gaben ihm auch täglich neuen Stoff. Er wußte, daß dieß nicht würde überſehen werden; allein insbeſondere, ſeitdem Cranmer und Ridley, bisheriger Biſchof von London, gefänglich eingezogen waren, empfand er eine Sehnſucht, gleiches Schickſal mit ihnen zu haben. Er beneidete ſie gewiſſermaßen um ihr früheres Märtyrerthum; wenn man das heiße

Verlangen, mit Andern zugleich eines Glückes theilhaftig zu werden, Beneiden nennen darf.

Der Charakter Latimers war der Königin und Gardiner ſo wenig bekannt, als ſein allgemeines und ſo feſt gegründetes Anſehen. Dieß war die Urſache, warum ſie, – ſo wenig es ſonſt in ihren Plan gehörte, Menſchenblut zu ſchonen und Aufſehen zu vermeiden — es ganz gern geſehen haben würden, wenn er ſich durch die Flucht der Inquiſition entzogen hätte. Da man aber hierauf, eben weil man ihn kannte, nur wenig rechnen konnte, ſo hätte man ihn am liebſten ganz vergeſſen, wenn er nur nicht durch ſein Betragen das Gegentheil zur unvermeidlichen Nothwendigkeit gemacht hätte. Da er fortfuhr, öffentlich zu reden und zu handeln; da er, durch die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments und alte Jugendgewohnheit verleitet, nicht ſelten in ſeinen Predigten gegen die Katholiken und die neuern Einrichtungen polemiſirte, und die Maßregeln der Königin zum Gegenſtande ſeines Witzes und ſeiner Laune machte; ſo ſah ſich Gardiner endlich genöthigt, gegen ihn zu verfahren.

Aber auch ſelbſt der erſte Schritt zeugte von dem fortdauernden Wunſche, ihn zum Schweigen

und zur Ruhe zu bringen, damit man ihn vergeſſen könne. Ein Befehl des Geheimenraths wiederholte für Latimer ganz beſonders das Verbot zu predigen, und verwies ihn in ein Landſtädtchen in der Grafſchaft Suffolk; mit dem Bedeuten, ſich dort ruhig zu verhalten, und bey Gewärtigung einer ſehr nachdrücklichen Strafe, daſſelbe nicht weiter zu verlaſſen.

Latimer folgte zwar dieſer Verweiſung, allein er fuhr fort, zu predigen. Da er nicht mehr an andere Orten kam, ſo kam man aus andern Orten zu ihm. Aus entfernten Gegenden wallfahrteten ganze Schaaren nach dem Orte ſeines Aufenthalts. Dieſe auffallende Beweiſe der Anhänglichkeit ermunterten und belebten auch wieder aufs neue den Muth Latimers, und Gardiner ſah bald ein, daß er dem Verdienſte des alten Erbiſchofs durch dieſe Verweiſung eine neue Folie untergelegt habe, anſtatt, wie er gehofft hatte, es nach und nach der Bemerkung zu entziehen.

Der offenbare und ſo auffallende Ungehorſam gegen den königlichen Befehl machte nun freilich ernſtlichere Maßregeln nöthig, wenn man ſich nicht einer offenbaren Inconſequenz ſchuldig ma-

chen wollte. Da indeſſen noch immer der Wunſch, er möge ſich auf eine oder die andere Weiſe einer ſtrengern Behandlung entziehen, dieſem Entſchluſſe vorangieng, ſo waren auch die Maßregeln von demſelben geleitet. Anſtatt ihn an dem Orte ſeines Aufenthalts in Verhaft zu nehmen, und ſo in ſichere Verwahrung nach London abführen zu laſſen, ſandte ihm der Miniſter blos durch einen Boten eine Vorladung, ſich vor dem Geheimenrath zu ſtellen, und ſorgte noch dafür, daß er am Tage vor der Ankunft derſelben davon benachrichtigt wurde.

Latimer wandte dieſe Zeit zwar an, ſich reiſefertig zu machen, aber nicht zu einer Flucht, ſondern zu ſeiner Reiſe nach London. Mit einer ſo lebhaften Ungeduld, als ein Jüngling die Erlaubniß zu einer Luſtreiſe erwartet, ſah nun Latimer der Ankunft des Boten entgegen. Schon am frühen Morgen kleidete er ſich reiſefertig an, packte ſein geringes Reiſegeräth zuſammen, und ließ ſeine Pferde zum Aufſitzen bereit halten. —

Endlich kam der Bote, und mit ihm die längſt gewünſchte Vorladung. Der Bote, von der Abſicht des Miniſters unterrichtet, hatte ſich auf der

vorletzten Tagereiſe abſichtlich länger verweilt, und von da aus veranſtaltet, daß Latimer von ſeiner Ankunft vorher benachrichtigt wurde. Er rechnete alſo kaum darauf, ihn anzutreffen, und war daher ſehr verwundert, den Biſchof völlig reiſefertig und in ſehr heiterer Laune zu finden. Auf eine Aeußerung, welche ihm darüber entwiſchte, antwortete der ehrwürdige Greis:

»Wie könnt Ihr Euch darüber verwundern? »Werde ich doch nach London gefodert, um mei»nen Glauben zu verantworten, und meine Ue»berzeugungen — denn nach dieſen habe ich ge»handelt — zu rechtfertigen. Dieß iſt aber mein »ſehnlichſter Wunſch ſchon lange geweſen, und »deswegen bin ich ſo bereit, Euch noch in dieſer »Stunde nach London zu begleiten, als ich kaum »in meinem ganzen Leben zu irgend einer Reiſe »geweſen bin.«

»Fürchtet Ihr Euch denn gar nicht, Sir, vor Ihrer Majeſtät zu erſcheinen?« fragte der Bote.

»Warum ſollte ich das?« erwiederte Latimer. »Gott hat mich in meinem Leben ſchon vor zwey »Königen mit Ehren ſtehen laſſen; daher zweifle »ich nicht, daß er mir ſeinen Beyſtand auch itzt

»ſchenken werde, da ich dieſer Königin unter die »Augen treten ſoll. — Laßt uns alſo immer, ſo»bald Ihr ausgeruhet, auf unſre Abreiſe bedacht »ſeyn.«

Der Bote wandte hiegegen ein, »daß er keinen Befehl habe, ihn nach London zu begleiten; andere Geſchäfte lenkten ſeine Reiſe anderswohin. Sein Auftrag, in Rückſicht Latimer's, gehe blos dahin, ihm ein Schreiben des Geheimenraths zu übergeben.« Er händigte ihm ſodann dieſen Brief aus, und entfernte ſich.

Latimer eröffnete ihn mit einer Art von Unruhe, die aus dem Zweifel entſprang, ob er ſich nicht vielleicht gar in ſeiner Erwartung getäuſcht habe. Da er eine Einladung, ſich in London vor dem Geheimenrath zu ſtellen, darin fand; ſo machte er ſich nunmehr unverzüglich auf den Weg, und langte wohlbehalten und heiter in London an. Unterwegs beſchäftigte ſeine Phantaſie nichts als Bilder von Märtyrern und ſtandhaften Glaubenshelden. Das Andenken an den Tod ſeines Freundes Bilney wurde zu einem hohen Grade von Lebhaftigkeit erneuert, und der Wunſch, ſich mit ihm am Throne des Höchſten

wieder zu vereinigen, machte ihm den Tod für das Bekenntniß der Wahrheit nur noch reizender. Er dachte mit eben ſo feſter Zuverſicht als Heiterkeit daran, und gewiß würde ihm derjenige keinen Gefallen gethan haben, welcher ihm dieſe Zuverſicht, durch Hoffnungen und Plane zu ſeiner Rettung, hätte rauben wollen.

Als er durch Shmitsfield, dem gewöhnlichen Schauplatze der Verbrennungsſcenen, reiſte, wandte er ſich zu ſeinem Bedienten: »Dieſer Ort, Jak,« ſagte er, mit einer verklärten Heiterkeit in Augen und Minen, nach dem Platze zeigend, deſſen Beſtimmung noch die ſchwarzen Flecken des Bodens bezeichneten; »dieſer Platz, »Jak, hat ſchon lange nach mir geſeufzt!« — In London trat er bey einem Freunde ab, und begab ſich am andern Morgen ſogleich in die Verſammlung des Geheimenraths.

Seine Erſcheinung machte einen ſonderbaren Eindruck auf die meiſten Mitglieder des Geheimenraths. Erſtaunen über dieſe Geiſtesſtärke, die ſich ſo ganz ohne Furcht und Beſorgniß darſtellt; Beſchämung, welche das heimliche Bewußtſeyn, bey weit geringerer Gefahr ganz an-

ders gehandelt zu haben, erzeugt; Unzufriedenheit darüber, daß er den ihm gegebenen Wink nicht benutzt hatte, waren nach den verſchiedenen Charaktern und Verhältniſſen eines Jeden abwechſelnd auch die herrſchenden Empfindungen. Dieſe verſchiedene Empfindungen laſſen nun auch leicht auf die Art der Bewillkommung dieſes unwünſchten Gaſtes ſchließen. Vorwürfe, Spott, Drohungen, Beſchimpfungen von der einen, und heitere Ruhe, ſelbſt eine ſichtbare Fröhlichkeit über dieſen Anfang eines lang erſehnten Märtyrerthums auf der andern Seite, gaben dem unbefangenen Beobachter ein intereſſantes Schauſpiel. Die Ruhe und Heiterkeit, und die dreiſte oft ſcherzende Erwiederungen Latimers brachten Gardiner'n und die übrigen Eiferer nur noch mehr auf; ſo wie die Schaar der Klaffer nur hitziger bellet, wenn der Wanderer ihrer nicht achtet, oder ſich ruhig hinſtellt, und ihre Angriffe ſpielend von ſich weiſt. Nachdem der beleidigte Stolz, unter der Maſke des Religionseifers, alles was er an Galle aufbringen konnte, über ihn ausgegoſſen hatte, gab Gardiner Befehl, dem hartnäckigen, muthwillig widerſpänſtigen Ketzer,

(wie er ſich über ihn ausdrückte) ſeinen Willen zu thun, und ihm im Tower ſeine Wohnung anzuweiſen.

Latimer war nie mit ſo vieler Heiterkeit in das Haus eines Freundes eingegangen, als er itzt die Schwellen ſeines Kerkers betrat. Er hoffte bald wieder denſelben verlaſſen zu können. Sein Befreyer, auf den er ſo ſicher rechnete, werde der Tod ſeyn. Hier fand er ſich zwar in der Folge getäuſcht. Sein Befreyer ließ lange auf ſich warten, und der kümmerliche entkräftete Greis ſah ſich in dieſer Prüfungszeit mannichfaltiger Härte, Beleidigungen und Bedrückungen ausgeſetzt. Aber dennoch war alles dieß nicht im Stande, ſeine Heiterkeit, ſelbſt nicht einmal ſeine ſcherzhafte Laune, zu tödten. Wenn er an allem Mangel litte, wenn er jeder Bequemlichkeit, deren das Alter ſo ſehr bedarf, entbehren mußte, ſtand ihm ein Scherz zu Gebot, und half ihm nicht ſelten zu dem Bedürfniß, was eine ernſte und nachdrückliche Anfoderung wohl nie erlangt haben dürfte.

Einſt an einem ſehr kalten Abend, wo auch die gewohnte Abhärtung Latimers ihn nicht ganz

gegen die Angriffe der Kälte fühllos erhalten konnte, an welchem einige körperliche Leiden, mit denen er ſchon mehrere Tage gerungen, durch die Kälte zu einem hohen Grade der Schmerzhaftigkeit verſtärkt wurden, kam der Aufwärter, um ihm ſeine ärmliche Abendmahlzeit zu bringen. Mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit unterredete er ſich mit ihm, und da er das Zimmer verließ, rief er ihm nach: »Sagt Eurem Herrn von meinetwe»gen, guter Freund, daß ich ihm ganz ſicher noch »entwiſchen werde, wenn er ſich nicht mehr um »mich bekümmert, als bisher.«

Der Aufwärter überbrachte dieſe Beſtellung buchſtäblich dem Major des Towers, und ſetzte dieſen dadurch in keine geringe Verlegenheit. Er ſann hin und her, was Latimer hiemit habe ſagen wollen, und da er ſich bisher in der That wenig um ihn bekümmert hatte, und alſo ſeine Art ſich auszudrücken nicht kannte; ſo gerieth er wirklich auf die Gedanken, es könne mit der Drohung doch wohl ernſtlich gemeint ſeyn. Gleichwohl ſchien es ihm auch wieder ſeltſam, daß er dieß vorher ankündige, wenn es ſein Ernſt wäre, und er im Stande ſeyn ſollte, die Drohung auszuführen.

Neu-

Neugierde und Beſorgniß veranlaßten ihn jedoch, Latimer in ſeinem Kerker zu beſuchen, und eine nähere Erklärung über dieſe räthſelhafte Aeußerung zu verlangen.

»Je nun, Sir,« ſagte Latimer lachend, »Ihr »erwartet ohne Zweifel, daß ich verbrannt wer»den ſoll, und deshalb werde ich hier aufbewahrt, »wie Ihr wißt. Wenn Ihr mir aber jetzt bey »dieſer Kälte nicht ein wenig Feuer anmachen »laßt, ſo verſichere ich Euch, daß ich erfrieren »werde; und dann würde ich Euch ja entwiſchen.«

Der Mayor und Latimer lachten gemeinſchaftlich über dieſen Einfall, und Latimer erhielt, von dieſer Zeit an, was er wünſchte. Auch behandelte ihn ſein Aufſeher mit mehr Sorgfalt und Achtung, und beſuchte ihn faſt täglich, weil er ihn ſeiner guten Laune wegen täglich mehr lieb gewann.

Unter allen Gefälligkeiten, welche er der Freundſchaft des Mayors dankte, rechnete er ihm doch keine höher an, als daß er ihm zuweilen vergönnte, des Umgangs ſeiner Freunde und Ge-

fährten im Märtyrerthume, Cranmers und Ridleys, zu genießen; welcher jedesmal für ihn eine weit ſtärkendere Erquickung war, als körperliche Nahrung ihm geben konnte. Cranmer war bald nach ſeiner Verhaftung von der Sternkammer des Hochverraths gegen die Königin für ſchuldig erklärt, und zugleich über ihn erkannt, daß ihm dieſes Verbrechens wegen der Prozeß gemacht werden ſollte. Dieß Urtheil beugte den Erzbiſchof tief, weil das Urtheil ſeines Gewiſſens ihn nicht ganz rein und frey von dieſem Vergehen ſprechen konnte. Die Unzufriedenheit darüber, daß er ſich zu der Unterſchrift des Teſtaments Eduards hatte verleiten laſſen, — dieß war der Hauptgrund, warum man ihn des Hochverraths wegen anklagte — welche ihn bisher nie ganz verlaſſen hatte, wurde nun aufs neue bis zu einem empfindlichen Schmerze erregt. Weit entfernt, darüber zu murren, daß die Königin alle übrigen Räthe begnadigt habe, und ihn allein die Strenge der Gerechtigkeit wolle empfinden laſſen, erkannte er ſich vielmehr ſelbſt für weit ſchuldiger als die Uebrigen. Gewohnt gegen Andere nachſichtig, gegen ſich aber ſtreng in ſeinem Urtheile zu ſeyn, wußte er von ſeinem Amte, von ſeinem Verhält-

niſſe gegen den König und die übrigen Räthe mehrere Gründe herzuleiten, warum er die Unterſchrift ſtandhaft hätte verweigern müſſen, wenn auch alle Uebrigen ſie bereits geleiſtet hatten.

Bey wiederholtem Nachdenken hierüber verſchaffte ſich jedoch ein Entſchuldigungsgrund nach und nach einigen Einfluß in ſein Urtheil über ſich ſelbſt. Er erinnerte ſich, daß ihn hauptſächlich das Urtheil der berühmteſten Rechtsgelehrten, denen ſeine Beſcheidenheit mehr Einſicht in Dinge dieſer Art glaubte einräumen zu müſſen, vornehmlich beſtimmt habe, die Handlung zu begehen, welche er ſich itzt mit ſeinen Richtern zum Verbrechen anrechnete. Dieſen Grund hielt er nun ſelbſt keinesweges für hinlänglich, um ihn zu rechtfertigen; — denn er hätte die Sache ſelbſt unterſuchen, und ſeinen anfänglichen Vorſatz, ihre Gründe zu hören, und ſich mit ihnen darüber zu beſprechen, nicht aufgeben ſollen. Dennoch, glaubte er, erſcheine ſein Betragen durch dieſen Umſtand in einem etwas vortheilhaftern Lichte. Es ſo der Königin auch vorzuſtellen, und zu verhüten, daß er nicht ſchlimmer erſcheine, als er wirklich ſey; dazu

fodere ihn die Pflicht gegen ſich ſelbſt auf. Mehr alſo um dieſer Genüge zu leiſten, als um ſeine Begnadigung zu erflehen, beſchloß er, der Königin in einem Schreiben ſein ganzes Vergehen — wie er ſich anfangs dagegen geſträubt, was ihn nachher dazu gebracht, und wie er hinterher beſtändig mit ſich uneins darüber geweſen ſey, bis ihn der Erfolg von ſeinem Unrechte völlig überzeugt habe — genau und ausführlich vor Augen zu legen.

Da ihm in dieſem Briefe das Selbſtgefühl ſeiner Schuld die Feder führte, ſo redete er auch durchgehends darin die demüthige Sprache eines reuigen Sünders. Hier war keine Spur vom Stolz auf Stand und Würde; ſelbſt nicht einmal von Anſprüchen auf perſönliche Tugenden und allgemein anerkannte Verdienſte. Faſt ſchien er ſogar das Gefühl ſeines Menſchenwerths zu ſehr verläugnet zu haben; wiewohl man auch zugeſtehen muß, daß keine niedrige kriechende Schmeicheley oder eine unedle, eigennützige Wegwerfung ſeiner ſelbſt, in dieſem Briefe, auch für das mikroſkopiſche Auge eines Tädlers ſichtbar wurde.

Mit der rührendſten Naivität geſteht er ſeine Fehler ein, und ſetzt ſelbſt die Gründe aus einander, warum er Unrecht daran gethan habe; ſchildert indeſſen eben ſo lebhaft, als er es empfand, den Gemüthszuſtand des jungen Königs, ſeinen Kummer und ſein herzerſchütterndes Flehen, und wie ihn dieß nach und nach erweicht und verführt habe. Sodann kömmt er endlich auf die Darſtellung jener Gründe, welche von der Autorität der Rechtsgelehrten hergenommen waren. Indem er nun hier der Königin vor Augen legt, was er zu ſeiner Entſchuldigung glaubt anführen zu können, unterläßt er aber auch nicht (ſeiner langen Gewohnheit zufolge, mit der ſtrengſten Unparteilichkeit, die Gründe für und wider abzuwägen und gegen einander zu ſtellen), alles das anzuführen, was die Gerechtigkeit gegen ſeine Entſchuldigung einwenden könne und müſſe.

Dieſer Brief machte, wie leicht zu erachten, wenig oder gar keinen Eindruck auf die Königin. Sie haßte den Erzbiſchof, und dieſer Haß wollte befriedigt ſeyn. Was gienge es ihn an, ob mit Recht oder mit Unrecht? — Sie würde daher dieſen Brief kaum geleſen haben, wenn ihn nicht

Gardiner ſelbſt überbracht, und ſie auf den Inhalt deſſelben durch einen weitläufigen Kommentar aufmerkſam gemacht hätte. Befliſſen, alles hervorzuſuchen, was den Erzbiſchof herabſetzen konnte, legte er ihm auch hier eine unedle Furcht vor dem Tode, als die Urſache, welche ſeine Feder in Bewegung geſetzt hätte, bey, und bewies auf das bündigſte, daß er dieſen Brief geſchrieben habe, allein in der Abſicht, ſein Leben zu retten.

»Nun, wenn das iſt,« rief Maria, »ſo mögte »ihm dießmal ſeine Abſicht wohl nicht gelingen, »ſo demüthig er ſich auch gebärdet!«

»Gleichwohl,« wandte Gardiner ein, »wenn es mir erlaubt ſeyn könnte, Ew. Majeſtät meine Meinung aufzudringen, ſo würde ich dießmal doch in Unterthänigkeit rathen, ihm die Schuld des Hochverraths zu erlaſſen.«

»Wie?« rief die Königin aufgebracht, »Ihr »könntet im Ernſte —?«

»Geruhen Ew. Majeſtät Ihrem unterthänigen Knecht in Gnaden zu erlauben, daß er ſich gegen einen Verdacht, welcher ihn allerdings ſcheinbar treffen kann, rechtfertige. Es iſt keinesweges meine Meinung, einen Mann der

gerechten Strafe zu entziehen, welcher Ew. Majeſtät ſo ſehr beleidigt hat, daß auch der martervolleſte Tod Höchſtdenenſelben noch keine hinlängliche Genugthuung dafür zu geben vermögte. Vielmehr hoffe ich, wenn meine gnädigſte und hochgebietende Königin mir einigen Dienſteifer zutrauet, daß ſie ihn hierin am allerwenigſten vermiſſen ſoll. Dennoch wage ich es, Ew. Majeſtät daran zu erinnern, daß Sie den Uebrigen, welche wenigſtens einen Theil ſeiner Schuld mit trugen, verziehen, und ihnen die Strafe des Hochverraths erlaſſen haben. Nun mögt Ihr, gnädigſte Königin, wohl erwägen, in wie groſſem Anſehen dieſer heuchleriſche Ketzer, unverdienter Weiſe, bey der Nation ſtehe. Sollte er zur Strafe gezogen werden, um deſſelben Verbrechens willen, welches Ihr den übrigen Mitgliedern des Geheimenraths ſo mildiglich verziehen habt; ſo würde der geblendete Haufe hierin unfehlbar eine Ungerechtigkeit — verzeihen Ew. Majeſtät einen Ausdruck, der auch von der ſchaudervolleſten Hinrichtung dieſes alten verhärteten Böſewichts, in dem Munde gedankenloſer Urtheiler, noch immer die ſchreiendſte Ungerech-

tigkeit ſeyn würde — ich ſage, der geblendete Hauſe würde in ſeiner Verurtheilung gewiß eine Ungerechtigkeit finden, und die Anhänger des Erzbiſchofs würden darüber wahrſcheinlich ein lautes und ungeſtümes Geſchrey erheben.«

»Das mögen ſie, ſo wird man ſie zu züchti»gen wiſſen,« ſagte Maria. —

»Gar recht und weiſe geredet, meine hochgebietende Königin,« erwiederte der Miniſter mit ſeiner gewöhnlichen kriechenden Verbeugung; »auch hätten ſie es über alle Maße verdient, und Ew. königliche Machtgewalt würde unfehlbar die nöthigen Mittel dazu zu finden wiſſen. — Gleichwohl mögen mir Ew. Majeſtät zu Gnaden halten, wenn ich befürchte, daß bey der itzigen Stimmung der Gemüther, bey den Gährungen, die ſchon, wie ein Gerücht umläuft, (es war das, kurz vor Carev's und Wiat's Aufruhr) in manchen Provinzen ſtattfinden ſollen, die Ausführung Ihrer großen und gottſeligen Plane ſcheitern, und Ew. Majeſtät eigene Sicherheit und — vielleicht fürchte ich zu ängſtlich — eigenes koſtbares Leben in Gefahr ſeyn könne.«

»Alſo ſoll ich mich noch itzt,« ſchrie Maria für Zorn und Angſt weinend, »vor dieſen Men»ſchen fürchten, und nicht einmal die Gewalt ha»ben, meinen ärgſten Feind zu züchtigen, und für »die entſetzlichſte Beleidigung zu beſtrafen?« —

»Um Gottes und aller Heiligen willen, gnädigſte Königin, geruhen mich Dieſelben nicht unrecht zu verſtehen!« erhob Gardiner ſeine krächzende Stimme; »können Höchſtdieſelben im Ernſt glauben, daß Ihrem getreueſten Diener auch nur von ferne ein Gedanke in den Sinn kommen könnte, der ſchon blos für ſich Hochverrath genannt zu werden verdiente?« —

»Ihr wollt ja aber doch, daß ich den Erzbi»ſchof begnadigen ſoll?« — redete Maria, in dem Tone, welchen halb unterdrücktes Weinen des Verdruſſes gemeiniglich hervorbringt, dazwiſchen, und Seufzen und Schluchzen machte es faſt ganz unverſtändlich, was ſie redete. — »Wäre es »ein Wunder, wenn ich auf den Argwohn gerie»the, daß Ihr die Partey meines ärgſten Fein»des nähmet?«

»Dieß, meine gnädigſte Königin,« erwiederte Gardiner lächelnd mit ſtudierter Mäßigung

der Stimme, »werde ich nie fürchten. Ich kenne Ew. Majeſtät edle und großmüthige Denkensart. Nur kleine Seelen ſind eines ſolchen Argwohns fähig. Ihr habt mich Eurer Huld und Eures Vertrauens gewürdiget, und ich hoffe zu der hochheiligen Mutter Gottes, daß ich noch Gelegenheit finden werde, mich deſſelben würdig zu beweiſen.«

»Aber, wie ſoll ich denn Euren Rath mit »dieſer Verſicherung vereinigen?« — ſagte Maria etwas beruhigter.

»Ich dächte,« ſagte Gardiner nun mit einer Miniſtermine, die ſein Selbſtgefühl genugſam verrieth; unterbrach ſich aber ſogleich ſelbſt, und ſchob dann in ſeiner unterwürfigen Höflingsgebärde folgenden Zwiſchenſatz ein: — »verzeiht mir dieſe Ruhmräthigkeit, meine angebetete Königin; verdächtig zu werden, iſt mir zu ſchrecklich, als daß ich nicht, ſelbſt auch auf Koſten der Beſcheidenheit, alles für meine Rechtfertigung benutzen ſollte — ich dächte,« fuhr er nun wieder mit der Miniſtermine fort, »ſelbſt dieſer Rath ſey ein Beweis meiner pflichtſchuldigſten Fürſorge, die übrigens durchaus nichts Verdienſtliches haben

kann. Dafern Ihr dem Erzbiſchof von Canterbury die Schuld des Hochverraths entlaſſet, ſo wird man Eure Huld und Großmuth, wie es ſich auch gebührt, überall mit dem lauteſten Lobe erheben, und Ihr werdet dadurch an Liebe und Zutrauen gewinnen, an der Befriedigung Eurer gerechten Rache aber nichts verlieren.« —

»Die Rache iſt des Herrn, Mylord!« ſagte Maria mit einem heuchleriſchen Blick zum Himmel, indem ſie die Hände faltend zuſammenlegte. »Ich will nichts als Gerechtigkeit üben! Gott »hat mir das Schwert anvertrauet; ich wäre »dieſer Gnade nicht werth, wenn ich es nicht »nach Recht und Gerechtigkeit führen wollte.«

»Eine fromme und weiſe Denkensart, in welcher man die große Regentin eben ſo ſehr, als die gläubige Chriſtin bewundern muß,« rief Gardiner in emphatiſchem Tone. »Auch wird mich der allmächtige Gott bewahren, Euch hierin hinderlich ſeyn zu wollen. Vielmehr würde ich mich über alles glücklich ſchätzen, wenn meine geringen Kräfte« —

»Nun, wenn das Euer Ernſt iſt,« ſagte die Königin ungeduldig, »ſo begreife ich nicht, was »Euer Geſchwätz überhaupt zur Abſicht hat!«

»Geruhen Ew. Majeſtät, mich nur noch einen Augenblick geduldig anzuhören,« fuhr der Miniſter fort, ohne ſich im mindeſten irre machen zu laſſen, »und ich hoffe es Denenſelben ſogleich deutlich zu Tage zu legen. Wenn auch Ew. Majeſtät dem Erzbiſchof die Schuld des Hochverraths erlaſſen und ihn öffentlich begnadigen, ſo wird dadurch Dero preiswürdige Gerechtigkeitsliebe dennoch nichts verlieren, oder im mindeſten dabey in Gefahr gerathen. Fällt er nicht als das Haupt und der Anſtifter aller Ketzer und Ketzereien demungeachtet wieder in Ihre Hände? Wird nicht gleich von dieſer Seite wieder eine Unterſuchung zu eröffnen ſeyn, ſobald die andere niedergeſchlagen und ſeine Schuld mit den Flügeln Ihrer königlichen Gnade bedeckt iſt? Als Ketzer würde aber ſeine Beſtrafung noch zu einem großen heilſamen Beyſpiele für Andere gereichen, und das Feuer ſeines Scheiterhaufens einen hellen und verherrlichenden Glanz auf Ew. Majeſtät Eifer für die reine Lehre und die Aufrechthaltung der allein ſeligmachenden Kirche werfen.« —

Maria gerieth über dieſen Vortrag in einiges Nachdenken, und Gardiners Beredſamkeit ge-

wann dadurch Raum und Zeit, ihre Wirkſamkeit frey zu üben. Die Folge davon war, daß Cranmer, aus übergroßer Huld und Gnade, und in Rückſicht ſeines reuigen Bekenntniſſes, von der Anklage wegen Hochverraths, freigeſprochen wurde. —

Während dieſe königliche Erklärung, von mannichfaltigen und ſehr ſtreitigen Urtheilen begleitet, durch das Publikum eilte, und Cranmer in ſeinem Gefängniſſe ſich dem dankbaren Gefühle gegen die Königin überließ, inſtruirte Gardiner den geiſtlichen Fiskal über die Anklage wegen Ketzerey, die auch wenige Tage nachher gegen den Erzbiſchof anhängig gemacht wurde. Gardiner hoffte, dieſer Proceß werde ſehr bald entſchieden ſeyn, und er, durch die Hinrichtung Cranmers, noch vor der Ankunft des Kardinals Pole zum Beſitz des Erzbisthums gelangen können.

Der Erfolg entſprach gleichwohl dieſer Erwartung nicht. In dieſer Zeit brachen die Unruhen in den Provinzen aus, und riſſen die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Königin und des Miniſters ausſchließend an ſich. Auch nachdem ſie geſtillt waren, ließ doch der Eindruck, welchen

ſie auf das Gemüth Gardiners gemacht hatten, den Entſchluß, wenigſtens für das erſte, ſich der höchſtmöglichen Vorſichtigkeit zu befleißigen, in ſeiner Seele zurück.

Verſchiedene Umſtände trafen zuſammen, welche ihn täglich mehr in dieſem Entſchluß beſtätigten. Es war in die Augen fallend, daß es die Rebellen ernſtlicher auf ihn, als auf die Königin, abgeſehen hatten. Dieß machte ihm die Erhaltung deſſen, was er ſchon beſaß, zu einer ſo wichtigen Angelegenheit, daß er darüber die Vermehrung ſeiner Größe und Hoheit, durch die Erlangung des Erzbisthums, eine Zeitlang noch hinauszuſchieben, für gut fand. Ueberdem konnte er ſich nicht bergen, daß der Aufruhr zwar unterdrückt, die Gemüther deshalb aber keinesweges völlig beruhigt waren. Vielmehr hatten die vielen Hinrichtungen theils Mitleiden mit den Verurtheilten, theils Schauder vor dieſer Art zu verfahren, theils Widerwillen gegen die itzige Verwaltung überhaupt erregt.

Dazu kam, daß die Proteſtanten ſich laut über die Behandlung beklagten, welche ihre Committenten, bey Gelegenheit jener Diſputa-

tion in der Verſammlung der Geiſtlichkeit, hatten erfahren müſſen. Die Härte und Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Hof täglich gegen alles, was Proteſtant war, oder von der Gegenparten als ſolches verdächtig gemacht wurde, bey jeder Gelegenheit erlaubte, unterſtützten dieſe Beſchwerden laut; wenigſtens ſchienen ſie dieſelben unwiderſprechlich zu rechtfertigen.

Dieſe und ähnliche Gründe bewogen den Miniſter, der nur zu intriguiren, aber nicht einen feſten Plan mit Kraft und Muth öffentlich durchzuſetzen verſtand, in der Angelegenheit des Biſchofs und ſeiner Freunde nur langſam zu verfahren, und, im Aeußern wenigſtens, den Schein der Gerechtigkeit und Billigkeit, ſo viel es nur immer möglich ſey, beyzubehalten.

Die Königin war freilich mit dieſer zögernden Methode nicht allerdings zufrieden; ſie wünſchte, je eher je lieber das Schauſpiel eines brennenden Scheiterhaufens zu ſehen, insbeſondere, wenn Cranmer aus demſelben hervorragte. Indeſſen beſchäftigten ſie itzt die Gedanken an ihre nahende Verheirathung doch noch mehr und

angelegentlicher, ſo daß ſie jener nicht ſelten dar-über vergaß. Erhob ſich indeſſen ihre Ungeduld einmal, und drang ſie dann mit Ungeſtüm in den Miniſter, der Sache ein Ende zu machen; ſo durfte dieſer nur hinwerfen, daß die Nation noch immer nicht mit ihrer Heirath zufrieden ſey, und daß gar leicht, noch (zumal wenn ſie noch mehr ſolche Beweiſe ihrer Strenge vor der Ankunft Don Philipps gäbe) Hinderniſſe ſich hervorthun könnten, welche die ganze Verbindung vereitelten. Solche und ähnliche Vorſtellungen ſetzten die Königin, gleich bey dem erſten flüchtigen Anblick, ſo in Schrecken, daß ſie dieſe Angelegenheiten dem Gutbefinden Gardiners völlig überließ.

Um nun doch etwas zu thun, und zugleich jene Klagen über die verunglückte Diſputation zum Schweigen zu bringen, befahl der Miniſter, daß noch einmal ein Geſpräch, dieſer Art, zu Oxford veranlaßt werden, und daß Cranmer, Ridley und Latimer zu dieſem Ende dahin abgeführt werden ſollten. Hier war nämlich eine Commiſſion, aus einigen angeſehenen Theologen

der katholiſchen Partey angeordnet, welche die gefangenen Biſchöfe vor ſich laden, ihnen ſodann einige Punkte, insbeſondere die Lehre vom Abendmahle betreffend, zur Unterſchrift vorlegen, und dafern ſie dieſelbe verweigerten, ſie zur Vertheidigung ihrer Lehrmeinungen auffodern ſollten.

Wer die gefangenen Biſchöfe einigermaßen kannte, war der Meinung, daß Cranmer und Ridley mit dieſer Anordnung ſehr wohl zufrieden ſeyn würden. Cranmer fand es gerecht und billig, daß die Wahrheit entſcheiden ſolle. Er hoffte zugleich, in ſeinem frommen Vertrauen, nicht nur ſich, ſondern vielleicht dadurch der guten Sache überhaupt noch den Sieg zu verſchaffen, und trat ſeine Reiſe mit einer Freudigkeit an, welche er lange nicht empfunden hatte.

Ridley hingegen, ein eben ſo eitler als gelehrter Prälat, wünſchte dieß Geſpräch, weil er darin zu glänzen hoffte. Alle ſeine Vorſtellungen verweilten bey der Ausmalung des Gemäldes, wie er ſeine Gegner zu Boden ſchlagen, und aus ihrer Niederlage ſich eine Trophäe errichten werde, welche noch die ſpäte Nachwelt bewundern ſollte.

Latimer wäre gern dieſer Reiſe und dieſes Geſprächs überhoben geweſen. Er war ohne Vorurtheil für ſich ſelbſt, und fühlte daher, daß er nicht gelehrt genug, und zu lange von der gelehrten Klopfechterey entwohnt ſey, als daß er hoffen konnte, gegen einen rüſtigen Gegner zu beſtehen. Auch hatte er ſich an ſein Gefängniß gewöhnt, und, durch die Gefälligkeit des Mayors im Tower, allerley kleine Bequemlichkeiten darin erhalten, welche er in einem andern nicht erwarten konnte. Gleichwohl vermogte auch dieſe Reiſe, welche er nur als eine zweckloſe Verzögerung der Befriedigung ſeiner Wünſche anſah, ſeine gute Laune nicht zu zerſtören, nicht einmal auf eine kurze Zeit zu unterdrücken. Er ſchien ſelbſt die Beſchwerden der Reiſe nur als Gegenſtände des Scherzes zu bemerken, und freuete ſich herzlich, als er ſein Gefängniß in Oxford beſſer und bequemer fand, als er es erwartet hatte.

Mehrere Tage vergiengen nach der Ankunft dieſer drey, von ganz England, in allen verſchiedene Sekten beinah gleich verehrten Ketzer, ehe ſich ihre Gegner, die aus den berühmteſten Theologen beider Univerſitäten beſtanden, genug ge-

rüſtet hatten, um den Kampf zu beginnen. Die drey Märtyrer harreten dieſe Zeit über in Geduld und freudigem Vertrauen auf den Beyſtand des Höchſten. Indem ihre Gegner ihre Büchersammlung durchwühlten, um Argumente hervorzuholen, ſie mit einem gelehrten Prunk zu verzieren, oder Sophiſterey und betrügliche Schlußfolgen zu erfinden, hatten Cranmer, Ridley und Latimer keine Bibliothek, als das neue Teſtament, und kein Hülfsmittel, als ihr Gedächtniß. Dennoch bereiteten auch ſie ſich ſorgfältig vor. Cranmer und Ridley ſuchten alle ihre Gelehrſamkeit, ſo weit ſie ihr Gedächtniß unterſtützte, zuſammen, und dachten ihre Syſteme zu wiederholtenmalen im Zuſammenhange durch. Je näher der, wie ſie glaubten, entſcheidende Zeitpunkt kam, deſto ſorgfältiger waren ſie hierauf bedacht; deſto mehr wuchs aber auch ihr Muth durch Vertrauen auf Gott und Gebet. Insbeſondere nahm Latimer, ſeines Mangels an eigentlicher Gelehrſamkeit eingedenk, zu dem letzten ſeine Zuflucht, um ſeinen Glauben dadurch zu ſtärken. Den größten Theil des Tages brachte er in dieſer Anſtrengung zu, und oft lag er ſo lange auf den Knieen, daß er nicht

ohne Hülfe wieder aufzuſtehen vermogte. Setzte er ſich dann zu einem ſeiner Freunde, ſo war er ſo voll Heiterkeit und Muth, daß er auch dieſem von ſeinem reichlichen Vorrathe mittheilen konnte.

Endlich wurde ihnen angedeutet, daß der Tag nun beſtimmt ſey, an welchem ſie zuerſt vor der Commiſſion erſcheinen ſollten. Man erzählte viel von den großen Anſtalten, welche getroffen waren, um dieſe Feierlichkeit zu erhöhen, und den Sieg (an welchem die katholiſchen Diſputanten eben ſo wenig zweifelten, als die, gegen welche ſie ſtreiten ſollten) mit dem ihm angemeſſenen Pomp zu begehen. Cranmer hörte dieſe Erzählungen mit Gleichgültigkeit an; Ridley ſah alle Anſtalten zwar gern, welche das Aufſehen vermehrten, weil er darauf rechnete, daß eben dieſe auch ſeinen Triumph verherrlichen ſollten. Zugleich ärgerte er ſich doch auch über die Zuverſicht, mit welcher ſeine Gegner von ihrem Siege geſprochen haben ſollten. Latimer ſcherzte darüber, und meinte: es wäre viel Lärm um Nichts, denn es würde bey dieſer, ſo wie bey allen ähnlichen Wortbalgereien, nichts herauskommen.

An dem Abende, vor dieſem Tage, ſaß Ridley neben Latimer in deſſen Gefängniſſe. Nach einem tiefſinnigen Schweigen entſpann ſich zwiſchen ihnen ein nicht unmerkwürdiges Geſpräch, folgenden Inhalts:

»Die Zeit iſt nun gekommen,« — ſo unterbrach Ridley zuerſt das Stillſchweigen; »wir ſind alſo nun aufgefodert, entweder unſern Glauben zu verläugnen, oder ihn mit unſerm Tode zu verſiegeln. Ihr ſeyd ein alter Streiter Chriſti, ehrwürdiger Sir; Ihr habt ſchon einigemal dem Tode ins Auge geſehen, und ſeyd mit dieſer Geſellſchaft bekannt. Ich hingegen bin noch ein Neuling im Dienſte und wenig geübt. Deshalb, mein Vater -- erlaubt mir dieſe Benennung, welche der Empfindung der Ehrfurcht und Liebe, die ich gegen Euch hege, am angemeſſenſten iſt, — werdet Ihr die Gefälligkeit haben, mir noch etwas nachzuhelfen, wo es mir fehlen ſollte. Darf ich Euch wohl einmal die Gründe vortragen, welche ich meinen Gegnern entgegen zu ſetzen gedenke? Ihr werdet dann leicht das Mangelhafte erſetzen, und die Schwäche derſelben durch Eure Einſicht und Beredſamkeit unterſtützen.« —

»Ach!« erwiederte Latimer mit einem ſchalkhaften Lächeln, »ich merke, Ihr wollt es mit »mir eben ſo machen, als weiland mein werther »Freund und Lehrer, der ehrliche Bilney – der »uns ſchon lange den Gang vorangegangen iſt, »den wir itzt gehen ſollen! — Wenn er mich be»lehren wollte — und wahrlich ich verdanke ihm »viel, er hat mich auf den rechten Weg geleitet, »da ich in der Irre und Finſterniß umhertap»pete — ſo ſtellte er ſich gemeiniglich ſo an, als »wenn er ſich wollte von mir belehren laſſen. Ihr »ſeyd einer der gelehrteſten Männer in England, »Mylord, und wollt Euch von einem alten »ſchwachen Greiſe, der nichts hat, als ſeinen »Glauben und Vertrauen auf Gott, unterſtützen »laſſen? — — Nein, nein; Ihr bedürft mei»ner nicht, Mylord! —

»Ihr wollt vielleicht Eure Gründe und Kenntniſſe nicht mittheilen,« ſagte Ridley etwas empfindlich, »um ſie mit deſto mehr Glück und Ruhm für Euch, gegen Eure Gegner gebrauchen zu können.«

»Ach, ich werde wahrhaftig meinen Gegnern »nicht viel Mühe machen,« erwiederte Latimer.

»Ich werde ihnen von meinem Glauben kurz Be»richt abſtatten, und damit gut! — denn ich bin »überzeugt, wenn ich noch ſo viel redete, und noch »ſo gelehrt zu reden wüßte, es würde doch nichts »helfen.»

»Warum nicht?« warf hier Ridley ein. »Sie ſagen doch, es ſolle eine freie Diſputation ſeyn.« —

»Ja, wenn es mit dem Sagen auch gethan »wäre!« rief Latimer etwas im Eifer. Sie nehmen »den Mund freilich voll genug, von einer freien »Diſputation, die ſie uns bewilligen wollen. — Ja, »freie Diſputation! Ich bin überzeugt, ſie werden »beweiſen, wie weiland ihre Vorbilder, die Hohen»prieſter: wir haben ein Geſetz, und nach dieſem »Geſetze ſeyd ihr des Todes ſchuldig.«

»Vielleicht urtheilt Ihr hierin doch etwas zu hart, mein Vater!« ſagte Ridley mit dem Tone einer nach Vorſchrift abgemeſſenen Sanftmuth. »Sie haben uns ja ganz eigentlich aufgefodert, und was wir von den Vorbereitungen gehört haben, beweiſt doch, daß ſie ſich wirklich auf Gründe mit uns einlaſſen wollen. Ihr würdet mich daher wirklich ſehr verbinden, wenn Ihr meine

Bitte erfüllen, und mir erlauben wolltet, Euch meine Gründe vorzutragen.«

»Herzlich gern, Mylord,« erwiederte Latimer treuherzig, indem er dem Biſchof von London die Hand ſchüttelte; »und ich wünſche auch, »daß Ihr Recht und ich Unrecht haben möget. »Aber ich kenne ſie; ſie lieben die Finſterniß »mehr, denn das Licht, weil ihre Werke böſe »ſind.« —

»Nun ſo bitte ich Euch, einmal die etwanigen Einwürfe der Gegner vorzutragen, damit ich vorläufig wahrnehmen möge, in wie fern meine Argumente ihnen die Spitze bieten dürften,« ſagte Ridley, und richtete ſeinen Körper ſchon in die Stellung, als ob er einen Angriff erwartete.

»Ach, Mylord!« rief hier Latimer lachend, »das mögte nun wohl keine ſichere Probe ſeyn. »Mit mir mögt Ihr leicht fertig werden. Das »hieße den Streit ungleich vertheilen. Ein ſo »rüſtiger Kämpfer gegen einen Krüppel — doch, »wenn Ihr es ſo verlangt, ſo werde ich wenig»ſtens verſuchen, was ich kann.« —

Ridley begann nun, mit allem gelehrten Prunke, die Gründe für die proteſtantiſchen Lehr-

ſätze, beſonders vom Abendmahle, vorzutragen. Latimer machte einige Einwendungen dagegen, die freilich eben nicht von ſonderlichem Gewichte ſeyn konnten; weil Latimer zu ehrlich war, um etwas mit Nachdruck unterſtützen zu können, was er ſelbſt nicht für wahr hielt. Ridley erfocht daher einen glänzenden Sieg. In der Fülle des Selbſtgefühls gieng er nun am Ende ihrer Disputation in folgende, ebenfalls auf dieſen Fall vorbereitete, Rede über, welche er mit all dem Pathos, was ihn zu einem berühmten Kanzelredner machte, auch als ob er auf der Kanzel oder vor einer andern großen Verſammlung ſtände, vortrug:

»Ihr ſeht alſo nunmehr, guter Vater, wie ich mich wider meine Gegner vorbereiten, und mir durch Uebung in denjenigen Waffen eine vollkommene Fertigkeit erwerben mögte, welche ich nunmehr, leider! zu führen genöthigt bin. Aber warum ſollen wir unſer Seelenheil nicht eben ſo, wie unſere äußere Wohlfahrt, unſern Glauben nicht, wie unſer Gut und Habe, mit Mühe und Anſtrengung, ſelbſt mit Gefahr oder gar Aufopferung unſeres Lebens vertheidigen? In

Tinedale, an der ſchottiſchen Gränze, wo ich das Licht der Welt zuerſt erblickte, habe ich ſo oft wahrgenommen, daß meine Landsleute Tag und Nacht auf der Wache harreten, insbeſondere wenn ſie vorläufige Nachricht von einem zu fürchtenden Einfalle der Schottländer erhalten hatten. Kam es zum Angriffe, ſo vertheidigten ſie ſich wie tapfere Helden, und faſt jedesmal blieben Mehrere auf dem Platze. Gleichwohl ließen ſich die übrigen Einwohner dadurch nicht abſchrecken, ihr Eigenthum und ihr Vaterland zu vertheidigen. Sie ſtarben freudig für eine gerechte Sache, und hinterließen ihren Nachkommen das ruhmvolle Andenken ihrer Thaten, und die Verehrung derer, für deren Sicherheit ſie ihr Leben aufgeopfert hatten. — Geſchah das um irdiſcher Güter willen, ſollen wir nun uns nicht auch rüſten und waffnen, da die Religion in Gefahr iſt, und auch wachſam ſeyn, und muthig dem Feinde entgegen treten, der uns die Hoffnung auf eine ſelige Unſterblichkeit rauben will? —

»Laßt uns alſo erwachen!« rief er in zunehmender Emphaſe, und mit einem theatraliſchen Anſtande aus, als ob er ſich und ſeine Geſellſchaft

und den Ort, wo er ſich aufhielt, ganz vergäße. »Laßt uns das Kreuz auf unſere Schultern nehmen; laßt uns unſerm Anführer und Feldherrn Chriſto folgen, welcher uns durch ſein eignes Blut den Weg geheiligt und bezeichnet hat, der zu Gott und der Herrlichkeit des Himmels führt; zu jenen glanzvollen Höhen, jener erhabenen und prächtigen Burg Zions, wo die Palme dem Sieger entgegen wehen, und der Lobgeſang der Engel und Seligen ihn empfangen und vor den Thron Gottes, unter dem Schalle des himmliſchen Halleluja, begleiten wird!« —

»So, lieber Vater,« fuhr er gemäßigter fort, und als ob er von jener Entzückung wieder zu ſich ſelbſt gekommen wäre, um ſich einer zweiten zu überlaſſen, »habe ich mein Herz Euch eröffnet, und in das Innerſte deſſelben hinein ſchauen laſſen. Itzt dünkt mich, als ſähe ich Euch Eure Blicke von dort gen Himmel erheben, wie Ihr bey Eurem Gebet zu thun pflegt, und in prophetiſcher Begeiſterung ſodann Euer Antlitz gegen mich wenden und alſo zu mir reden: »Vertraue nicht, mein Sohn, (ich bitte Euch, würdigt mich der Ehre dieſes Namens, denn durch

»ihn werde ich mich von Euch ſo wohl geehrt als »geliebt glauben) vertraue nicht, ſage ich, mein »Sohn, dieſen Waffen deiner ſo eben gezeigten »Beredſamkeit und Erkenntniß, ſondern geden-»ke deſſen, was unſer Herr ſagt: »Es ſoll euch »gegeben werden, wenn ihr noch redet.« — Ja, ich glaube Euch, mein Vater, und bitte Euch, betet für mich, daß ich mein ganzes Vertrauen auf Gott ſetze, und nur auf ihn in meiner Bekümmerniß bauen möge.«

»Wenn Euch an meinem Gebete etwas liegt,« erwiederte der Greis ruhig und natürlich, »ſo könnt Ihr darauf ſicher rechnen; auch lebe ich der Zuverſicht, daß Ihr mir das Eurige nicht verſagen werdet. Und wahrlich, Gebet und Geduld ſind doch am Ende das Einzige, was uns helfen und ſtärken kann. Ich für meinen Theil, wenn ich auch die Wiſſenſchaft und Erleuchtung des heil. Paulus hätte, ich würde ſie hier unrecht angebracht finden; zumal in einer mit Fleiß vorher ausgearbeiteten Vertheidigung. Das mag übrigens ſeyn wie es will, und ausfallen wie es will, Mylord, ſo läßt uns unſer Schickſal doch immer den Troſt, daß uns unſere

»Feinde nichts weiter anhaben können, als was »Gott ihnen zuläßt. Gott aber, wißt Ihr, iſt »getreu und gerecht, und wird uns nicht verſu»chen laſſen über unſer Vermögen.« —

»Amen!« ſagte Ridley, und ſchlug die Hände zuſammen und die Blicke gen Himmel, wie er zu thun pflegte, wenn er auf der Kanzel ſtand.

»Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt,« fuhr Latimer nach einer kurzen ſtillen Ueberlegung fort, »ſo bleibt mit ihnen bey Einem Punkte ſte»hen; bleibt dabey und laßt ſie ſagen und thun, »was ſie wollen. Große Weitläufigkeit und »viele Worte ſind wahrhaftig unnütz. Hört man »Euch an, ſo gebt ihnen kurz einen deutlichen »Begriff von Eurem Glauben, und damit gut! »So machte es Chriſtus, wie er vor den Hohen»prieſtern ſtand; da er ſah, daß es ihm doch »nichts helfen würde, ſchwieg er am Ende gar »ſtill. So iſt's recht; folgt auch hierin ſeinem »Beyſpiele. Das viele Hinundher-Disputiren »führt doch am Ende zu nichts! Laßt Ihr Euch »auf Schlüſſe ein, ſo machen ſie Euch Schlüſſe »dagegen, und iſt es denn ſo etwas Unerhörtes,

»daß man den gröbſten Irrthum als die entſchie»denſte Wahrheit aufſtutzen könne! Doch Ihr »müßt das ſelbſt beſſer verſtehen — hütet Euch »nur vor der Todesfurcht. Wann Ihr den nicht »fürchtet, ſo habt Ihr den beſten Beweis geführt, »den kein Geſchwätz umſtoßen kann. — Armer »Sharton!« (der Name eines Gottesgelehrten, der kurz vorher zu der katholiſchen Partey übergegangen war) »vermuthlich iſt dieß der wichtigſte »Grund geweſen von denen, welche dich zum »Widerruf gebracht haben! — Nein, mein ge»liebter Sohn,« rief er, indem er mit Wonne und Herzlichkeit Ridleys Hand ergriff und an ſeine gekrümmte Bruſt drückte, »das ſoll man nicht »von uns ſagen. Unſer Glaube ſoll ſtandhaft »und unerſchütterlich befunden werden! Und »dieß wird er, wenn wir uns nur recht feſt über»zeugen, daß wir nicht glücklich ſeyn können, als »wann wir, gleich den Philippern, nicht nur an »Chriſtum glauben, ſondern auch um ſeinetwil»len zu leiden gewürdiget werden!«

Ridley war im Begriff, deſſen herzliche wohlgemeinte Ermahnung mit einer zierlichen Rede zu beantworten, als der Kerkermeiſter ein-

trat und ihm andeutete, daß es Zeit ſey, in ſeinen Kerker zurück zu gehen. Eine herzliche Umarmung endete alſo das Geſpräch, was freilich nur denen intereſſant geweſen ſeyn kann, welchen es intereſſant iſt, Menſchen in allen Situationen zu beobachten, und den geheimen Motiven öffentlicher Aeußerungen und Handlungen nachzuſpüren.

Am andern Morgen verſammelte ſich nun die königliche Commiſſion in St. Marienhall mit allem dem leeren Pompe, welcher Scenen dieſer Art, in den Augen des Pöbels aller Stände, Feierlichkeit und Wichtigkeit geben muß. Nicht nur alles, was zur Univerſität, zu der Geiſtlichkeit und dem Adel gehörte, ſondern eine ungeheure Menge Menſchen, ſelbſt aus den niedrigſten Ständen, hatten ſich verſammelt, um dieſem merkwürdigen Schauſpiele zuzuſehen. Den Vorſitz führte D. Weſton, ein Erzkatholik, ein Mann von öffentlich verſchrieenen Sitten, ein Trunkenbold, den man nicht ſelten auf der Gaſſe in einem ſinnloſen Zuſtande liegend angetroffen hatte. Er und Bonner machten ein par nobile fratrum aus, weshalb er auch von dieſem zu dieſem wichtigen Geſchäfte vorgeſchlagen

worden. Uebrigens war er ein ſeichter Gelehr⸗ter, überhaupt ein ſehr eingeſchränkter Kopf und auf keine Weiſe würdig, der Richter ſolcher Männer zu ſeyn, als die, welche an dieſem Morgen vor ihm erſcheinen ſollten. Aber eben deshalb blähete er ſich nur noch mehr auf, und ſtellte durch dieſes armſelige Beſtreben, ſich Anſehn zu verſchaffen, ſeine Unwürdigkeit nnr noch auffallender ins Licht. Sein Charakter war eben ſo roh, als ſein Geiſt eingeſchränkt war. Eine knechtiſche Ergebenheit gegen die Obern verband er mit Härte und Unbilligkeit gegen Geringere, oder Alle, über welche ihm einiges Anſehen oder Gewalt eingeräumt war. Das Merkwürdigſte an ihm war eine gewiſſe Liſt, die nicht ſelten für Feinheit und Geſchmeidigkeit des Geiſtes gehalten wird, und welche er manchmal zur rechten Zeit mit Glück anzubringen und zu gebrauchen wußte. Seine Beiſitzer waren dieſes Präſidenten würdig; ſie hatte: theils die Abſicht, ihrer Eitelkeit ein Opfer durch die Demüthigung dieſer ſuperklugen Ketzer zu bringen; theils, durch hartes und ungerechtes Verfahren gegen ſie, ſich die Gunſt der Königin und des Miniſters, oder eine fettere Pfründe zu verſchaffen.

Vor dieſem Gerichte erſchien alſo zuerſt Cranmer. In ſeiner einfachen, anſpruchloſen Ehrwürdigkeit trat er herein, und die dichten Haufen des Volks drängten ſich noch dichter zuſammen, um ihm Platz zu machen. Tiefer Ernſt war in alle ſeine Geſichtszüge gegraben; er ſchritt langſam einher, begrüßte die Commiſſion ehrerbietig und die Zuſchauer höflich. Der Präſident, ſeinem Widerſtreben zum Trotz ebenfalls von der allgemeinen Ehrfurcht ergriffen, zeigte ihm einen Stuhl, der ihm gegen über geſetzt war, und winkte ihm, ſich niederzulaſſen. Allein Cranmer verweigerte dieß, weil er es für unſchicklich hielt, ſich, als ein Beklagter, vor einer königlichen Commiſſion zu ſetzen. Er ſtellte ſich mit ſeiner hohen ehrwürdigen Geſtalt gerade vor den Tiſch, um welchen die Commiſſion ſaß, und faßte den Präſidenten, mit Ruhe und Feſtigkeit, ins Auge.

So ſehr ſich D. Weſton vor ſeinem Eintritte in ſeiner eingebildeten Größe aufgebläht hatte, ſo ſchien es, als ob die Erſcheinung dieſes wirklich großen Mannes jene vernichtet, oder doch wenigſtens gedemüthigt hätte. Unwillkührlich, wie es ſchien, neigte er ſich ſehr tief vor dem Erz-

biſchof, zeigte ihm kurz und in einem unverſtändlichen Vortrage die Abſicht ſeiner Vorladung an, und legte ihm ſodann, wie er ſagte, auf Befehl ſeiner allergnädigſten Königin, folgende drey Punkte zur Unterſchrift vor:

1) »Der natürliche Leib Chriſti iſt wirklich »in dem Sacramente enthalten; »ſobald die Conſecrationsworte von dem »Prieſter geſprochen worden.«

2) »Nachdem die Einſetzungsworte über dem »Sacramente geſprochen ſind, bleibt kein »anderes Weſen in demſelben ü»brig, als das Weſen des Leibes »und Blutes Jeſu Chriſti.«

3) »In der Meſſe wird ein genugthuen»des Verſöhnungsopfer für die »Sünden der Lebendigen und Todten dar»gebracht.«

Nachdem der Erzbiſchof dieſe Sätze für ſich mehr als einmal überleſen hatte, erklärte er:

»daß er dieſe Sätze für irrig, unwahr und dem Worte Gottes gänzlich zuwider laufend halte, und bereit ſey, dafern er die Vergünſtigung

dazu erhalte, dieß, in einer ſchriftlichen Beantwortung derſelben, unwiderſprechlich darzuthun.«

D. Weſton erklärte hierauf: Dieß werde ihm vergönnet, und habe er ſich morgen um acht Uhr, entweder zur Unterſchrift, oder zur Vertheidigung ſeiner Lehrmeinungen, hier wiederum zu ſtellen. Er gab ihm ſodann ein Zeichen, daß er ſich entfernen könne, und der Erzbiſchof verließ die Verſammlung, unter eben der feierlichen Stille und allgemeinen Achtungsbezeigung, unter welcher er eingetreten war.

Nach ihm ward nun der Biſchof Ridley eingeführt. Die überall angebrachte Zierlichkeit in ſeiner biſchöflichen Kleidung, die erzwungene Größe und Feierlichkeit in dem Tragen des Körpers, im Gange und ganzen Gebärdenſpiele dieſes eitlen und affektirten Mannes, zeigte das Beſtreben, ſich bemerkt zu machen. Es war dieß um ſo auffallender, da er unmittelbar auf den Erzbiſchof folgte. Auch herrſchte bey weitem nicht die Ehrfurcht und Stille unter den Zuſchauern, welche bey Cranmers Eintritt ſich auf einmal über die zahlreiche Verſammlung verbreitet hatte. Er mußte ſich hin und wieder ſelbſt erſt Platz ma-

chen, um zu dem Orte ſeiner Beſtimmung zu kommen. Der Präſident und die Beyſitzer grüßten ihn mit Nachläſſigkeit, und wiewohl er ſich mehr als einmal nach dem Stuhle umſah, ſo gab Weſton doch nicht durch einen Wink zu erkennen, daß er ſich niederſetzen mögte.

Auch ihm wurden dieſelben Sätze zur Unterſchrift vorgelegt. Da er ſie verweigerte, und ſogleich Anſtalt zu machen ſchien, in einer weitläufigen Rede, ſeiner Präparation zufolge, die Gründe dagegen aus einander zu ſetzen, ſo zeigte ihm D. Weſton kurz an: dazu ſey heute nicht die Zeit. Uebermorgen, um acht Uhr, ſolle er ſich wieder einſtellen, alsdann werde man anhören, was er vorzubringen habe, und, dafern man es der Mühe werth finden ſollte, beantworten. — Er entließ ihn darauf, und Ridley verfügte ſich, im hohen Grad unzufrieden mit dieſem erſten Akt des ſo ſehnlich von ihm herbeygewünſchten Schauſpiels, worin er gehofft hatte eine glänzende Rolle zu ſpielen, — nach ſeinem Gefängniſſe.

Indeſſen wurde zum drittenmale die Thüre geöffnet, und herein trat, mehr von der Laſt der Jahre, als von der Laſt der Leiden niedergebeugt,

Latimer, in der ſchmutzigen und zerlumpten Kleidung eines gemeinen Gefangenen. Sein greiſes Haupt deckte eine Mütze, welche unter dem Kinn zugebunden war; an der Bruſt hing eine Brille, an einem ledernen durch ein Knopfloch gezogenen Riemen; unter dem Arme hielt er ein kleines neues Teſtament, und im Gehen ſtützte er ſich auf einen Stab, welchen die abgezehrte, durch einen Schlagfluß entkräftete Hand nur mit Mühe feſtzuhalten ſchien. Neugierde und Gefühl des Wohlwollens drängte die Volksmaſſe von allen Seiten ſo nach dem zum Durchgehen beſtimmten Zwiſchenraume zu, daß die Wache den unmächtigen Greis mit aller Anſtrengung kaum vor dem Erſticken bewahren, und ihn, in ihrer Mitte, an den Ort ſeiner Beſtimmung führen konnte.

Ganz erſchöpft langte Latimer vor dem Tiſche, an welchem die Commiſſarien ſaßen, an, und da er den Stuhl wahrnahm, welcher gegen dem Präſidenten über ſtand, gieng er, ohne einen Wink oder eine Erlaubniß abzuwarten, zu ihm, und ſetzte ſich nieder. »Ich bin nach gerade ein alter Mann, und ſchwach dazu,« ſagte er; »Ihr werdet mir's ſchon zu gute halten!«

Der Präſident legte ihm hierauf ebenfalls jene drey Artikel zur Unterſchrift vor. Latimer ſetzte ſeine Brille auf, und nachdem er ſie halblaut für ſich überleſen hatte, gab er das Papier zurück mit der Verſicherung, daß er, ſo alt er ſey, doch noch niemals ſeinen Namen zur Beſtätigung einer Unwahrheit hergegeben habe.

»Nun dann,« fiel ihm D. Weſton in die Rede, »ſo mögt Ihr Euch auf die Mittwoch gefaßt halten, in einer Diſputation zu beweiſen, daß Unwahrheit in denſelben enthalten iſt.«

Latimer lächelte über dieſe Ankündigung, mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit. Er ſchüttelte ſein vom Schlage gerührtes und ohnehin ſtets ſchwankendes Haupt und ſagte:

»Wahrhaftig, Gentlemen, ich bin eben ſo »geſchickt, Gouverneur von Calais zu werden! — »Ich dächte, Ihr dürftet mich nur anſehen, um »Euch überzeugt zu halten, daß ich zu ſolchen gelehr»ten Turnieren nicht mehr tauge. Wird man »wohl einen alten, krüppelhaften, unvermögen»den Invaliden noch auf den Kampfplatz füh»ren? — Nein, nein, Gentlemen! wozu ſollte »doch das nutzen! Es iſt lange her, daß ich das

»Wenige von Gelehrſamkeit, was ich in meiner »Jugend etwa eingeſammelt, vergeſſen habe. Ich »brauche und kenne kein anderes Buch, als das, »was ich hier unter meinem Arme trage. — Dieß »habe ich ſiebenmal mit groſser Sorgfalt und Be»dacht durchgeleſen, und ſeht, Ihr Herren, ich »habe nicht ein Wort von der Meſſe darin gefun»den, auch wahrhaftig nicht die Marksbeine noch »die Sehnen von dem Leibe Chriſti, welchen wir, »wie Ihr meint, im Abendmahle ſo ganz eigent»lich in natura zu uns nehmen; — und ſeht, weil »nun hier in dieſem Buche nichts davon ſteht, »ſo glaube ich nun auch nicht daran, und werde »nicht daran glauben, in Ewigkeit, Amen.«

Dieſe Rede, insbeſondere der Scherz über die Lehre von der Transſubſtantiation, erregte groſſen Unwillen unter den Beyſitzern der Commiſſion. Insbeſondere gerieth der Präſident darüber ſehr in Hitze. »Ich werde Euch die Sehnen und die Marksröhren ſchon finden lehren! unverſchämter alter Mann!« rief er, und befahl mit Ungeſtüm, ihn in ſein Gefängniß zurück zu führen. Latimer, anfangs über dieſe Heftigkeit erſchrocken, merkte itzt wohl, daß ihm hier ſein Witz nicht den

beſten Dienſt geleiſtet hatte; ſuchte daher noch einmal zu Worte zu kommen, um durch eine Erläuterung deſſen, was er eigentlich habe ſagen wollen, ſeine Unvorſichtigkeit wieder gut zu machen. Allein, ſowohl der Präſident als die Beyſitzer überſchrieen ihn und betäubten ihn faſt durch ihre Vorwürfe und Drohungen. Die Zuſchauer ſtimmten endlich mit ein, und ſo begleitete den armen faſt unmächtigen Greis ein wüthendes Geſchrey und Getöſe nach ſeinem Gefängniſſe zurück.

Am andern Tage ſollte nun die Diſputation ſelbſt zuerſt mit dem Erzbiſchof ihren Anfang nehmen. Schon am frühen Morgen war alles, insbeſondere alles, was nur von fern zur Univerſität und zur Gelehrſamkeit gehörte, in der lebhafteſten Bewegung. Mit Anbruch des Tages war das Collegium, wo die Diſputation gehalten werden ſollte, ſo mit Menſchen angefüllt, daß mehr als Einer in Gefahr war, zu erſticken, und daß die Commiſſarien kaum zu ihren Sitzen gelangen, und ihre Plätze ungeſtört einnehmen konnten.

Endlich wurde das Gewühl und Gedränge ſo weit in Ordnung gebracht, daß die Feierlichkeit eröffnet, und der Erzbiſchof herbeigeführt werden

konnte. Nie hatte Cranmer eine Gelegenheit gleich dieſer gehabt, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Kunſt und Fertigkeit im Diſputiren ſo zu zeigen, als heute. Auch nahm er ihrer in jedem Betrachte wahr. Von acht Uhr an des Morgens, bis um zwey Uhr des Nachmittags, vertheidigte er ſich ganz allein, und ohne die geringſte Zwiſchenzeit zur Erholung, mit ſtets gleicher Faſſung, Ruhe und Stärke gegen mehr als zehn rüſtige Kämpfer, welche durch wildes Zuſammenſchreien, durch Ungeſtüm und Grobheit, das reichlich erſetzten, was ihnen an Einſicht und Fertigkeit abgieng.

Für uns kann es nur wenig Intereſſe haben, die einzelnen Theile dieſes Geſprächs aufzuzählen und durchzugehen. Im Weſentlichen ſind ſich Geſpräche dieſer Art bis auf unſere Zeiten ſtets gleich geblieben, und es iſt wohl der Eitelkeit allein zuzuſchreiben, daß ſie immer noch wiederholt ſind; ſo ſehr man auch durch die öftere Erfahrung von der Nutzloſigkeit derſelben überzeugt ſeyn mußte. Anſtatt einer detaillirten Beſchreibung dieſes gelehrten Zungengefechts, ſey es mir daher erlaubt, nur eine Anekdote mitzutheilen, als einen nicht

unbeträchtlichen Beytrag zu den Mitteln, deren man ſich bediente, um Cranmer zu unterdrücken, ihm wenigſtens den Sieg zu entreißen, wenn man ihn auch nicht auf die Seite der katholiſchen Partey zu lenken im Stande war.

Unter andern Beſchuldigungen führte einer ſeiner Gegner an: er habe eine Stelle aus dem Kirchenvater Hilarius, in ſeiner Schrift über das Abendmahl, gänzlich verdreht und verſtümmelt angeführt. Cranmer, dem die nöthigen Bücher mangelten, und der alſo auch hier blos ſein Gedächtniß zum Vertheidigungsmittel hatte, berief ſich, zu ſeiner Rechtfertigung, auf ein anderes Buch, in welchem dieſe Stelle ebenfalls angezogen wäre, aus welchem er ſie wörtlich abgeſchrieben habe. Dieſe Schrift hatte D. Smith, einen katholiſchen Gottesgelehrten zum Verfaſſer, und in der That lautete dieſe Stelle in demſelben von Wort zu Wort, wie in der angeführten Schrift des Erzbiſchofs. D. Smith war ſelbſt zugegen, aber er ſchwieg. Der Erzbiſchof foderte ihn auf, die Wahrheit zu beſtätigen; allein Smith ſchien nicht darauf zu hören, ſondern mit ſeinem Nachbar in ein angelegentliches Geſpräch vertieft zu

ſeyn. Die Sache blieb alſo unentſchieden, und ſein Gegner fuhr fort, unwiderlegte Beſchuldigungen gegen den Erzbiſchof in dem Verlauf des Geſprächs zu ſeinem Vortheil anzuwenden.

Einem Fellow, aus dem Magdalenencollegium, welcher den proteſtantiſchen Lehrſätzen heimlich zugethan war, und daher einen ſehr aufmerkſamen Zuhörer abgab, war dieß Betragen des D. Smith und des Opponenten nicht entgangen. Er erinnerte ſich, daß er das angeführte Buch deſſelben beſitze, und nahm ſich vor, ſobald die Diſputation beendigt ſey, deshalb nachzuſehen. Er fand, daß der Erzbiſchof Recht gehabt hatte; er ſchlug noch ein anderes Werk von Gardiner auf, das den Titel führte: Die Sophiſterey des Teufels; und in welchem er ſich ebenfalls erinnerte, die Stelle angezogen gefunden zu haben. Auch hier war ſie wörtlich, ſo wie in den Schriften des Doktor Smiths und des Erzbiſchofs angeführt. Der Fellow, ein guter gerechtigkeitliebender Menſch, fand dieß Betragen der ehrwürdigen Doktoren unredlich, nahm ſeine Bücher unter den Arm, und verfügte ſich damit nach dem Gefängniſſe des Erzbiſchofs, den er ſehr hoch achtete, um ihn durch

die Bücher ſelbſt in den Stand zu ſetzen, ſeine Behauptung ſchriftlich, oder bey einer andern Gelegenheit mündlich, zu rechtfertigen.

Bey dem Gefängniſſe wurde er angehalten, und nach der Abſicht ſeines Beſuchs befragt. Da ſeine unbefriedigende Antwort, und die Bücher unter den Armen, dem Aufſeher des Gefängniſ-ſes verdächtig ſchienen, ſo bemächtigte er ſich des Fellow, und führte ihn zu dem D. Weſton.

Der Fellow glaubte ſich hier, bey einem Ge-lehrten, hinlänglich zu rechtfertigen, wenn er ihm ſeine Abſicht ganz ehrlich geſtände. Allein wie ſehr fand er ſich betrogen! Weſton nannte ihn einen Verräther an der allein wahren und ſelig-machenden Religion; einen Feind der Rechtgläu-bigkeit, der darauf ausgehe, die Ketzer in ihrer Hartnäckigkeit zu beſtärken. Ehe ſich der Fellow noch beſinnen und nur ein Wort zu ſeiner Ver-theidigung anführen konnte, ſah er ſich ſchon, auf Befehl des D. Weſton, nach dem Gefängniſſe geführt.

Am andern Tage wurde er wieder vor die ganze Commiſſion gefodert, welche ihn gemein-ſchaftlich für einen Verräther und Ketzerfreund

erklärte, und ihm ankündigte, daß man ſein Verbrechen dem Miniſter berichten müſſe, und daß ſein Schickſal alsdann ohne Zweifel nicht das beſte ſeyn werde. Als ein Linderungsmittel ſchlug Weſton indeſſen vor, daß er die drey Artikel unterſchreiben ſollte. Der arme Fellow, durch dieſe unerwarteten Auftritte ſo ganz aus ſeiner Faſſung gebracht, daß er faſt an der Wirklichkeit derſelben zweifelte, unterſchrieb, ohne zu wiſſen, was er that. Dennoch wurde er nicht wieder in Freiheit geſetzt, auch erhielt er ſeine Bücher nicht zurück, weil D. Weſton der Meinung war, daß ſie in ſeinen Händen weit ſicherer, als in den Händen des Fellow wären.

Er berichtete ſeinethalben an den Miniſter, und befahl dem Rector der Univerſität, dafern er binnen vierzehn Tagen keine andere Anweiſung erhielte, den Fellow aus dem Collegium zu relegiren.

Während dieß vorgieng, hatte nun auch der Biſchof Ridley die lang erwünſchte Gelegenheit gehabt, ſich in dem vollen Glanze der Gelehrſamkeit und Redekunſt zu zeigen. Gleichwohl machte ſeine Diſputation bey weitem nicht den Eindruck,

welchen die Diſputation Cranmers gemacht hatte. Auch achtete man weniger auf ſeine Reden, gab ſich weniger Mühe, ihn mit Gründen zu widerlegen, ſo ſehr er auch befliſſen war, die ſeinigen durch prächtige Redensarten und durch Lebhaftigkeit des Vortrags aufzuſtutzen. Machtſprüche, Behauptungen, Drohungen, ſetzte man ſeinen Gründen entgegen; Geſchrey und Getöſe unterbrach nicht ſelten die ſchönſten Tiraden.

Durch die Anrede, womit D. Weſton endlich die Verſammlung entließ, nahm er dem Biſchof Ridley noch vollends das Wenige von Selbſtzufriedenheit, welches er bis dahin erhalten hatte. »Hier habt Ihr,« rief Weſton, »den hartnäckigen, ruhmſüchtigen, rechthaberiſchen und doch »ſo unbeſtändigen Sinn dieſes Menſchen geſehn! »Aber Ihr habt auch geſehn, daß ſich die Kraft »der Wahrheit niemals verläugnen kann. Rufet »daher auch dießmal mit mir aus: »Wahrheit „hat den Sieg!“ —

Als Ridley in ſein Gefängniß zurückkam, erinnerte er ſich mit einer ſchmerzhaften, reuigen Empfindung des Raths, welchen ihm Latimer gegeben hatte. Mit einem noch drückendern Ge-

fühl geſtand er ſich itzt ein: der Greis könne doch wohl Recht gehabt haben.

Am folgenden Tage ſollte nun auch Latimer beweiſen, ob er ſeinen Grundſätzen treu bleiben werde. Wiewohl ihn D. Weſton das erſtemal ſo unwillig entlaſſen hatte, ſo zeigte ſich doch auch hier, daß die Empfindung der Ehrfurcht zuweilen zwar auf Momente durch andere Leidenſchaften verdrängt, aber doch nie ganz unterdrückt werden kann. Die ſtille anſpruchloſe Ehrwürdigkeit kann vielleicht noch ſicherer, als das glänzende Verdienſt, auf den ihr gebührenden Tribut rechnen.

Sobald Latimer eingetreten war, ſtand Weſton auf, begrüßte ihn, und nöthigte ihn, ſich niederzuſetzen. Sodann machte er die Zuhörer in einer kurzen lateiniſchen Anrede mit der Abſicht dieſer Zuſammenkunft bekannt, und wandte ſich darauf an Latimer:

»Euch bitte ich daher, ehrwürdiger Vater,« ſagte er, und ſein Ton ſchien ſich unwillkührlich zu mildern, „dafern Ihr etwas vorzubringen »habt, Euch ſo kurz als möglich zu faſſen, und »Eure Argumente nicht mit leeren Worten und

»Redensarten, wie wir wohl dergleichen Beyſpiele »gehabt haben, unnützerweiſe aufzuſtutzen.«

Dieſe letzte Erinnerung fanden die Zuhörer ſowohl als Latimer hier wenigſtens ſehr am unrechten Orte. Gleichwohl unterdrückte der Greis einen Einfall, welcher ihm ſchon auf der Zunge ſchwebte. Eine ausführliche Unterredung mit Cranmer hatte ihn überzeugt, daß er dadurch der guten Sache, wo nicht ſchaden, doch wenigſtens auch keinen Vortheil, ſich aber manche Verdrießlichkeiten zuziehen könne.

Die übrigen Unterredungen waren in lateiniſcher Sprache gehalten worden, auch hatte ihn Weſton in dieſer Sprache angeredet. Dennoch antwortete ihm Latimer in ſeiner Mutterſprache.

»Ich hoffe, Sir, Ihr werdet mir erlauben," ſagte er zutraulich, „daß ich das Wenige, was »ich zu ſagen habe, im Engliſchen vorbringe. Ich »habe in den letzten zwanzig Jahren wenig Ue»bung im Lateinreden gehabt; auch will es über»haupt mit meinem Gedächtniſſe nicht mehr ſo »recht fort.«

»Das werde ihm völlig freyſtehen,« ſagte Weſton.

»Nun

»Nun ſo danke ich Euch auch recht herzlich »für dieſe Vergünſtigung. Es wird wenig ſeyn, »was ich vorzubringen habe; denn ich will nur, »mit Eurer Erlaubniß, mein Glaubensbekenntniß »ablegen, und dann mögt Ihr mit mir machen, »was Ihr wollt und verantworten könnt.«

Hierauf zog er ein Papier aus der Taſche, und fing an daſſelbe vorzuleſen. Aber kaum hatte er einige Minuten geleſen, ſo erhob ſich nach und nach, durch dazu angeſtiftete Studenten, von allen Seiten her ein Brummen, Ziſchen, Pochen; allmälich verſtärkte es ſich ſo ſehr, daß man von dem, was Latimer ſagte, nichts weiter verſtehen konnte. Weſton, anſtatt dieſem Unweſen Einhalt zu thun, begünſtigte es gleichſam, indem er Latimer'n, in einem rauhen Tone und eben nicht in den anſtändigſten Ausdrücken, befahl, er ſolle aufhören. Nun brach das Geräuſch in ein wildes ungeſittetes Geſchrey aus. Selbſt von den Beyſitzern der Kommiſſion ſtimmten mehrere mit ein, und es war, als ob dieſe gelehrte Verſammlung plötzlich in eine Rotte betrunkenen Pöbels verwandelt wäre.

Der Greis, über dieſen unerwarteten Tumult an dieſem Orte und in dieſer Verſammlung an

fangs betreten, hielt inne, und ſah mit dem leb⸗haſteſten Ausdruck des Erſtaunens und Verdruſſes umher. Sogleich aber erhielt er ſeine gewöhn⸗liche Faſſung wieder, und ſobald ſich der Sturm nur in etwas gelegt hatte, ſo, daß eine Men⸗ſchenſtimme durch denſelben hörbar werden konn⸗te, erhob er die Stimme mit aller Anſtrengung, deren ſeine Lunge noch fähig war.

»Sir,« ſo rief er dem Präſes zu, »ich habe »in meinem Leben vor zween Königen geredet, »und ſie haben mich drey, vier Stunden lang an⸗»gehört, ohne mich zu unterbrechen; und hier »will man mir nicht einmal eine Viertelſtunde »verſtatten?«

Plötzlich wurde es ruhiger. Latimer hielt ei⸗nen Augenblick inne, um Athem zu ſchöpfen, und fuhr dann wieder, etwas gemäßigter, fort:

»D. Weſton, ich habe wohl vorher von Euch »gehört, aber, ſo viel ich mich erinnern kann, »habe ich Euch vorher niemals geſehen. Man »ſagt, daß Ihr vorzügliche Gaben und viel Ge⸗»lehrſamkeit beſitzt; Gott gebe, daß Ihr guten »Gebrauch davon machen mögt! Das muß ich »Euch aber ſagen, Ihr mögt es gern hören oder

»nicht: einen alten, ſchwachen, hülfloſen Mann, »wie mich, zu überſchreien und zu unterdrücken, »dazu gehört weder Witz noch Gelehrſamkeit, und »kann Euch wahrlich keine Ehre bringen. Ich »denke, Ihr ſeyd hier Vorſitzer, und ſollt auf »Ordnung ſehen, und daß alles mit rechten Din»gen zugienge, und Niemanden ein Unrecht ge»ſchähe. Ich ſage Euch, das iſt Eure Pflicht, »und wer ein rechtſchaffener Mann iſt, der muß »ſeiner Pflicht eingedenk ſeyn; ſonſt mag er ſich »gebärden, wie er will, er iſt kein rechtſchaffener »Mann.«

Die Treuherzigkeit, Naivetät und Wahrheit, womit er dieß ſagte, machte eine eben ſo allgemeine als ſtarke Wirkung. Weſton ſchien mehr beſchämt als unwillig; er ſchien verlegen über die Art zu ſeyn, wie er ſich aus dieſer unangenehmen Situation ziehen ſolle; er ſagte etwas, das einer Entſchuldigung ähnlich ſeyn ſollte. Das Geräuſch, meinte er, ſey vermuthlich daher entſtanden, daß man ihn nicht habe verſtehen können. Er erböte ſich daher, an ſeiner Statt ſeinen Aufſatz vorzuleſen, dafern er ihm denſelben anvertrauen wolle. Latimer händigte ihm das Papier

ein, und Weſton nahm es vor ſich, als ob er den Anfang, es vorzuleſen, machen wollte. — Aber in dieſem Augenblicke überwältigte vermuthlich in ſeiner Bruſt die Empfindlichkeit des beleidigten Stolzes das edle Gefühl der Beſchämung. Unwillig warf er das Papier auf den Tiſch, als ob er es nicht leſen könne, und rief Latimer zu: »Wann Ihr nicht diſputiren wollt, wollt Ihr »dann unterſchreiben?«

Latimer ſagte ruhig und heiter, wie vorher, daß er ſich hierüber ſchon neulich erklärt, und ſeitdem keine Urſache gefunden habe, ſeine Meinung zu ändern.

Indeß ſchien ſich Weſton etwas geſammelt zu haben. Er ſah ein, daß mit Gewalt und Heftigkeit über den unerſchütterlichen Sinn Latimers nichts werde zu erhalten ſeyn. Einer künſtlichen Schlinge aber, meinte er, werde er nicht entgehen, und vielleicht könne man ihn ſo verwickeln, daß der Sieg noch entſchieden werde. Zu dem Ende verbreitete er wieder eine Freundlichkeit über ſein Geſicht, und eine anſcheinende Sanftmuth über ſein ganzes Weſen. »Sagt mir doch, »Sir,« ſo wandte er ſich dann zu Latimer, und

ſuchte in ſeine Frage ſo viel Theilnehmung zu legen, als ſeine Verſtellungskunſt aufzubringen vermogte: »wie lange ſeyd Ihr nun ſchon im Ge»fängniſſe geweſen?«

»Ungefähr neun Monate, Sir,« erwiederte Latimer, ohne zu ahnen, daß dieſe Frage etwas weiteres, als die Befriedigung der Neugier zur Abſicht habe.

»Nun da könnt Ihr Euch doch noch nicht mit »manchen Andern, z. B. mit mir, vergleichen. »Ich habe ſechs Jahre gefangen geſeſſen,« fuhr Weſton fort.

»Das bedaure ich ſehr, Sir,« ſagte Latimer treuherzig.

»Ja, ſechs ganzer Jahre,« nahm Weſton wieder das Wort, »und wahrlich ich habe es in »der Zeit ſehr übel gehabt. Aber, lieber Herr »Latimer — ſo viel ich weiß und mich noch ſehr »wohl erinnere, wie Ihr Euch ehemals hier als »Bakkalaureus aufhieltet — ſo waret Ihr ſonſt »unſerer Meinung und den rechtgläubigen katho»liſchen Lehrſätzen ſehr ergeben?«

»Leider bin ich das geweſen!« ſagte Latimer mit einem Seufzer.

»Ich habe auch gehört — für gewiß gehört,« ſetzte der Präſes das Geſpräch fort, »daß Ihr ſogar ehemals ſelbſt Meſſe geleſen, auch wohl die neuen Lehren beſtritten und ihre Verbreitung zu verhindern geſucht habt« —

»Ja, Sir, ich kann es nicht läugnen. — Es »iſt eine ſchmerzliche Erinnerung für mich; — »allein ich hoffe, Gott hat es mir vergeben« — erwiederte Latimer, noch immer ganz arglos.

»Ei! ei! das iſt doch ſonderbar!« ſagte Weſton, mit ziemlich natürlichem Ausdrucke der Verwunderung, »wie man ſeine Denkensart ſo ganz umändern kann! Man ſollte kaum glauben, daß es möglich wäre! — Aber ſagt mir doch, was hat denn dazu die Veranlaſſung gegeben? Das kann doch nicht ſo von ſelbſt gekommen ſeyn?« —

»Ja, von ſelbſt gekommen!« rief Latimer mit derjenigen lebhaften Heiterkeit, welche ihn allemal durchdrang, ſo oft er ſeiner Bekehrung — ſo nannte er es — gedachte. »Lieber Sir, wenn »ich irgendwo Gottes Finger deutlich geſehen »habe, ſo iſt es hier geweſen.« — Und nun fing er an mit aller, dem Alter bey angenehmer Erin-

nerung vorzüglich eigenen Geſchwätzigkeit, Weſton die Geſchichte ſeiner Aufklärung zu erzählen. Durch geſchickte Fragen lenkte dieſer ſeine Erzählung ſodann auf eine Auseinanderſetzung der Gründe, welche ihm ſein Lehrer Bilney gegen die katholiſchen Lehrmeinungen angeführt habe; und Latimer, in der Wärme des Geſprächs, und überhaupt nicht gewohnt, Arges zu vermuthen, wo es ihm nicht offenbar vor Augen lag, nahm keinen Anſtand, ſie herzuerzählen. Hier war es, wohin ihn Weſton wünſchte. Unvermerkt gab er dem D. Smith, der zu Latimers Opponenten beſtimmt war, einen Wink, daß es itzt an ihm ſey, dieß Geſpräch in eine förmliche Diſputation zu verwandeln.

Sogleich erhob ſich dieſer, hielt eine wohl elaborirte Anrede an Latimer, und legte ihm ſodann, in einer künſtlich nach allen Regeln der ariſtoteliſchen Schule zuſammengeſetzten Schlußfolge, ſein Gegenargument vor. Endlich foderte er ihn feierlichſt auf, daſſelbe zu beantworten.

Latimer hörte ihm anfangs mit aller Anſpannung der Verwunderung und des Erſtaunens zu. Er konnte nicht begreifen, wie er in dieß Geſpräch gerathen, und wie er ſo ganz ſeinem feſte-

ſten Vorſatze zuwider, beinah ohne es ſelbſt zu wiſſen, in einen Diſput verwickelt wäre. Seine Faſſung verließ ihn indeſſen auch hier nicht. Mit Geduld und Ruhe hörte er ſie bis zu Ende an. Da Smith ſchwieg, erhob ſich Latimer müh- ſam, an ſeinem Dornenſtabe, trat mit einer un- gewöhnlichen Würde dem D. Smith gegen über, und ſagte mit Ernſt und Feſtigkeit:

»Ich fürchte, Sir, daß Ihr und dieſe ganze »ehrwürdige Verſammlung ſich in ihrer Erwar- »tung betrogen finden wird. Ich habe meine »Meinung geſagt, und alſo nichts zu erwie- »dern.« — Darauf ſetzte er ſich wieder ruhig nieder, und erwartete, was ferner erfolgen würde.

Der Opponent war zum Schweigen gebracht; allein der Präſes — nahm aufs neue das Wort, und verwickelte den alten Biſchof noch einmal, durch eine künſtliche Kette von Fragen, ſo ſehr, daß er ihm wirklich einige nähere Aeußerungen über die ſtreitigen Meinungen entlockte. Weſton lenkte nun das Geſpräch auf die Kirchenväter, und da er den Hilarius anführte, um für ſich etwas daraus zu erweiſen, ſo antwortete ihm Latimer dagegen mit der Aeußerung Melanch-

thons: »Die Kirchenväter würden gewiß behutſamer geſchrieben haben, wenn ſie vorausgeſehen hätten, was für Unheil manche ihrer hingeworfenen Behauptungen erregen würden.«

Dieſe Aeußerung erwiederte der Präſes mit einem nachdrücklichen Verweiſe ſeines Leichtſinns, wie er es nannte, welcher ihm, als einem alten Manne, beſonders übel ſtehe. — Der Opponent, der mit Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet hatte, noch einmal einen Angriff zu wagen, bat in einer pedantiſchen captatio benevolentiae um die Erlaubniß, die Aeußerung des Hilarius in eine Schlußform zu bringen, und hob ſodann, ohne dieſelbe abzuwarten, folgendergeſtalt an:

So innig die Vereinigung unſers Fleiſches mit dem Fleiſche Chriſti iſt, eben ſo innig, ja noch inniger, iſt die Vereinigung Chriſti mit dem Vater.

Atqui, die Vereinigung unſers Fleiſches mit dem Fleiſche Chriſti wahrhaftig und weſentlich iſt;

Ergo iſt die Vereinigung Chriſti mit dem Vater wahrhaftig und weſentlich.

Er hielt hier inne, und ſah Latimer'n mit ſtarren unverwandten Blicken an, um auch nicht einen Laut von dem zu verlieren, was er etwa dagegen einwenden mögte. Er hielt ſich für hinlänglich gerüſtet, der Gegner möge nun major oder minor läugnen, ihn ſogleich wieder mit erneuerten Kräften anzugreifen. In dieſem Augenblicke wenigſtens lebte er der angenehmen Hoffnung, daß ihm dieſer alte hartnäckige Ketzer dießmal gewiß nicht wieder entſchlüpfen ſolle. Wie war es möglich, ein ſo fein und ſcharfſinnig erſonnenes Argument unangetaſtet zu laſſen?

Gleichwohl fand er ſich dennoch wieder in ſeiner Erwartung betrogen. Latimer ſah ihn eben ſo mit geradem, feſten Blick eine Zeitlang ſchweigend an, als ob er erwartete, Smith würde noch fortfahren. Da aber dieß nicht erfolgte, ſagte er, als ob er ihn aufmuntern wollte, mit einem ſehr ernſten und entſchloſſenen Tone:

»Ihr könnt immer fortfahren, Sir, wenn »es Euch beliebt; aber, auf mein Wort, ich ver»ſtehe nicht eine Sylbe von dem, was Ihr da »eben vorgebracht habt.«

Smith, der ſich ſchon wieder ſo ganz unerwartet aus dem Sattel gehoben ſah, verlor nun alle Hoffnung zum Siege. Ohne ein Wort zu ſagen, ſetzte er ſich, ſchlug die Augen nieder, und warf nur von Zeit zu Zeit einen ergrimmten tückiſchen Blick unter ſeinen buſchichten Augenbraunen hervor.

Der alte Biſchof hoffte nun, man werde ihn endlich wieder in Ruhe nach ſeinem einſamen Gefängniſſe wandern laſſen. Allein das Unglück Smiths hatte die übrigen Beyſitzer der Commiſſion nur noch mehr gereizt. Einer erhob ſich nach dem Andern, um an ihm zum Ritter zu werden; Einer nach dem Andern mußte ſich indeſſen ſo abgefertigt ſehen, als D. Smith. Latimer antwortete einem Jeden, ließ ſich aber mit niemanden eigentlich in einen Diſput ein. Trat man ihm gar zu nahe, ſo ſagte er ſeine Meinung ſchlicht und gerade; auf die Vertheidigung derſelben ließ er ſich aber nicht weiter ein, ſo ſehr man auch an ihm umherzerren mogte. Feine ſophiſtiſche Schlüſſe und plumpe, heftige Angriffe hatten völlig einerley Schickſal; alle ſeine Gegner fanden hier Gelegenheit, die Erfahrung zu machen,

daß ein gerader, geſunder, feſter Menſchenſinn weder ſteife, plumpe Schulfüchſerey, noch Liſt und heimtückiſche Gewandheit zu fürchten habe.

So hatte man den kraftloſen Greis mehrere Stunden lang hin- und hergezerrt, ohne auch nur dadurch, daß man ihn ermüdete, einen Vortheil über ihn gewinnen zu können. Seine kurzen und bündigen Antworten brachten Einen nach dem Andern zum Schweigen, und immer behauptete Latimer, vermittelſt der letzten Antwort, das Feld. Nachgerade ſchien ein Jeder die Luſt verloren zu haben, an dieſem Unverletzbaren ſeine Waffen abzuſtumpfen, als ſich D. Smith noch einmal mit erneuerten Kräften zum Streite erhob. Er hatte die Zeit benutzt, ſich aufs neue zu einem doppelten Angriffe, der ſeine doppelte Schande austilgen ſollte, zu rüſten. Zu dem Ende hatte er insbeſondere eine große Menge ſchwerer Geſchütze aus den Arſenalen der Kirchenväter zuſammengebracht. Mit dieſem rückte er nun mit vielem Pomp und Getöſe an, und ſchoß eins nach dem andern auf den anſcheinend wehrloſen Feind ab.

Mit ſeiner unerſchütterlichen Geduld und Gelaſſenheit hielt Latimer auch dieſen Angriff aus, ohne das geringſte darauf zu erwiedern. Da Smith geendet hatte, und ihn feierlich zu einer Antwort auffoderte, ſagte er ſo kalt, als ob er in einem gleichgültigen Privatgeſpräche begriffen wäre:

»Ich habe nichts darauf zu erwiedern, als daß »ich glaube, die Kirchenväter ſind ſo gut unvoll»kommene Menſchen geweſen, als wir, und ha»ben ſich eben ſo gut irren und hinter's Licht füh»ren laſſen können, als wir. — Ich meines »Theils wenigſtens bin ihnen niemals gefolgt, »als wenn ich ihre Meinungen mit den Aus»ſprüchen der Schrift übereinſtimmig fand.«

»Wie?« rief Smith, gleichſam vom höchſten Erſtaunen hingeriſſen, »Ihr erkennt die Autorität des heiligen Chryſoſtomus nicht? Ihr reſpectirt nicht die Ausſprüche des heiligen Auguſtinus?« —

»Ich habe es Euch ja eben geſagt,« erwiederte Latimer, »daß ich dieß nicht thue; ausge»nommen da, wo ſie ihre Meinungen aus der »Schrift beweiſen.«

Smith verſtummte abermals vor Beſchämung und Unwillen —; kein Anderer trat an ſeine Stelle

auf dem Kampfplatz, und ſo erhob ſich endlich der Präſes, um die Verſammlung zu entlaſſen. Seine Anrede athmete den verbiſſenen Unwillen, welchen unverkennbares Uebergewicht in kleinen Seelen allemal bewirkt. Er gab deutlich genug zu erkennen, daß er fühlte, das Betragen Latimers habe einen Eindruck auf die Zuhörer gemacht, der nun ihm und ſeinen Genoſſen nachtheilig werden könne. Durch Verläumdung und Beſchimpfung war er, freilich unglücklich genug, bemüht, ihn auszulöſchen. Er endete ſeine Rede mit folgenden praleriſchen Worten, die das Gefühl der Schwäche, durch ihre Unverſchämtheit, nur noch unverkennbarer an den Tag legten:

»Hier, Gentlemen,« rief er, »ſeht Ihr die Ketzerey in ihrer ganzen Schwäche und Armſeligkeit! So erſcheint ſie jedesmal, ſobald ſie der Wahrheit die Stirne bieten ſoll! Aber freilich geht ihre Unverſchämtheit und ihre Hartnäckigkeit mit ihrer Schwäche gleichen Schrittes. Nichts iſt ihr ehrwürdig und heilig, wenn es darauf ankömmt, ihre aberwitzigen und ärgerlichen Irrthümer zu behaupten. Hier, dieſer alte Mann hier, ſo kraftlos und hinfällig er da vor

Euch ſitzt, entblödet ſich dennoch nicht, das Evangelium zu verdrehen und die Kirchenväter zu verwerfen; nur um nicht einſehen zu dürfen, daß das Unrecht auf ſeiner Seite iſt.« —

Latimer ſchwieg, und ſchauete dem Redner ruhig lächelnd ins Antlitz. Da dieſer geendet, ſtand er auf, ſchlug ſeinen Mantel um ſich zuſammen, nahm ſein neues Teſtament unter den Arm und ſeinen Stab in die Hand, und gieng heiter und ruhig durch das Gedränge der Zuhörer der Thüre zu.

Anſtatt meine eignen Gedanken über dieſen Auftritt hier mitzutheilen, will ich lieber dieſen Raum dem Urtheile eines großen Landsmannes dieſes edlen Märtyrers überlaſſen. Nur außerordentliche vortrefliche Menſchen haben ein Recht, über ein edles und außerordentliches Betragen zu urtheilen.

»Dieſer ehrwürdige Greis,« ſagt Addiſon in ſeinem Zuſchauer irgendwo, »bewies, in dieſem »Geſpräche, eine Feſtigkeit und Ausdauer, wel»che um ſo mehr Bewunderung verdient, da ſie »die Folge, nicht ſeines Temperaments, ſondern »ſeiner Selbſterkenntniß war, und ihm gewiß

»Ueberwindung koſtete. Er wußte, daß ſeine »Seelenkräfte und ſein Urtheil durch das Alter »geſchwächt waren, daß er unvermögend ſey, alle »die Gründe wieder zu ſammeln und gehörig zu»ſammen zu ſtellen, welche ihn auf die Reſultate »geführt hatten, die itzt ſeinen Glauben ausmach»ten. Jenes Geſchäft überließ er daher ſeinen »Gefährten im Märtyrerthume, welche noch in »dem völligen Gebrauch ihrer Kenntniſſe und »Geiſteskräfte waren. Dieſe konnten es kühn»lich wagen, ſich auf Beweiſe einzulaſſen, und »jedem Angriffe eine rüſtige Vertheidigung mit »gleicher Kraft und gleichen Waffen entgegen zu »ſtellen. Er wußte nur, was er glaubte, »und daß er dieß unerſchütterlich glaub»te. Dieß bezeugte er freimüthig vor Gericht, »und war entſchloſſen, die Wahrheit deſſelben »ſelbſt, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit ſeinem »Blute zu verſiegeln.«

Noch war der letzte Akt dieſes Schauſpiels übrig. Einige Tage nach dieſer feierlichen Disputation wurden die drey Biſchöfe in die St. Marienkirche geführt, wo ſich die Commiſſarien zu dem Ausſpruche des Endurtheils verſammelt

hatten.

hatten. Noch einmal hielt hier der D. Weſton eine Anrede an ſie, welche durch ihre Länge, durch ſteife prunkvolle Redensarten und weitſchweifige Tiraden, durch grobe Beleidigungen und pöbelhafte Schimpfreden erſetzte, was ihr an Stärke und Beredſamkeit abgieng. Nach Beendigung derſelben foderte er ſie alle drey auf: daß ſie ſich nun nicht ferner weigern mögten, die von ihnen verlangte Unterſchrift zu leiſten, indem ſie, in einer förmlichen und rechtmäßigen Diſputation, von dem Ungrunde ihrer Irrthümer überführt worden wären.

Cranmer nahm ſodann im Namen Aller das Wort: »Wie mögt Ihr doch ein ſolches Geſpräch »eine förmliche und regelmäßige Diſputation nen»nen!« ſagte er. »Habt Ihr wohl unſere Ar»gumente ordentlich angehört, und, wie ſich ge»bührt, darauf geantwortet? Zum öftern haben »fünfe, ſechſe auf einmal gegen mich angeſchrieen, »ſo, daß es unmöglich war, nur zu verſtehen, was »ein jeder vorbrachte, geſchweige denn darauf zu »antworten.«

»Erklärt nur ohne viele Worte,« rief Weſton in derjenigen Aufwallung, welche, wenn man

entſchloſſen iſt, das Gefühl des Unrechts zu unterdrücken, die Kraft der Wahrheit ſo leicht erregt, »ob Ihr unterſchreiben wollt, oder nicht?«

»Ich werde nicht unterſchreiben, weil ich nicht »überzeugt bin,« ſagte Cranmer, und die Andern beſtätigten ſeine Aeußerung als die ihrige.

»Nun ſo erkläre ich Euch hier öffentlich,« fuhr Weſton fort, und erhob ſeine Stimme zu einem widrigen Geſchrei, um ihr eine erhöhte Feierlichkeit zu geben, »im Namen dieſer königlichen Commiſſion, und der heiligen rechtgläubigen Kirche, für Ketzer, hartnäckige, rettungsloſe Ketzer und Ketzerfreunde!«

Eine feierliche Stille lag auf der ganzen Verſammlung; die drey Biſchöfe, beſonders aber Cranmer und Latimer, ſahen mit Heiterkeit und Freimüthigkeit um ſich her. —

Weſton fuhr fort: »Noch einmal frage ich Euch: wollt Ihr umkehren auf dieſem Wege, der zum Verderben führt, und Euch zur einzigen rechtgläubigen Kirche wenden?« —

»Nichts in der Welt,« erwiederte Cranmer, »wird im Stande ſeyn, uns abwendig zu machen von dem Wege, den wir als den Weg der

»Wahrheit und des Glücks erkannt und bewährt »erfunden haben!«

»Nun,« ſchrie Weſton im heftigſten Ausbruch ſeines orthodoxen Eifers, »ſo überlaſſe ich Euch denn von nun an Eurem Schickſale; ich erkläre Euch noch einmal für hartnäckige, verabſcheuungswürdige Ketzer, und ſchließe Euch hiemit, Kraft der mir anvertrauten Gewalt, aus der Kirche Chriſti und Gottes, und erkläre auf das feierlichſte, daß Ihr quitt und ledig ſeyd aller Rechte, Vortheile und Gnaden eines Mitgliedes der Kirche Chriſti; daß Ihr verflucht ſeyd fortan, vor Gott und Menſchen; daß Ihr zum Abſchen gereichen mögt einem jeden, der nicht gleich verworfen iſt, denn Ihr! daß niemand Euch aufnehme in ſeine Hütte oder Wohnung; niemand mit Euch handele und wandele, kein ehrbarer Menſch Euch auf Eurem Wege begegne oder mit Euch unter einem Dache verweile. — So verfluche und verurtheile ich Euch, als Verworfene und Verdammte, und exkommunizire Euch aus der Gemeinſchaft der Chriſten auf Erden und im Himmel!«

Mit unveränderter Ruhe und Feſtigkeit erwiederte Cranmer: »Von dieſem Urtheile appel-

»lire ich an den gerechtern Richterſtuhl des all»mächtigen Gottes, und lebe der feſten Ueber»zeugung, daß ich von ſeiner Gegenwart und »ſeinem Anſchauen nicht werde ausgeſchloſſen wer»den durch das Urtheil, was Ihr itzt über mich »ausgeſprochen habt.«

»Wiewohl ich nun nicht mehr mit Euch zu einer Geſellſchaft gehöre,« ſagte Ridley hierauf, »ſo bin ich doch überzeugt, daß mein Name nichts deſto weniger an jenem Orte mit aufgezeichnet iſt, wohin uns dieſer Ausſpruch vielleicht nur noch eher befördert, als es der Gang der Natur gethan haben würde.«

Latimer hob, mit einer unausſprechlichen Verklärung, ſeine Augen empor, da er den Ausſpruch der Exkommunikation mit der donnernden Stimme Weſtons über ſich hin ſtürmen hörte. »Ich danke dir, Gott, von ganzem Herzen,« ſagte er halb laut und nur für ſich, »daß du mein »Leben bis auf dieſen Tag erhalten haſt. Nun »werde ich auch wohl noch, wie ich hoffe, gewür»diget werden, zur Verherrlichung deines Na»mens den Tod zu leiden!«

»Ha!« rief Weſton, welcher nur Cranmers und Ridleys Antwort bemerkt hatte, »wenn Ihr

auf dieſen Glauben in den Himmel kommt, ſo werde ich nicht hineinkommen; das weiß ich gewiß!«

Die Feierlichkeit endigte ſich darauf mit einer öffentlichen Proceſſion durch alle Straßen von Oxford. Weſton trug die geweihte Hoſtie ſelbſt voran. Das Volk warf ſich auf die Knie; wiewohl jedermann Weſton als einen Trunkenbold und ſittenloſen Menſchen kannte.

Noch an eben dieſem Tage dankte man die Bedienten der Verurtheilten ab, nahm ihnen ihr Geld und die Diſpoſition über ihre Einkünfte, und brachte ſie in ſchlechtere Gefängniſſe als die waren, welche ſie bisher, in der That auch nicht ſehr bequem, zu ihrem Aufenthalte gehabt hatten.

Die Commiſſarien ermangelten nicht, einen ausführlichen Bericht von der Vollziehung ihres Auftrags an den Miniſter einzuſenden, und rechneten nun täglich auf die endliche Entſcheidung der Königin über das Schickſal der gefangenen Biſchöfe. Zu ihrer täglich wachſenden Verwunderung mußten ſie indeſſen wahrnehmen, daß man

bey Hofe auf dieſe Angelegenheit, welche doch anfangs mit ſo vielem Eifer betrieben und auch für die ganze kirchliche Veränderung von ſo großer Wichtigkeit war, itzt faſt ganz und gar nicht zu achten ſchien. In der That waren auch ſowohl die Königin als der Miniſter mit andern Gegenſtänden ſo beſchäftigt, daß ſie dieſen darüber beynahe gänzlich aus den Augen verloren hatten. Gardiner war keiner von den überſehenden Köpfen, welche alles auf gleiche Weiſe umfaſſen. So wie er nur immer für den gegenwärtigen Fall ſeine Maaßregeln geſchickt zu wählen wußte, ſo feſſelte auch das, was zunächſt vor ihm lag, feſt ausſchließend ſeine Blicke. Gerade da der Bericht des D. Weſton ankam, waren dieſe von einer Angelegenheit gefeſſelt, welche für ſeinen Ehrgeiz und für ſeine Herrſchbegierde von der äußerſten Wichtigkeit ſeyn mußte.

Daß ſein Plan vom Anfang an dahin gieng, die Königin allein und ausſchließend zu lenken, oder doch wenigſtens jede anderweitige Einwirkung in die Lenkung der Staatsgeſchäfte, ſo weit es nur immer möglich war, zu vermeiden, iſt an ſeinem Orte ſchon erwähnt worden. Deshalb

hatte er den Grafen von Arundel von ſich abhängig gemacht; deshalb hatte er die Ankunft des Kardinals Pole verzögert; deshalb hatte er die Verbindung mit Don Philipp ganz allein eingeleitet und eingerichtet, und die einſchränkenden Bedingungen des Parlaments ſo feſt verklauſulirt. Dennoch wurden mancherley Beſorgniſſe täglich unruhiger in ihm, je näher die Zeit der Vollziehung dieſer Verbindung rückte. Er kannte die Denkungsart Karls des Fünften zu gut, als daß er nicht ſeine wahre Abſicht bey dieſer Verbindung, auch hinter der Maske, hätte entdecken ſollen.

Wenn der Argwohn von derſelben alſo Verſuche erwartete, die einſchränkende Bedingung nach und nach zu untergraben, ſo hielt ſich denn doch die Eitelkeit überzeugt, daß er dieſe Verſuche nur durch ihn machen werde, weil ſie ebenfalls überzeugt war, daß ſie nur durch ihn würden gelingen können. Auch erwartete er dieß erſt von der Zeit, da Don Philipp ſelbſt ſchon in England ſich würde häuslich gemacht haben. Daß Karl ſchon itzt darauf bedacht ſey, und daß wohl gar die Geſandten deſſelben, welche ſich noch in London aufhielten, wohl unter der Hand ſchon dahin arbeiteten, fiel ihm nicht ein.

Wie ſehr wurde er daher nicht überraſcht, als die Königin ihm bey einem ſeiner Morgenbeſuche, einen Aufſatz zur Durchſicht übergab, den ihr der ſpaniſche Geſandte eingehändigt habe. Er ſollte, ſo viel ſie daraus verſtände, ein Projekt enthalten, ihre königliche Gewalt noch uneingeſchränkter zu machen, und über alle Geſetze zu erheben. Aber, meinte ſie, eines Theils wiſſe ſie ja eben von keiner Einſchränkung, und andern Theils habe ſie die Geſetze beſchworen, und der Eid ſey doch eine heilige Handlung. Sie hätte übrigens nicht Zeit, darüber viel nachzudenken. Gardiner ſolle den Aufſatz durchleſen, und ihr dann ſeine Meinung darüber ſagen. —

Der Miniſter ließ ſich dieſen Auftrag nicht noch einmal wiederholen. Ein Vorſchlag vom ſpaniſchen Geſandten, ihre Macht unabhängig von den Reichsgeſetzen zu machen! dieß war ihm zu intereſſant und zu wichtig, als daß er nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf hätte verwenden ſollen. Er unterſuchte die Schrift mit der größten Sorgfalt, und fand einen ausführlichen Plan zu einer völlig ſouverainen oder vielmehr deſpotiſchen Regierungsverwaltung. Der Ver-

faſſer war von dem Grundſatze ausgegangen: nur ein erwählter Regent könne ſich an gewiſſe Einſchränkungen, Vorrechte und Vorbehalte der Nation gebunden glauben, weil er, nur unter dieſer Bedingung, Regent geworden ſey. Allein ein Fürſt oder König, welcher entweder durch Erbfolge, oder durch das Recht der Waffen, zum Throne gelangt ſey, dürfe darauf keine Rückſicht nehmen; denn er ſey ja nicht durch die Willkühr des Volks auf denſelben gehoben, alſo könne daſſelbe, auch unter keinem Vorwande, Anſprüche auf das Recht machen, ihn durch Geſetze einzuſchränken, oder die Gränzen ſeiner Macht beſtimmen zu wollen. — Was nun ſie, die Königin Maria anbetreffe, ſo könne ſie ſich allerdings zuerſt als eine ſolche Regentin betrachten, welche durch das Recht der Erbfolge zum Throne gelangt ſey; außer dieſem befinde ſie ſich aber auch zugleich in dem zweiten angenommenen Falle, nämlich, daß ſie das Königreich England mit den Waffen in der Hand erobert, es ſich alſo nach dem Rechte des Stärkern unterworfen habe. Da nun der dritte Fall, wo die Nation aus ihren Mitteln nach freier Willkühr wählt, auf ſie keine Anwendung leide; ſo könne ſie alſo auf keine Weiſe

gehalten und verbunden ſeyn, ſich an die Beſchlüſſe und Einſchränkungen zu kehren, welche das Parlement bey verſchiedenen Gelegenheiten zu machen ſich erdreiſtet habe.

So willkommen dieſe ſinnreiche Deduction der Rechte des Deſpotismus Gardiner'n auch zu einer andern Zeit geweſen ſeyn mögte, ſo unruhig und bedenklich machte ſie ihn unter den itzigen Umſtänden. Es war leicht einzuſehen, worauf dieſelbe abziele. Wenn die Königin überhaupt nicht an Geſetze und Volksſchlüſſe gebunden war, ſo fand auch kein Grund mehr ſtatt, warum ſie ſich die Einſchränkungen, unter welchen die Nation ihre Verbindung genehmigt hatte, gefallen laſſen mußte. Dann konnte ſie alſo in der Folge auch über eine Macht, welche ihr ſelbſt ohne alle Einſchränkung angehörte, und allein ihren Grund in ihrer Occupation hatte, nach eigener Willkühr ſchalten und walten; ſie übertragen wem ſie wolle; ſie theilen mit wem ſie es für gut finde; alſo auch mit ihrem Gemahl, und mit dieſem vor allen andern.

Glücklicher Weiſe beſchäftigte Marien ihr künftiger Gemahl in ganz anderer Rückſicht itzt

ſo ſehr, daß ſie auf dieſe Idee nicht hatte gera-
then können. Es ſtand alſo noch völlig in Gar-
diners Macht, das Ungewitter, was ſich in der
Ferne zuſammen zu ziehen ſchien, abzuleiten. Die
itzige Gemüthsſtimmung der Königin, welche für
nichts Aufmerkſamkeit und Nachdenken, als für
die zu hoffenden Freuden des Eheſtandes hatte,
erleichterte es ihm ſehr, ſie gegen dieſen Plan,
als unreif und ſchädlich, einzunehmen. Er redete
ihr ſo viel und ſo weitläufig darüber vor, daß ſich
endlich bey ihr die Ungeduld über dieſen Vor-
trag in Unwillen über den Aufſatz, welcher ihn
veranlaßt hatte, verwandelte. Ohne ihn nur
noch eines Blicks zu würdigen, warf ſie ihn ins
Feuer, und ſagte bey der nächſten Audienz dem
ſpaniſchen Geſandten mit ziemlich finſterer Stirn:
ſie wünſche, daß er deſſelben keine weitere Er-
wähnung thun möge.

Der Geſandte, der eine weit günſtigere Auf-
nahme gehofft hatte, wurde verlegen und ſchwieg.
Er war nicht mit ſich eins, ob die Königin die
geheime Schlinge in demſelben wahrgenommen
und ihn unterdrückte, weil ſie fürchtete, daß da-
durch ihre eigene Herrſchbegierde beeinträchtigt

werden könnte; oder ob ſie glaubte, es ſey itzt noch nicht Zeit, davon Gebrauch zu machen, und ihn deshalb für eine bequemere Gelegenheit aufbehalten wollte.

Gardiner überließ es ihm gern, ſein Nachdenken an der Auflöſung dieſes Problems zu üben. Ihn beſchäftigte gleichfalls noch immer derſelbe Gegenſtand, wiewohl in anderer Rückſicht. In dem Aufſatze war zu viel auf die Lokalverfaſſung Englands Rückſicht genommen. Es war alſo faſt als ausgemacht anzunehmen, daß ein Engländer Verfaſſer davon ſey; und dieß erregte wieder neue Beſorgniß, daß vielleicht gar irgend eine geheime Partey ſich wider ihn angeſponnen, und mit dem ſpaniſchen Miniſter zu ſeinem Sturze verbunden habe. Dieß erfoderte die genaueſte Nachforſchung, und ſo erfuhr er denn gar bald, durch geſchickte und gut bezahlte Kundſchafter — deren er beſtändig ein beträchtliches Heer in Thätigkeit ſetzte —: daß ein gewiſſer Fleetwoot, der dem Miniſter ſchon allerdings eben nicht von einer empfehlenden Seite bekannt war, bey dem Geſandten häufig aus- und eingehe, und mehrmalen lange und geheime Unterredungen mit ihm gehalten habe.

Dieſer Fleetwoot war einer von den unruhigen Köpfen, welche ſich in alles miſchen, in allem wider den Strom arbeiten müſſen. Ehemals war er ein gemeiner Bettelmönch geweſen. Durch die Klöſteraufhebung Heinrichs aus ſeinem Zwinger befreit, hatte er nachher in den Aufrühren unter Heinrich und Eduard keine unbeträchtliche Rolle geſpielt; durch glückliche Zufälle, eine kluge, zur rechten Zeit gewagte, Flucht aus ſeinem Vaterlande hatte er ſich immer dem Arm der Gerechtigkeit entzogen, bis dann eine allgemeine Begnadigung auch ihm wieder den vaterländiſchen Boden mit Sicherheit zu betreten erlaubte. Da indeſſen loſe Händel aller Art auch dann ſeine ſtäte Beſchäftigung ausmachten, ſo waren auch die Gefängniſſe faſt ſeine beſtändige Wohnung geweſen, ſeitdem er die Kloſterzelle verlaſſen, und nicht mit Aufrührern umhergeſtreiſt war. Wegen einer Brochüre zur Vertheidigung der Anſprüche Johannens war er vom Anfange dieſer Regierung eingeſperrt, und kaum hatte er ſeine Freiheit wieder erhalten, ſo begab er ſich unter Wiat's Anführung, und wurde mit ihm gefangen und zum Tode verurtheilt. Durch einen Zufall wurde ſeine Verurtheilung einem der ſpa-

niſchen Geſandten bekannt, welchem er ehemals, bey einem Aufenthalte in den Niederlanden, einen nicht unbeträchtlichen Dienſt erwieſen hatte. Der Geſandte erbat ſein Leben und ſeine Freiheit von der Königin, und nun theilte ihm Fleetwoot zur Dankbarkeit jenes Projekt mit, und brachte es in die Form, in welcher es der Geſandte der Königin vorlegte.

Dieſe Umſtände blieben dem Miniſter nicht verborgen, welcher nicht geſäumt hatte, Fleetwoot aufs neue arretiren und ingeheim in Unterſuchung ziehen zu laſſen. Ohne Bedenken geſtand dieſer ſeinen Antheil an dem Plane des Geſandten; aber von einem Complot gegen den Miniſter, war nichts aus ihm zu bringen, wiewohl man ihm ſogar durch die Folter ein Geſtändniß auszupreſſen ſuchte.

Dieſe Befürchtung ließ daher Gardiner auch fahren, und war nur darauf bedacht, einem ähnlichen Verſuche, welchen Don Philipp in der Folge etwa zu machen Luſt haben könnte, vorzubauen. Sein Nachdenken führte ihn auf eine Idee, deren Ausführung den Köpfen der Politiker Englands ſehr viel zu ſchaffen machte.

Noch dauerte das Parlament fort, welches zu Vermählung der Königin und denen Verfolgungsgeſetzen gegen die Ketzer ſeine Zuſtimmung gegeben hatte. Gardiner benutzte dieſe Gelegenheit, und ließ im Unterhauſe eine Bill folgenden Inhalts einreichen:

»Es ſey zwar außer Zweifel, daß die Königin ihre Krone völlig rechtmäßig ererbt habe. Da indeſſen bisher nur Könige über England regiert hätten, und die Souverainitätsrechte von der Nation auch nur Königen übertragen und beſtätigt wären; ſo könnte es in den itzigen unruhigen Zeiten leicht Grübler geben, welche einer Königin die Rechte ſtreitig machen wollten, welche Königen eingeräumt wären. Daher, und um allen Irrungen dieſer Art vorzubauen, erkläre das Parlament, daß alle Rechte, Beſtimmungen und Beſchlüſſe, welche für Könige und die Regierung derſelben gemacht ſeyen, auch von der Königin, ohne Einſchränkung und Ausnahme gelten, und daß durch ihre Thronbeſteigung nicht die geringſte Veränderung in

der Reichsverfaſſung und den Reichsgrundgeſetzen vorgegangen ſey, noch ergehen könne. Derohalben ſey die Macht der Königin Maria eben ſo uneingeſchränkt und ihr eben ſo ausſchließend und alleinig, als dieß bey ihren Vorfahren der Fall geweſen ſey: derohalben auch ihre Verbindung mit dem Prinzen von Spanien hierin keine Aenderung machen könne, wenn er auch den königlichen Titel ſchon führe, oder durch die Gunſt der Nation noch erhalten ſollte.«

Sowohl die Lords vom Oberhauſe, als auch ſelbſt Maria, wußten nicht, was dieſe Bill bedeuten ſollte. Jene Veranlaſſung war und blieb Geheimniß. Maria hatte nicht Luſt danach zu fragen, und ſonſt wagte es niemand. Gardiner aber glaubte nun jedem Vordrängen Philipps für immer einen Riegel vorgeſchoben zu haben.

Maria, die freilich überhaupt nur ſehr dunkele und verworrene Begriffe von Politik und Staatsverwaltung hatte, und ſich um nichts

bekümꝛ

bekümmerte, als was ihre Lieblingswünſche, die Heirath und Ketzerverfolgung, oder ſonſt irgend eine ihrer eigenſinnigen Laune berührte, hatte in dieſer Bill überhaupt nichts bemerkt, als daß ihrer Verbindung mit Don Philipp in derſelben Erwähnung geſchehen war. Itzt, da die Zeit der Vollziehung derſelben herannahete, bemächtigten ſich die reizenden Vorſtellungen davon täglich ihrer Phantaſie gewaltſamer und ausſchlieſſender. Mit dem tobendſten Ungeſtüm erwachten nun alle, bis dahin ſo oft unmittelbar vor der nahen Befriedigung unterdrückte, Triebe. Wie manche Marter hatte nicht Maria im Verborgenen bisher durch ſie gelitten, da die Verzweiflung ſie eingekerkert hielt! Itzt, da die frohe Erwartung ihnen die Freiheit ſchenkte, war der Zuſtand nicht viel angenehmer, in welchen ſich Maria dadurch verſetzt ſah. Tag und Nacht fühlte ſie ſich von einer raſtloſen Unruhe umher getrieben. Nicht für das kleinſte Geſchäft, ſelbſt nicht einmal für eine leichte Handarbeit, die ſich allenthalben mit herumtragen läßt, fühlte ſie Geduld genug in ſich. Die Einſamkeit war ihr ängſtlich, und die Geſellſchaft wurde ihr beſchwerlich. Wenn jemand nur zehn Worte im Zuſam-

menhange zu ihr redete, ſo war es ihr unmög-
lich, ihn mit Aufmerkſamkeit anzuhören; es ſey
denn, daß er von Don Philipp und ihrer Ver-
mählung geredet hätte. Sprach ſie mit jemand,
ſo verſprach ſie ſich um das dritte Wort, und
brachte nie eine Periode in der Form zu Ende,
worin ſie dieſelbe angefangen hatte. Sie fühlte
kein Bedürfniß, weder Speiſe noch Trank zu
ſich zu nehmen. Oft, wenn ſie einen Biſſen zum
Munde führte, ſank der Arm, die Gabel, der
Biſſen unwillkührlich nieder; ſie ſah eine Minute
lang ſtarr vor ſich hin, ſprang dann plötzlich auf,
und umarmte den Edelknaben, welcher zu ihrer
Bedienung hinter ihrem Stuhle ſtand. Zuwei-
len fühlte ſie einen ſo unwiderſtehlichen Drang
zum Weinen, daß nichts in der Welt, weder
Geſellſchaft, noch Muſik, noch Tanz im Stande
war, den Strom ihrer Thränen zu hemmen. Zur
andern Zeit lachte ſie über alles, was man ihr
ſagte; und nannte man den Namen Philipp,
ſo ſprang ſie auf, und hüpfte wie ein Kind im
Zimmer umher, ſchlug auch wohl mit einer kin-
diſchen Freude die Hände zuſammen, und rief
unaufhörlich: ach! Er kömmt! Er kömmt!
Er kömmt! — Bis tief in die Nacht hinein,

mußten ihre Hoffräulein und Kammerfrauen bey ihr aufſitzen, und ihr von ihrem Bräutigam, von ihrer Vermählung, von ihrem Brautſchmuck, und dem, wie es ſeyn würde, wenn erſt Don Philipp hier ſey, vorſchwatzen. Wenn jene vor Ungeduld und Müdigkeit faſt vergiengen, und die Königin in den tiefſten Abgrund verwünſchten, ſo kam kein Schlaf in ihre Augen. Je tiefer es in die Nacht gieng, je lebhafter man ſie von Don Philipp und ihrer Hochzeit unterhielt, deſto wilder brannte das Feuer der Wohlluſt in ihren, ſonſt bis zum Ekel matten, Augen. Ihre jungfräuliche Sittſamkeit faſt ganz vergeſſend, fiel ſie bald dieſer, bald jener Kammerfrau regellos in die Arme, und wenn man ſie dann endlich in ihr Schlafgemach ſchwatzte und zum Auskleiden gelangte; ſo — doch hier hält uns die ſchriftſtelleriſche Decenz die Hand; ſie erlaubt uns nicht, den Schleier wegzuziehen, welcher dieſe Scene bedeckt, ſo wie das Uebrige der Nacht, welches ſie wachend auf ihrem brennendheißen Lager verträumete. Glühend von Hitze, und ermattend, fand ſie noch der erſte Stral der Sonne, und führte ihr dann erſt einen leichten Schlummer zu, welcher nur jene Bilder, die ihr die Schlafloſig-

keit ſchuf, weiter fortbildete, und in mannichfaltigere Gruppirungen zuſammenſtellte.

Dieſe Schilderung ſtellt indeſſen bis itzt nur die angenehme und lachende Seite ihres Gemüthszuſtandes dar. Bey allen Täuſchungen, womit ihre erhitzte Phantaſie ihren Verſtand ſtets umgaukelte, konnte ſie doch denſelben nie ſo ganz in Unthätigkeit einwiegen, daß er ſich nicht dann und wann die Freiheit genommen hätte, ſie an ihre achtunddreyſſig und an die ſiebenundzwanzig Jahre des Don Philipp zu erinnern.

Die letzte Vorſtellung allein, wenn ſie die Phantaſie benutzte, und, wohl zu merken, ihr allein ohne Vergleichung vor Augen ſtellte, hatte allerdings auch etwas ſehr Reizendes. In der hämiſchen Zuſammenſtellung aber, welche der Verſtand nie zu machen unterließ, führte ſie eine unbeſchreiblich peinigende Empfindung mit herbey. Wnnn ſie dann ihr bleiches abgezehrtes Antlitz im Spiegel erblickte, und ihr Auge, von dieſem zurückgeſchreckt, auf den vollen blühenden Geſichtern ihrer Hofdamen und Kammerfrauen ſchüchtern umherirrte; ſo fühlte ſie ſchon itzt alle Qualen einer wüthenden Eiferſucht. Ihre in

jedem Betrachte ausſchweifende Einbildungskraft malte ihr dann Verhältniſſe, Scenen — mit den lebhafteſten Farben aus, die ſie überall verfolgten, und faſt von Sinnen brachten. Ja zuweilen hing ſich ihr Verdacht ſo lebhaft an eine oder die andere der Damen, die ſie umgaben, daß ſie darauf geſchworen hätte, dieſe ſey des Königs Geliebte. Dieſe Kammerfrau oder dieſes Hoffräulein fühlte ſich dann eine Zeit lang von ihr gemißhandelt, oder wohl auch aus ihrem Anblicke verbannt, ohne auch nur von fern die ſeltſame Urſache zu ahnden, welche ihr dieſe, freylich nur vorübergehende Ungnade zugezogen hatte. —

Bey dieſer Stimmung mußte nun wohl nothwendig die Kälte Philipps eine nie verſiegende Quelle der qualvollſten Leiden für ſie werden. Nicht ein einziges mal hatte er eigentlich an ſie geſchrieben, geſchweige denn ihr, auch nur in der Ferne, einen Funken von Zärtlichkeit gezeigt. Alles war officiell durch Gardiner und die Geſandten betrieben; alles wie eine Staatsangelegenheit behandelt. Stolz und kalt war jede ſeiner Aeußerungen, und das in einem ſo hohen Grade, daß die verzehrende Glut Mariens ſelbſt

ſich gewagt hatte, war eine Seefahrt von Spanien nach England eine Unermeßlichkeit, in welche ihre Phantaſie ſo viel Klippen, Strudel, Seeungeheuer und Seeräuber ſchuf, daß die Unmöglichkeit, ungeſcheitert, unverſchlungen, ungefreſſen und unberaubt und ungemordet durch alle dieſe zahlloſen Gefahren hindurch zu dringen, mit jedem Tage ihr unwiderſprechlicher zu einer ſchrekkenden Gewißheit wurde. In dieſer Laune hielt ſie oft feierliche Proceſſion nach ihrer Kapelle, und lag nicht ſelten mehrere Stunden lang auf den Knien, um für ihn zu beten. Allein ſelten fühlte ſie in dieſen Fällen den Einfluß des Gebets, welchen man ihm ſonſt ſo unbedingt zugeſteht. Meiſtens ſtand ſie unruhiger auf, als ſie niedergekniet war.

Schreckender als alle jene Gefahren war für ſie dann doch beyweitem die Vorſtellung, daß Philipp von einem Korſaren überwältigt, und in die Sklaverey geführt werden könnte. Mit unerſchöpflicher Erfindungskraft malte ſie ſich einen Ueberfall von den damals ſo fürchterlichen afrikaniſchen Korſaren aus, ohne ſich dabey ängſtlich an die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zu binden. Sie

ſah dann ihren geliebten Don Philipp in Ketten unter den Händen barbariſcher Muſulmänner, ſodann als Sklav verkauft, und die härteſte Behandlung mit Muth und Standhaftigkeit erleidend; dann auch wohl, wie es bey einem ſo ſchönen und edlen Manne nicht fehlen konnte, als Günſtling einer Sultane Favorite, deren Fallſtricken er anfangs zwar ausweicht, endlich aber doch — O! dieß war dann die ſchrecklichſte Vorſtellung von allen! Ihren Geliebten, ihren Verlobten, in den Armen einer buhleriſchen Sultane! Einer Heidin! (Türkin, Heidin — war ihr völlig einerley;) das überſtieg alles, was ertragen werden kann. In ſolchen Augenblicken hätte ſie gewünſcht, daß alle Sultaninnen und Türkinnen nur Einen Hals haben möchten, und ſie ihnen denſelben mit Einem Schwertſchlage abhauen könnte.

Wenn dann wieder eine neue Botſchaft einlief, daß Don Philipp da und dort glücklich angelangt ſey, ſo verſchwanden freylich dieſe Schreckengeſtalten plötzlich auf einige Zeit vor ihren Augen. Dann dachte ſie ſich ſeine Ankunft ſchon als wirklich erfolgt; ließ allen ihren Brautſchmuck herbeybringen; ließ ſich auch wohl ſo ankleiden,

wie ſie ihn empfangen wollte, und fragte ohn Unterlaß ihre Kammerfrauen: ob ſie wirklich noch nicht gar zu alt und zu häßlich geworden ſey? Sie dachte ſich dann ſeinen Empfang, wiederholte das, was ſie ihm ſagen, was er ihr ſagen würde; ließ das künftige Ehebette ſo zubereiten, als ob es heute noch eingeweiht werden ſollte; legte ſich auch wohl unwillkührlich in daſſelbe, anſtatt ſich in ihr gewöhnliches zu begeben.

Aus dieſen Poſſen und Träumereyen ſchreckte ſie dann aber oft plötzlich wieder ein Blick in ihren Spiegel. Wenn ſie, nach einer durchwachten Nacht, ihr bleiches Geſicht, ihre matten Augen mit den rothen und den weiteren blauen Kreiſen um dieſelben, ihre dürre abgezehrte Geſtalt ſich nicht verbergen konnte — »Ach! ich werde ihm zu alt, zu häßlich ſeyn!« ſtand dann auf einmal ſo feſt in ihrer Vorſtellung, daß ſie es nicht zu verdrängen im Stande war. Heulend ſtürzte ſie in die Arme einer ihrer Frauen, und war den ganzen Tag über im höchſten Grade unerträglich.

Itzt kam die Nachricht, Don Philipp nahe ſich dem Canale. Wie gewöhnlich ergriff ſie anfangs

eben ſo wenigem Gewicht ſeyn würde, als der, daß die engliſche Flotte viel zu unbedeutend, und überdem gar nicht im ſegelfertigen Zuſtande wäre.

Die Angſt und Beſorgniß Mariens ganz zu verſcheuchen, blieb übrigens unmöglich, bis die ſpaniſche Flotte ſelbſt in dem Hafen von Southampton eingelaufen war. Gardiner mußte dieß auch zuweilen empfinden, wiewohl er ſich dadurch nie ſonderlich aus ſeiner behäglichen Stimmung bringen ließ. Er that im eigentlichſten Verſtande, was er wollte; führte in jedem Betrachte ein ſybaritiſches Wohlleben, und ließ ſich auch bey ſeinem jovialiſchen Temperamente ſelbſt von den Gedanken an die Zukunft auf keine Weiſe ſtören. Er war im Beſitz des uneingeſchränkten Zutrauens der Königin, die ſo eigentlich durch ſeine Fürſorge und Bemühung zu der Befriedigung ihres längſten ſehnlichſten Wunſches gelangte. Durch ihn wurde Philipp Mariens Gemahl, und ſollte ja von dieſem — dem er allerdings nicht trauete — etwas zu fürchten ſeyn, ſo hielt er ſich an ſeinen in ſo manchen Situationen ſchon bewährten Wahlſpruch: Kommt Zeit, kommt Rath.

Endlich war nun Philipp, mit ſeinem zahlreichen Gefolge, gelandet. Wie ſehr mußte Marie nicht mit ſich kämpfen, ehe ſie den Trieb, ihm bis dahin entgegen zu eilen, überwinden konnte. Seine Ankunft in London zu erwarten, war indeſſen unmöglich. Auch hatte ſich Gardiner ſchon die Ehre ausgebeten, das Beylager auf ſeinem biſchöflichen Sitze zu Winſheſter feiern zu dürfen. Seit mehrern Wochen war bereits Lord Arundel, nebſt noch einigen der angeſehenſten Höflinge, nach Southampton abgegangen, um Philipp bey ſeiner Ankunft zu complimentiren, und ihn nach Winſheſter zu begleiten.

Philipps erſte Erſcheinung in England machte einen Eindruck, der ſeinem Charakter und ſeinem Betragen völlig angemeſſen war. Mit allem, was die ſpaniſche Grandezza für die natürlichern und freiern Sitten der Engländer Abſchreckendes haben mußte, faſt übergewöhnlich umgeben, betrat er den engliſchen Boden. Sein ſteifes finſteres Aeußere; die Pracht, welche ihn überall umgab; das zahlreiche und glänzende Gefolge, welches bey der Landung kein Ende nehmen wollte, erregte freilich ſchon die Aufmerkſamkeit, auch

So fuhr man fort, ſich den Kopf darüber zu zerbrechen. Die Nachricht davon verbreitete ſich um ſo ſchneller durch ganz England, weil man immer Aufſchluß von dem erwartete, welchem man ſie erzählte. In der Folge haben ſich die Geſchichtſchreiber eben ſo, wie damals die Einwohner von ganz England, den Kopf darüber zerbrochen. Allein es iſt ein Geheimniß geblieben bis auf dieſe Stunde, da ich dieß niederſchreibe. Niemand konnte es löſen, als Philipp, und da er ſich nie darüber äußerte, auch niemand ihn zu fragen wagte, ſo iſt es mit ihm auch wieder zu Grabe gegangen.

Ueberhaupt ſchien Philipp das Reden, als eine Eigenſchaft gemeiner Menſchen, gänzlich unter der Würde eines Fürſten zu halten. Die Deputirten der Königin überbrachten ihm ihre Bewillkommungscomplimente in vielen ſchön gerundeten und bunt verzierten Perioden — Philipp hörte ſie in einer ſteifen gravitätiſchen Stellung an, verneigte ſich dann etwas, wiewohl kaum bemerkbar, und ſetzte ſeinen Weg weiter fort. Am Thore von Southampton empfing ihn der Mayor dieſer Stadt, und überreichte ihm die Schlüſſel

derſelben, mit einer zierlichen Anrede. Philipp nahm ſie, ohne ein Wort zu reden, von dem Kiſſen, worauf ſie ihm der Mayor überbrachte, gab ſie eben ſo, ohne ein Wort zu reden, wieder zurück, und ſetzte ſeinen Weg weiter fort. So betrug er ſich gegen Alle, welche ſich ihm naheten, von dem angeſehenſten Lord bis zu dem unbedeutendſten Bedienten. Niemand konnte ſich rühmen, ihm Rede abgewonnen zu haben; kaum jemand, daß er ihn eines Blicks gewürdiget. Ohne ſich aufzuhalten, ohne das geringſte von den ihm angebotenen Erfriſchungen anzunehmen, ſetzte er ſeine Reiſe nach Winſheſter fort.

Dieß zurückſtoßende Betragen mußte nothwendig alle die widerſtrebenden Vorſtellungen, welche die Widerſetzung der engliſchen Nation hauptſächlich bewirkt hatten, erneuern und gegen ſeine Perſönlichkeit richten, was bisher nur überhaupt gegen die ſpaniſche Regierungsart und das Geſchlecht, wozu er gehörte, gekehrt war. Die Vornehmen vom Adel aus der Nachbarſchaft, welche ſich verſammelt hatten, ihn zu begleiten, blieben nach und nach, durch ſeine Kälte abgeſchreckt, zurück, und zogen mit einer bittern

berichtete. Sogleich eilte ihm der Miniſter entgegen. Er empfing ihn mit derjenigen zutraulichen Andringlichkeit, welche Geringere oft gegen Vornehmere beobachten, wenn ſie ſich bewußt ſind, ihnen wichtige Dienſte geleiſtet zu haben. Wiewohl Philipp eben ſo kalt und wortarm gegen ihn, als gegen die Uebrigen war, ſo ließ er ſich doch dadurch nicht irre machen. Er gieng mit ihm um, wie er mit der Königin umgieng, und wie er mit Heinrich dem Achten umgegangen war; demüthig, oft kriechend, aber auch wieder zutraulich geſchwätzig, ſchob ſein Ich überall vor, und ließ nicht eher ab, Philipp mußte ihm antworten, mit ihm reden, ihm Aufmerkſamkeit erweiſſen. Der kalte Stolz iſt nur für Beſcheidenheit und Stolz zurückſtoßend. Unverſchämtheit und Dünkel dringen nur deſto nachdrücklicher auf ihn ein, und größtentheils werden ſie ihn aus ſeinem Vortheile vertreiben. Gardiner hatte kaum eine Viertelſtunde bey Philipp zugebracht, ſo war es dieſem unmöglich, ſeine ganze Grandezza ſo gegen Gardiner beyzubehalten, als er ſie gegen die Uebrigen, und ſelbſt gegen Marien, beobachtete.

Endlich hatte dann nun Maria den ſeligen Augenblick erlebt, wo ſie den Gegenſtand ihrer heißeſten, verzehrendſten Wünſche ſehen und ihn ſogar an ihr liebekrankes Herz drücken ſollte. Wie gern wäre ſie ihm entgegen geeilt; wie gern hätte ſie ſich in ſeine Arme geſtürzt; aber die Füße verſagten ihr den Dienſt, und — Philipps Anblick ſelbſt jagte eine ſolche erkältende Furcht durch alle ihre Glieder, daß ihr ſiedendes Blut dadurch plötzlich erſtarrt, in allen ihren Adern ſtockte. Mit allem ſeinem Ernſt, ſeiner Gravität und Kälte, näherte er ſich ihr langſam und ſchweigend; — blieb in abgemeſſenem Zwiſchenraum ſtehen, um ſie zu begrüßen; — trat dann völlig hinzu, um der Königin die Hand zu küſſen. In der Entfernung von einigen Schritten redete er ſie an, aber nur kurz und in kalten, ſteifen Phraſen der Courteſey — Er zeigte ihr dann die Abſicht ſeiner Ankunft an, und äußerte den Wunſch zu erfahren: welchen Tag ſie zu der Vollziehung ihrer Vermählung beſtimmt habe?

O wie ganz anders war dieſe erſte Zuſammenkunft, als ſich Maria dieſelbe oft in ihren guten Stunden geträumt hätte! Sie fühlte ſich

ſelbſt ſo ganz verwandelt. Eine Art von Fieberfroſt durchdrang itzt alle ihre Gliedmaßen; ſie fühlte ſich durch etwas zurückgehalten, was ſie nicht begriff. Nach und nach wurde ſie gewahr, daß ſie ſich fürchte, daß ſie mit Aengſtlichkeit daran dachte, mit dieſem Manne allein ſeyn zu müſſen. Sie konnte kaum einige abgebrochene Worte und Redensarten aufbringen, um ſeine Anrede zu beantworten. Die Unterredung ſtockte; die Hofleute beiderley Geſchlechts folgten dem Beyſpiele ihrer Gebieter, und bald würde die ganze zahlreiche Verſammlung einer Geſellſchaft Carthäuſer ähnlich geworden ſeyn, wenn nicht Gardiner noch von Zeit zu Zeit zwiſchen ein geſchwatzt hätte.

Ich überlaſſe es itzt meinen Leſern, ſich die Tete a Tete's, zwiſchen dieſen beiden Verlobten, ſo wie die öffentlichen Luſtbarkeiten und Feſte bey der Vermählung, und die erſten Freuden des neuen Eheſtandes ſelbſt, nach eignem Bedürfniß und eignem Belieben, auszumalen. Ich begnüge mich dabey, kurz zu bemerken: daß dieß unvergleichliche Paar am St. Jakobstage, des Schutzheiligen Spaniens, von Gardiner ehlich eingeſegnet wurde; daß Karl bey dieſer Gelegenheit

an ſeinen Sohn die Königreiche Jeruſalem und Neapel abtrat; daß dieſe Verheirathung darauf unter folgendem prächtigen Titel öffentlich publicirt wurde, nämlich:

Des Königs und Königin von England, Frankreich, Neapel, Jeruſalem und Irrland, des Prinzen und der Prinzeſſin von Spanien und Sicilien, Vertheidiger des Glaubens, Erzherzog und Erzherzogin von Oeſterreich, Herzog und Herzogin von Mayland, Burgund und Brabant, Grafen und Gräfin von Habsburg, Flandern und Tyrol!

daß der König hierauf zu Windſor zum Ritter des blauen Hoſenbandes geſchlagen wurde, und ſodann unter unſäglicher Pracht und lautem unerhörten Frohlocken des Volks, ſeinen Einzug in London hielt; daß er endlich Gardiner die mitgebrachte Geldſumme auszahlte, überdem noch mehrere prächtige Geſchenke austheilte; ſo, daß der Miniſter ſowohl als die Höflinge, trotz ſeiner ſteifen und demüthigenden Grandezza, anfangs ganz wohl mit ihm zufrieden waren. Daß ein gleiches von der Königin verſichert wurde — deshalb

mögen Andere entſcheiden. Wiewohl noch kein freundlicher lächelnder Zug in dem Geſichte ihres Gemahls wahrgenommen worden; wiewohl er itzt nicht mehr ſprach, nicht zutraulicher war, als bey ſeiner Ankunft; wiewohl er ſelbſt die Königin ſehr wenig bemerkte; ſo behauptete ſie doch, ſie habe nie einen liebenswürdigern Mann geſehen, und nannte ihre Ehe einen Vorſchmack des Himmels.

Je mehr ich dieß Gemälde bearbeite, deſto mehr werde ich gewahr, daß ich es immer mehr in einem tiefen traurigen Schatten hinein arbeiten muß. Beſonders von itzt an habe ich faſt nichts, als lauter bis zum Abſchrecken dunkele Tinten aufzutragen, dieß iſt eine Bemerkung, welche nun wohl eben nicht zu einer langen Fortſetzung und ängſtlich genauen Ausführung aufmuntern kann. Arbeiten dieſer Art ermüden ſo wohl den Künſtler, als den Beſchauer. —

Bedenklich laſſe ich daher meinen Pinſel einen Augenblick ruhen, und überſchaue durch Hülfe der Phantaſie, was Ausführlichkeit und gewiſſenhafte Vollendung von mir noch, in dieß Gemälde überzutragen, als pflichtſchuldig verlangen würde. — O des traurigen Ueberblicks! Ich ſehe nichts, als einen ewigen Streit der widerwärtigſten Leidenſchaften. Intriguen, Druck, Despotismus, kriechende Unterwürfigkeit, Verfolgungsſucht, Menſchenfeindlichkeit, machen ein fürchterliches zurück ſchreckendes Gedränge. Die Menſchennatur erſcheint in ihrer ſcheußlichſten Ausartung! Was

vorher unedel war, erſcheint nun nichtswürdig, was böſe war, verabſcheuungswerth, was lächerlich war, wird abgeſchmackt. Selbſt was ſich uns ſtets edel, wohl gar groß zeigte, ſinkt itzt zuſammen, und ſtellt uns ein demüthigendes Bild der Hinfälligkeit menſchlicher Vortrefflichkeit dar.

Traurig! Und ſo bliebe uns nichts zur Aufmunterung? Allerdings! — Die Schwäche ermannt ſich wieder; und zeigt ſich kraftvoller als vorher. Auch blieb das einfache Gute ſich gleich, heiter und leichtvoll bis ans Ende. —

Dieſe Lichtſtralen wollen wir denn auch in dieſem Schattengemälde auffangen; ſie vortheilhaft anzuwenden ſuchen, und des Schattens nur noch ſo viel hineintragen, als zur Erhebung derſelben unvermeidlich erforderlich iſt. —

Bald nachdem die Hochzeitfeierlichkeiten vorüber waren, wurde eine gänzliche Veränderung bey Hofe auffallend merkbar. Man hatte freylich gleich anfangs wahrgenommen, daß Philipp kein Freund der Geſelligkeit und Mittheilung ſey. Daß aber ſeine finſtere, menſchenfeindliche Laune ſo weit gehe, daß ſie Einfluß auf die ganze Lebensart bey Hofe gewinnen werde, hatte man

ſich nicht eher vorgeſtellt, als bis man durch die Erfahrung davon überzeugt wurde.

Bisher war nach alter Sitte und Brauch der Hof der Sammelplatz aller derer, welchen ihr Stand zu dieſem Zirkel der Geſellſchaft ein Recht gab. Frey, nach eigenem Wohlgefallen beſuchten die Edlen und Ritter die Geſellſchaften bey Hofe, und die erſten vom Adel, oder die, welche die erſten Staatsbedienungen bekleideten, hatten zu allen Zeiten das Recht des freyen Eintritts, ſelbſt in die königlichen Wohnzimmer. Dieſe Sitte hatte bisher noch kein König zu ändern gewagt; ſie war den Engländern heilig, als ein Beweis ihrer Freyheit, der auch gegen alle übrigen Bedrückungen ſeine Beweiskraft beybehielt.

In dieſer Art zu leben fand nun aber der Dünkel Philipps eine unerträgliche Familiarität. Er konnte nicht begreifen, wodurch ſich der Regent von den Unterthanen auszeichne, wenn dieſe das Recht hätten, ihn zu allen Zeiten und unerlaubt und unbefohlen zu überlaufen, und mit ihm, als mit ihres Gleichen, einen ordentlichen Umgang zu halten. Er unterließ nicht, Marien ſein großes Mißfallen darüber und den Wunſch nach einer Abänderung zu erkennen zu geben.

Maria, die keine andern Wünſche hegte, und keiner andern Vorſtellung Raum ließ, als wie ſie ihm ſtets ſich mehr gefällig machen könne, war ohne die geringſte Widerrede dazu bereit. Sie fand itzt ſelbſt, wie er, etwas Anſtößiges und Gemeines in dieſer Art zu leben, und da ſie keine andern Bedürfniſſe der Geſellſchaft, als die ihres Gemahls hatte, ſo war ihr die Aufopferung einer jeden andern gleichgültig, wenn ſie dieſe nur erhielt. Sofort wurde alſo dem Oberhofmeiſter Befehl ertheilt, bey Hofe bekannt zu machen: wie es des Königs und der Königin Wille ſey, daß fortan niemand ungefodert bey Hofe erſcheinen, noch viel weniger, ohne ganz beſondere Erlaubniß, in die Wohnzimmer des Königs und der Königin eintreten ſolle.

Dieſer Befehl machte den Hof in wenig Tagen zu einer Einöde. Jede Härte, jede Mißhandlung der finſtern und bösartigen Laune Philipps und Mariens hätte der engliſche hohe Adel gern täglich ertragen; allein dieſer Befehl verletzte ſeinen Stolz an der empfindlichſten Seite deſſelben. In wenig Tagen waren die großen und reichen Barone, welche bisher dem Hofe

Menſch unter den Tauſenden ſeines gleichen, dem Monarchen oder der Monarchin nicht perſönlich, kaum dem Namen nach bekannt ſeyn; dennoch haben ſie itzt ein gültiges Recht, ihn mit dem Titel eines Undankbaren zu brandmarken, da er jene Feſſel zerriß, und nun ſeine freien Kräfte dem Wohl des Staats auch frey, d. h. allein nach ſeiner Einſicht, widmete.

Aber wie, wenn dieſe Männer, die dergleichen Wohlthaten genießen, in dem Fall dieſer Undankbarkeit gar nicht einmal gedacht werden können? Außerordentliche Ereigniſſe, als dergleichen wir in unſern Tagen erleben, ſind überhaupt ſo ſelten, daß wohl unter Tauſenden ein Großer bey der Penſion, die er austheilt, darauf denken kann, daß ſie zur Zeit einer gewaltſamen Exploſion den Gefeſſelten an ihn feſſeln ſolle. Wenn der Große blos verlangt, daß der Gelehrte, welcher eine Penſion erhält, blos in ſeinem Lande athmen ſolle — wie dann? — Hier iſt doch Großmuth unverkennbar? — Und wenn ich nun auch hier antwortete: nur Eigennutz unverkennbar! — Hatte man in der That die Sache genau und unparteyiſch angeſehen, als man jenes Urtheil fällete? Hat man in dem beſondern Falle nach=

Quellen deſſelben verdächtig zu machen befliſſen waren. Deshalb war es nothwendig, ſich auch gegen dieſe in Vortheil zu ſetzen. Es konnte ihm nicht unbekannt geblieben ſeyn, daß man ihn, wie alle ſpaniſche Fürſten, für ſtreng und blutdürſtig halte, und Gardiners Ermahnungsrede hatte ihm gezeigt, daß ſeine perſönliche Erſcheinung dieß Vorurtheil eher beſtätigt, als geſchwächt hatte. Es für immer auf einmal zu zerſtören, war ſeine Abſicht, und danach glaubte er nun auch ſeine Maaßregeln ſehr ſicher zu ergreifen.

Noch ſaßen die Brüder und die jüngſten Söhne des Herzogs von Northumberland, nebſt manchen andern angeſehenen Staatsgefangenen, im Tower. Philipp erbat ihre Begnadigung und Freilaſſung von ſeiner Gemahlin. Dieſe ganze wohlthätige Handlung koſtete ihn kaum ein Wort; denn jeder ſeiner Wünſche war für Marien Befehl, ſobald die Erfüllung von ihr abhing. Mit der größten Sorgfalt wurde im ganzen Königreiche ausgebreitet, daß Philipp es ſey, welcher dieſen gefangenen Edlen das Leben und die Freiheit gerettet habe.

Dieſe großmüthige Handlung hatte einen zu vortheilhaften Eindruck gemacht, als daß er dieſen nicht durch eine ähnliche, aber jene an Schimmer weit übertreffende, hätte zu vollenden ſuchen ſollen. Eliſabeths fortwährende Gefangenſchaft konnte ihm die Wahl nicht ſchwer machen. Ihre Lebensrettung und Befreiung hatte, bey größerm und blendenden Schimmer, auch noch ein geheimes ſehr erhebliches Intereſſe für den Eigennutz.

Daß er Eliſabeths Freiheit und Sicherheit ſo bald von Marien erhielt, iſt gewiß ein ſehr entſcheidender Beweis, wie uneingeſchränkt er ihre Gefühle beherrſchte. Wenn ein Herz, wie Mariens, einen Haß und eine Nachbegierde, als ſie gegen Eliſabeth ſo lange genährt hatte, ohne erhebliches Widerſtreben aufopfert; ſo muß die Leidenſchaft, welche dieß bewirken kann, in ihrer höchſtmöglichen Kraft wirkſam ſeyn. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß der erſte Antrag Philipps ſie in eine ängſtliche Verlegenheit ſetzte; daß ſie wirklich eine Minute lang zauderte, ehe ſie ſich zu der Bewilligung entſchließen konnte. Allein es iſt auch nicht zu läugnen, daß Philipp auf

ſeiner finſtern Stirne nur noch eine Falte mehr zeigen durfte, um ihr eine unbedingte Unterwürfigkeit ſeines Willens abzudringen.

Eliſabeth erſtaunte nicht wenig, als ihr zu Woodſtock angekündigt wurde, daß man ihre Unſchuld itzt völlig anerkannt, und daß ſie dieſen traurigen Aufenthalt (der nichts anders, als ein finſteres Staatsgefängniß war) mit dem ſchönen Schloſſe Hamptoncourt vertauſchen ſolle; als ihr daſelbſt bey ihrer Ankunft mit einer Achtung begegnet wurde, von welcher ſie ſeit Jahr und Tag entwöhnt war, und als ſie ein Perſonale zu ihrer Bedienung vorfand, welches glänzend und königlich genannt werden konnte. Maria hatte ſie keiner förmlichen Anzeige ihrer Verheirathung gewürdigt; die Kenntniß davon war alſo zu ihr wie zu dem geringſten Unterthan gelangt. Itzt erſchien ein Höfling, um ihr, im Namen des Königs und der Königin, ihre Vermählung bekannt zu machen. Am folgenden Tage erſchien Philipp ſelbſt, ihr, als der Schweſter ſeiner Gemahlin, einen Beſuch zu machen, ihr die völlige Befreiung anzukündigen, und ſie nach Hofe einzuladen.

Mit einem gewiß ſehr ſtark empfundenen Triumphe erſchien alſo Eliſabeth itzt wieder, unter dem beſondern Schutze des Königs, bey Hofe. Maria beherrſchte ſich ziemlich; allein, es koſtete ihr dieß auch eine ſehr peinliche Anſtrengung. Nun konnte es ihren argwöhniſchen Blikken nicht entgehn, daß Philipp eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit für Eliſabeth bewies. Es gehörte ganz die Liebe und Furcht dazu, welche ſie gegen Philipp empfand, um dennoch wenigſtens heftige Ausbrüche verhüten zu können! —

Gardiner hätte ſie ebenfalls lieber in dem todten Gewölbe der Paulskirche, als hier, und noch dazu unter dieſen Umſtänden, wieder erblickt. Er fühlte itzt zum erſtenmale, daß Philipp mit der Zeit auch wohl in andern Angelegenheiten einen Einfluß auf Marien erhalten könnte, welcher den ſeinen wohl gar noch überwiege. Mit allem Fleiß trug er daher Sorge, durch die Verbreitung der wahrſcheinlichen geheimen Abſicht Philipps, bey der Lebensrettung der Prinzeſſin, wenigſtens den Eindruck dieſer großmüthigen Handlung auf das Publikum zu verhindern. Seine Wirkung war es daher hauptſächlich, daß man ziemlich allge-

mein und laut äußerte: Mariens Häßlichkeit und Kränklichkeit möchte wohl dem Könige eben nicht behagen. Er habe ſie wahrſcheinlich blos geheirathet, um Kinder mit ihr zu zeugen, und ohne Zweifel habe er ſich nun nachgerade ſchon überzeugt, daß er dieſe Erwartung werde aufgeben müſſen, und daß Marie dem Todtenbette näher als dem Kindbette ſey. Stürbe nun Marie ohne Erben, und Eliſabeth wäre todt, ſo würde das nächſte Recht zur Erbfolge auf die ſchottiſche Marie fallen, und da dieſe mit dem Dauphin von Frankreich verbunden ſey, England mit Frankreich vereinigt werden. Wenn auf dieſe Weiſe das Reich, welches er ſelbſt zu beſitzen wünſchte, mit Frankreich vereinigt würde, im andern Fall aber, wenn er Eliſabeth rettete, die Dankbarkeit ihm dieß ſchöne Reich und ein ſchönes Weib dazu überliefern könnte; ſo dürfte dieſe Alternative ihm wohl eine ſo glänzende Handlung der Großmuth dießmal nicht ſehr erſchwert haben – Dieß war vielleicht eins von den wenigen Gerüchten dieſer Art, welches die Wahrheit enthielt, und durch den Verlauf der Begebenheiten außer Zweifel geſetzt wurde.

Von dem Augenblick der Erſcheinung der Prinzeſſin Eliſabeth bey Hofe war auch das Glück Mariens, was ſchon zuweilen geſchwankt hatte, für immer umgeſtürzt und zertrümmert. Gleich in den erſten Tagen ihrer Ehe hatte die Eiferſucht ſchon einige heftige Angriffe auf ſie gewagt, und die Feſte ihres Herzens ſchrecklich erſchüttert. So oft Philipps Augen, die ſie überall verfolgte, nur einen Moment auf dem Geſichte einer ihrer Hofdamen oder eines andern Frauenzimmers verweilten, ſo glühten auch die ihrigen ſchon von dem wildeſten Feuer der Eiferſucht. Ein quälender Argwohn bemächtigte ſich ihrer dann, und es giengen meiſtens einige Tage der ſchrecklichſten Unruhe und der ängſtlichſten Nachforſchung darüber hin, ehe ſie ſich einigermaßen wieder zu beruhigen im Stande war.

So heftig dieſe Stürme auch ſeyn mogten, ſo giengen ſie doch vorüber, und es traten herrliche belebende Sonnenblicke, auch wohl ganze Tage zwiſchen ein, an welchen kein Wölkchen den heitern Himmel ihres Eheſtandes trübte. Mit Eliſabeths Erſcheinung aber erhob ſich ein Sturm, der in einem fortwährenden, bald ſtärkern, bald

ſchwächern Toben das geängſtete Herz der Köni⸗gin unaufhörlich umher riß. Die Aufmerk⸗ſamkeit, womit Philipp die Prinzeſſin behan⸗delte, das ſichtbare Wohlgefallen, womit ſeine Blicke zuweilen, wenn er ſich vergaß, auf ih⸗rer Geſtalt ruhten; — was hätte es für Ma⸗rien noch mehr bedurft, um ſie zu der fürchter⸗lichſten Eiferſucht zu berechtigen! Täglich, ſtünd⸗lich, ſchien ihr nun Philipps Betragen kälter und zurückſetzender, täglich ſeine Leidenſchaft für Eli⸗ſabeth auffallender. Eliſabeth war alſo ſchon wie⸗der ihre Nebenbuhlerin; — ihre unverſöhnlich⸗ſte Feindin, die ihr ſchon einmal ihren Geliebten entriſſen hatte! Wer mag die Qual beſchreiben, welche Eiferſucht und Haß, mit vereinigten Kräf⸗ten, itzt in Mariens Herzen erregten!

Anfangs trug ſie ihre Leiden im Stillen, das heißt, ſie gab ihm keine Worte zu Klagen und Vorwürfen. Uebrigens ſah freilich der ganze Hof, und ſelbſt Eliſabeth deutlich genug, was in ihr vorgieng. Bald aber war ihr auch dieſe Ue⸗berwindung nicht weiter möglich; ſie wagte es zum erſtenmale, Philipp, jedoch nur im Allgemei⸗nen und ihrer Meinung nach auf eine zärtliche

Weiſe, Vorwürfe über ſeine Kälte zu machen: Philipp beantwortete dieß mit ſchweigender Verachtung; — und nun waren ihre Qualen nur noch erhöht. Sie fand in dieſem Betragen eine Beſtätigung ihres Argwohns. Dieſer Argwohn verſchloß freilich von nun an ihr Herz ihrem Gemahl, öffnete es aber deſto unbedingter ihrem Freunde, Rathgeber und Tröſter. Gardiner wurde nun auch in dieſer Angelegenheit ihr Vertrauter. Ihm klagte ſie ihre Leiden, gegen ihn machte ſie dem wüthenden Zorne Luft, welchem ſie ſonſt keinen Ausbruch erlauben durfte. Gardiner, ſehr erfreut über die Gelegenheit, den erſten Samen der Uneinigkeit zwiſchen dieſe Eheleute zu werfen, welcher ihm in der Folge die vortheilhafteſten Früchte verſprach, machte den theilnehmenden Freund. Er unterließ nicht, ſie in ihrem Argwohne zu beſtärken, und ließ ſogar einige Winke fallen, welche ihr jene, auch im Publikum verbreitete, Abſicht Philipps verrathen ſollten.

Dieſes Gift, was er ihr in der Geſtalt einer Arzney mitgetheilt hatte, verfehlte ſeinen Zweck, die Krankheit zu vermehren, keinesweges. Maria konnte ſich nun durchaus nicht mehr ſo wei-

überwinden, Eliſabeth mit einigem Anſtande zu behandeln. Ihr und ihres Gemahls Betragen bildeten daher einen grellen Kontraſt zuſammen. So ſehr ſie dieß ſelbſt fühlte, ſo vermogte doch die vermehrte Aufmerkſamkeit, wodurch er Eliſa- beth für ihre Mißhandlungen zu entſchädigen ſuchte, ſelbſt ſeine zornigen und drohenden Blicke keine Veränderung in demſelben zu bewirken.

Wohlthuend mußte dieß Verhältniß der bei- den königlichen Eheleute in manchem Betrachte für die Eitelkeit der Prinzeſſin ſeyn; auch über- ließ ſie ſich anfangs dem Genuſſe dieſer Genug- thuung für die bisher erlittene Verfolgung nicht eben mit der ſtrengſten Mäßigung. Indeß ſah ſie doch auch bald ein, daß daraus für ſie am En- de dennoch neue verdrüßliche Folgen entſtehen könnten. Da ihr Philipp zuwider war, und die Nachricht von dem Tode des Grafen von De- vonſhire ſie überdem itzt für den bloßen Genuß der Eitelkeit nicht wie ſonſt wohl empfänglich mach- te, ſo bat ſie um die Erlaubniß, ſich wieder auf das Land begeben zu dürfen; unter dem Vorwan- de, daß ſie zu ſehr an die Einſamkeit und Ent- fernung von allem Geräuſch der Welt gewöhnt ſey.

Der König ſchien mit dieſem Wunſche Eliſabeths nicht ſehr zufrieden zu ſeyn. Er ſuchte ihr denſelben auszureden, und hielt deshalb zum tödtlichen Aerger Mariens, (welche die Zeit über in den ſchrecklichſten hyſteriſchen Zufällen zubrachte) eine lange beſondere Unterredung mit ihr. Dieſer Gelegenheit nahm die liſtige Rache der Prinzeſſin wahr, ihm im höchſten Vertrauen, freilich nur durch allgemeine Winke, die eigentliche Urſache ihrer Entfernung, Mariens Eiferſucht, zu eröffnen. Philipp ſuchte ſie darüber zu beruhigen, allein ſie ſpielte die Strenge, und beſtand darauf: wenn er die Wohlthat, ihr das Leben gerettet zu haben, nicht wieder zurück nehmen wollte, ſo mögte er ſich ihrem Vorſatze nicht ferner widerſetzen.

Eliſabeth hielt nun noch einmal um die Erlaubniß an, ſich aufs Land, und zwar nach Hatefield-Houſe, zu Sir Thomas Pope, einem redlichen und gelehrten Manne, den ſie von Kindheit an kannte, und der ſie ſehr liebte, begeben zu dürfen. Sie erhielt ohne weitere Schwierigkeiten die Erlaubniß. Auf ausdrücklichen Befehl der Königin — nach dem Rath Gardiners — mußte ſie ihre beträchtliche Dienerſchaft mit

es Marien durch einen erhöhten Grad der Kälte täglich empfinden. Wäre ſie einiger Ueberlegung fähig geweſen, ſo würde ſie ſich itzt ſchon überzeugt haben, daß ſie, bey ſo manchen zurückſtoßenden Eigenſchaften, durch dieſe ungezähmte Eiferſucht den Widerwillen ihres Gemahls im hohen Grade vermehren mußte, welchen ihm jene bey ihrem erſten Anblicke eingeflößt hatte.

Wäre Maria durch ihr ehliches Verhältniß ganz glücklich geworden; ſo würde vielleicht auch ihre Seele noch wieder etwas milder und menſchlicher geworden ſeyn; wiewohl ſo viel Zeit und ſo mannichfaltige widrige Schickſale ſie bereits im hohen Grade verhärtet hatten. Itzt aber mußte dieſes Verhältniß vollenden, was die vorigen Situationen ihres Lebens angefangen hatten. Theils machte das Gefühl ihres eigenen Unglücks ſie bitter und hart gegen die Leiden Anderer; theils überließ ſie ſich ihrem wüthenden Verfolgungseifer, weil ſie hoffte, Gottes ſchwere Hand dadurch von ſich abzuleiten; theils übte ſie den fürchterlichſten Deſpotismus, weil ſie von dieſer Seite nichts einſchränkte, und weil ſie hieran auch ihren Gemahl konnte Antheil neh-

men laſſen, dem ſie ſich ſo gern gefällig machen wollte, und dem ſie es wohl anmerkte, wie wenig die gänzliche Entfernung von allen Staatsgeſchäften nach ſeinem Wunſche war.

Je ſtärker in der Folge ihr eigenes Unglücksgefühl an ihrem Herzen nagte, je kälter und härter das Betragen Philipps gegen ſie wurde; deſto mehr nahm auch ihre Verfolgungsraſerey zu. Durch jedes neue Menſchenopfer hoffte ſie, den Zorn Gottes und ihres Gemahls, welche beide gleich ſtark auf ihr lagen, wo nicht zu verſöhnen, doch zu mildern. War ſie der Verzweiflung nahe, ſo mußte ſich Bonners Henkerarm in Bewegung ſetzten, um durch Geißelhiebe und Folter den Gefangenen Seufzer und Jammertöne auszupreſſen, welche dem zornigen Deſpoten dort oben, dieß war ihr der Gott der Liebe — zu einem ſüßen Geruch gereichen, und ihn bewegen ſollten, ſeine Geißel von ihrem Herzen zurück zu ziehen, und ruhen zu laſſen. Lag der Unmuth auffallend, drohend und finſter auf der Stirne ihres Gemahls; ſo ließ ſie ſchnell einen Scheiterhaufen anzünden; ob etwa dieß Luftfeuer ihn etwas erheiterte, und ihm ein Lächeln der Erkenntlichkeit

für ſie abdringen würde; was ſie auf keine andere Weiſe zu bewirken im Stande war.

Freylich iſt bey alledem nicht zu läugnen, daß auch eigentliche Bigotterie ohne andere Nebenabſichten, ihren beträchtlichen Antheil an den Verfolgungsſcenen hatte, und auch, bey der zunehmenden Einwirkung jener Leidenſchaften, ſtets noch behielt. Wer einen Beruf dazu findet, mag unterſuchen, ob ſie allein, oder in Gemeinſchaft mit jenen Bewegungsgründen, ſogleich nach vollzogener Vermählung den Kardinal Pole nach England hinüber rief. Längſt war dieſer von ſeiner Interimsgeſandtſchaft in das Kloſter bey Brüſſel zurückgekehrt; hatte längſt hier, mit vieler Ungeduld, ſeiner Erlöſung geharret, als die Lords Päget und Haſtings ihn eines Morgens ſehr angenehm mit der Nachricht überraſchten, daß ſie von dem Könige und der Königin abgeſandt wären, ihn nun, nach gehobenen Hinderniſſen, zur Fortſetzung ſeiner Reiſe einzuladen.

Ueber dem Vergnügen, welches ihm dieſe Botſchaft verurſachte, vergaß er die Vorwürfe, welche er, in der Zeit ſeines langen Harrens, für die erſte Gelegenheit, wo er ſie würde anbringen

können, aufgeſammelt hatte. Unverzüglich trat er nun ſeine Reiſe an; allein widrige Winde, welche die Seeleute damals noch mehr reſpektirten, als itzt, zwangen ihn, zu ſeinem großen Verdruſſe, ſich noch zwey Monate lang zu Calais aufzuhalten, ehe man die Ueberfahrt mit einer ſo heiligen und wichtigen Perſon wagen wollte.

Bey ſeiner Ankunft in England wurde er durch die ſich ſtets häufenden Ehrenbezeugungen ebenfalls außer Stande geſetzt, ſeinen Klagen über die bisherige Zurückſetzung Worte zu geben. Schon in Graveſand bewillkommeten ihn der Biſchof von Ely, und der Graf von Salisbury, im Namen der Königin und der engliſchen Nation, und überreichten ihm die Akte des Parlaments, wodurch ſeine Aechtung aufgehoben wurde.

Hier fand er eine prächtige, für ihn ausgerüſtete Jacht, auf welcher das Zeichen ſeiner Legation, ein großes ſchön verziertes Kreuz, hervorragte. Dieſe brachte ihn nach Whitehall, wo der König und die Königin ihn mit den auszeichnendſten Ehrenbezeigungen empfingen, und ihn ſodann nach dem erzbiſchöflichen Palaſte, Lam-

beth, welchen die Königin für ihn prachtvoll hatte einrichten laſſen, begleiteten.

Itzt war der Zeitpunkt eingetreten, wo die engliſche Nation der Welt eines der ſeltenſten und die Menſchheit erniedrigendſten Schauſpiele geben ſollte, was bis dahin von der Art geſchehen war. Der König von England hatte dem Oberprieſter in Rom eine Herrſchaft über England entzogen, welche dieſem der blinde Aberglaube eingeräumt, und für welche dieſer auch nicht einen ſcheinbaren Grund, als jene Einräumung, aufbringen konnte. Mehrere europäiſche Fürſten und Nationen hatten ein gleiches gethan, und täglich mußte jener herrſchſüchtige Prieſter erfahren, daß man nicht mehr geſonnen ſey, fortan ſo blindlings dem Pannier der Dummheit und Unvernunft zu folgen, als man bisher mehrere Jahrhunderte hindurch gethan hatte. Itzt, da der ſtolze Prieſter ſchon ſo manche Kränkungen dieſer Art hat erfahren müſſen; itzt, da er täglich durch ſchwache ohnmächtige Verſuche, das überhandnehmende Licht zu unterdrücken oder einzuſchränken, ſich ſelbſt bewußt, daß ſein Reich der Finſterniß, wo nicht ſogleich, doch rettungslos über lang oder

kurz, ſich ſeinem Ende nahe; itzt kniet auf einmal jene ganze Nation, von einer abergläubiſchen, ſchwachköpfigen Königin angeführt, vor ſeinem Stuhle nieder, küſſet ſeine Sandale, und erflehet ſich die Gnade, fortan wieder unter die Zahl ſeiner geiſtlichen Sklaven gehören zu dürfen. — »Bey dem heiligen Petrus!« rief Papſt Julius der Dritte, der wahrlich nicht ſehr demüthig von der päpſtlichen Würde und ſeinen Rechten dachte, als er dieſe Nachricht erhielt, »das iſt ein Glück, desgleichen wohl noch keinem auf dem heiligen Stuhle begegnet ſeyn mag. Ich müßte die engliſche Nation bitten, ſich mir wieder zu eigen zu geben, und ſie bittet mich; ich müßte ihr danken, daß ſie meine Herrſchaft anerkennt, und ſie dankt mir, daß ich ſie wieder zu Gnaden angenommen habe!« —

Eh' der Cardinal Pole, als Legat, ſeinen Einzug hielt, gieng er ins Parlament, wo er eine ſehr kraft- und ſalbungsvolle Rede hielt, und die Nation zur Ausſöhnung mit dem päpſtlichen Stuhle einlud. Er bediente ſich hier unter andern rührenden und erhaben redneriſchen Figuren, des Bildes: Er ſey von dem allgemeinen Hirten

der

der Chriſtenheit geſandt worden, um diejenigen Schafe wieder herbeyzuführen, welche ſich von der Heerde, aus Vorwitz oder Unverſtand, entfernt hätten. —

Die Königin, ſagen die Geſchichtſchreiber, wurde durch dieſe Rede ſo gerührt, daß ſie das Kind, womit ſie ſich ſchwanger glaubte, in ihrem Leibe hüpfend empfand. Sie würde den Kardinal gewiß auf das zärtlichſte umarmt haben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, Philipp dadurch Veranlaſſung zur Eiferſucht zu geben.

Nicht minder war das Parlament durch dieſe Rede erſchüttert und zur Erkenntniß ſeines geiſtlichen Elendes gebracht worden. Die Folge davon (ſo ſagte man wenigſtens, und der ehrwürdige Legat ſoll es auch in ſeiner gottſeligen Eitelkeit für wahr angenommen haben) war eine Petition, welche in wenig Tagen beide Häuſer, ohne Widerſpruch, paſſirte; in welcher das Parlament im Namen der Nation ſich eines abſcheulichen und im höchſten Grade ſtrafwürdigen Abfalls von der wahren allein ſeligmachenden Kirche für ſchuldig erkannte, und die Königin (welche ſich nicht dieſes abſcheulichen Verbrechens mit der

übrigen Nation auf gleiche Weiſe ſchuldig gemacht hatte) um ihr Fürwort bey dem heiligen Vater anflehete, daß er geruhen mögte, die ſchreckliche Laſt des Kirchenbannes wieder von ihr, ſie ſelbſt aber in den Schoos der heiligen Kirche gnädiglich aufzunehmen.

Dieſe Petition überreichte das Parlament der Königin knieend. — Maria weidete ſich einige Zeitlang an dieſem erhabenen Schauſpiele, und wandte ſich ſodann zu dem Kardinal, um ihm das Unglück und die Bitte ihrer Nation vorzutragen. Der Kardinal, eingedenk, daß er hier die Perſon des Papſtes vorſtelle, ließ ſich eine Zeitlang bitten — endlich erweichen, und nachdem er die Büßenden mit der Geißel ſeiner ſtrafenden Beredſamkeit noch einmal derb gezüchtigt hatte, nahm er den Bannfluch von ihnen. — Das Parlament, d. i. die Nation neigte ſich bis zur Erde, und dankte für die Gnade, daß ſie nun aus den Klauen des Satanas gerettet worden. Darauf erhob ſich der Legat, die Königin, der König, alle Miniſter und das ganze Parlament, in die königliche Kapelle, und ſtimmten ein lautes und vollſtimmiges Te Deum an. Tags darauf machte ſich eine feierliche Geſandtſchaft nach

Rom auf den Weg, um dem heiligen Vater in Perſon die Huldigung der engliſchen Nation zu leiſten.

Nach dieſer lächerlichen Cärimonie hielt nun der Legat ſeinen feierlichen Einzug in London, eröffnete ſodann unverzüglich ſeinen päpſtlichen Gerichtshof, und fing mit allem Eifer das große Geſchäft an, die engliſche Kirche von dem Unrath der Ketzerey, mit dem Kehrbeſen der rechtgläubigen Inquiſition, zu ſäubern.

Bey dieſem ganzen Poſſenſpiele hatte Gardiner eine ſehr gezwungene Rolle geſpielt. Es war nicht Gardiners Werk; es war ſogar ganz wider ſeine Abſicht und ſeine Wünſche. Er wäre gern Papſt in England geweſen, und mußte nun Pole'n auf dem Sitze erblicken, wo er längſt gern geſeſſen hätte. Nahm er itzt Antheil an den geiſtlichen Angelegenheiten, ſo konnte er nur eine ſubordinirte Rolle ſpielen. Ueberdem ſchwand nun auch die Hoffnung immer mehr, ſich durch die einträglichen Einkünfte des Erzbisthums Canterbury für dieſen fehlgeſchlagenen Wunſch ſchadlos zu halten. Ganz aufgegeben hatte er dieſe Hoffnung noch nicht. Wenigſtens ſich gelobt,

daß ſein Rival zum Beſitz des Erzbisthums, ſo lange er lebte, nie gelangen ſolle.

Der Verdruß über die unangenehme Situation, in welche er durch Pole's Ankunft geſetzt war, wirkte ſehr merklich auf ſeinen bis dahin ſo wirkſamen Verfolgungseifer. Da es itzt nicht von ihm ausgieng, ſo nahm er auch ſo wenig als möglich Antheil daran. Pole war alſo der Großinquiſitor, und Bonner nach wie vor der Büttel. Die Unthätigkeit, der ſich der Miniſter überließ, vermehrte den Haß des Miniſters gegen den Kardinal. Wo es möglich war, ſuchte er unter der Hand ihm ſein Geſchäft zu erſchweren. Der Königin redete er noch immer von Behutſamkeit vor, und wo ihm Klagen des Volks zu Ohren kamen, da zuckte er die Achſeln, und ließ ein Wort vom Willen und Anordnungen des päpſtlichen Legaten fallen, worauf er keinen Einfluß habe. So hoffte er den Haß der Nation nach und nach allein, und vielleicht nicht ohne Folgen, auf dieſen zu lenken.

Allmälich verlor ſich indeſſen dieſe Empfindlichkeit etwas, und ſein alter Haß, insbeſondere gegen einzelne Individuen unter den Proteſtan-

ten, regte ſich wieder ſtärker. Mehr aber noch als dieß wirkte die Stimmung der Königin auf ihn. Er ſah, daß ſie täglich mehr vom Pole eingenommen, und für die ſtrengſten Maaßregeln nicht nur eingenommen wurde, ſondern daran eigentliches und ganz allein Wohlgefallen fand. Er mußte ſelbſt manchen Verweis wegen ſeiner Kälte und wenigen Theilnehmung an dieſen Angelegenheiten verſchmerzen, und fing endlich an zu fürchten, es könne noch ſchlimmere Folgen für ihn haben. Wäre Pole liſtiger und ehrgeiziger geweſen, als er war, ſo hätte er ihn in dieſer Zeit ohne Zweifel ſtürzen können. Da er aber alles, was er that, allein aus blinder Ergebenheit gegen den päpſtlichen Stuhl unternahm, und um das Glück ſeines Vaterlandes zu befördern; ſo bekümmerte er ſich auch weiter um nichts. Gardiner behielt daher freien Spielraum, den verſcherzten Theil der Gunſt durch einen erneuerten Eifer und thätigen Antheil an den Verfolgungen wieder zu erlangen, und für immer ſich zu verſichern.

So kam es nach und nach dahin, daß Pole, Gardiner und Bonner ihre Kräfte und Wirkſamkeit gegen Ketzer und Ketzerey vereinigten; oder

ſo verhütete er dieß dennoch, bis er ein Mittel gefunden hätte, Cranmers Schickſal von dem Schickſale der übrigen Beiden zu trennen. Er ſuchte Cranmers Verurtheilung aufzuſchieben, weil er Pole'n nicht zu dem Beſitz des Erzbisthums wollte gelangen laſſen. Da Cranmer als die erſte Urſache des Abfalls der Nation von der päpſtlichen Kirche angeſehen wurde; ſo gab ihm dieß auch den Vorwand, die Entſcheidung ſeines Prozeſſes länger hinaus zu ſchieben, weil dieſer, wie er gegen Pole'n behauptete, unmittelbar in Rom, von dem Papſte ſelbſt, gerichtet werden müſſe.

Auf dieſe Weiſe wurde endlich der Prozeß Cranmers von dem ſeiner Freunde in der That gänzlich getrennt. Bey dieſen fand ein ſolches Hinderniß nicht ſtatt; ſie waren nur als Ketzer gleich hundert Andern zu betrachten; daher bedurfte auch ihre Verurtheilung keines weitern Aufſchubs. Es wurde eine neue Commiſſion niedergeſetzt, indem die vorige itzt, bey dem erneuerten Anſehen des Papſtes, nicht für rechtlich und gültig anerkannt wurde, und dieſe begab ſich unverzüglich nach Oxford.

Im Namen des Papſtes und der Königin kündigte ſie ihren Auftrag der Univerſität an, und die Univerſität krümmte ſich vor Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu ihren Füßen. Der Ehrenbezeigungen und Cärimonien war kein Ende. Nachdem man mehrere Tage auf die Vorbereitung verwandt hatte, hielt ſie in dem theologiſchen Hörſale ihre Sitzung, vor welche Ridley und Latimer, in Beyſeyn einer großen Menge Menſchen, ein jeder allein, geführt wurde. Wir begleiten nur den ehrwürdigen Greis Latimer; weil ſein Verhalten uns nur die Erheiterung gewährt, deren wir in dieſem Jammerthale, was wir durchwandern müſſen, bedürfen.

Der Commiſſär, welcher im Namen des Papſtes den Vorſitz führte, Biſchof von Linkoln, war einer von denen Menſchen, welche man in der Geſellſchaft mit dem Beyworte artig zu charakteriſiren pflegt. Er hatte einen freien Anſtand, drückte ſich ſehr gut aus; ſagte niemanden, wenn er es nur irgend vermeiden konnte, etwas Unangenehmes, und mogte alles, was er that, gern mit einer gewiſſen Manier ausrichten. Dadurch erwarb er ſich dann jedesmal den Lob-

ſpruch, auf welchen ſich ſein Ehrgeiz einſchränkte: Der Biſchof iſt doch ein artiger, charmanter Mann!

Vor dieſem erſchien itzt Latimer, und der Biſchof redete ihn, nach einer zierlichen Verbeugung, alſo an:

»Dieſes Pergament, Herr Latimer,« ſagte er, indem er es mit der rechten Hand, an welcher einige große Ringe blitzten, in die Höhe hob, »iſt ein Auftrag von Mylord, Kardinal Pole, im »Namen Sr. Heiligkeit für mich und dieſe beiden »ehrwürdigen Prälaten,« wobey er, mit einer ſehr artigen Seitenverbeugung, auf ein paar andere Biſchöfe deutete, welche ſich ihm zur Seite, wie die Schildhalter an einem Wappen, brüſteten, »wodurch wir bevollmächtigt ſind, Euch, »werther Sir, über einige Glaubensartikel zu »vernehmen, in Rückſicht welcher man an Eurer »Rechtgläubigkeit zweifelt. Wir ſind befehligt, »Euch dringend zu erſuchen, daß Ihr Eure Irr»thümer und abweichende Meinungen, — da»fern Ihr dergleichen, wie ich jedoch kaum er»warte, noch hegen ſolltet — fahren laſſen und »widerrufen möget. Im Fall Ihr aber, wider

»Hoffen und Vermuthen, beharren ſolltet, ſo »geht unſer Auftrag dahin, Euch von der Kirche »abzuſondern, und Euch dem weltlichen Arme »zu übergeben.

»Da es mir nun, in dieſem letzten Falle, höchſt »ſchmerzlich ſeyn würde, — indem ich Euch per»ſönlich hochſchätze, und für einen würdigen und »verdienten Mann halte; — ſo nehme ich mir »die Freyheit, Euch dringend zu bitten, daß Ihr »es doch nicht zu dieſer Extremität kommen laſ»ſen mögt. Bedenkt nur, werthgeſchätzter Sir, »daß dieſe Meinungen erſt etwa ſeit zwanzig Jah»ren aufgekommen ſind. Bis dahin wußte nie»mand etwas davon, und das Anſehen des Pap»ſtes wurde allgemein anerkannt. Wie ſie ſich »zuerſt hier in England eingeſchlichen, und wel»ches die unedlen und unrechtmäßigen Abſich»ten und Bewegungsgründe waren, welche dieſe »Spaltung und Abſonderung veranlaßten und »begünſtigten und durchſetzten, würde ich leicht, »als wider Euch zeugend, ausführlich darthun »können; — allein de mortuis nil niſi bene! »Ich ſchone der Verſtorbenen. —

»Meines Erachtens, theurer und werthge»ſchätzter Sir, iſt indeſſen Beweis genug gegen

»die Neuerungen, daß die Nation viele Jahre »vergebens in ihnen Ruhe und Glück geſucht hat, »und nun endlich von ſelbſt wieder in den müt»terlichen Schoos der Kirche reuig zurückgekehrt »iſt. Allgemeine Buße und Zerknirſchung, all»gemeines Bekenntniß des unglücklichen Fehl»tritts, hat dieſe gute Mutter verſöhnt, und ſie iſt »nachſichtig genug geweſen, den Reuigen zu ver»zeihen, und ſie wieder zu Gnaden anzunehmen.

»Kann ich nun glauben, mein werther Sir, »daß Ihr Euch dem einmüthigen Entſchluſſe ei»nes ganzen Volks ferner widerſetzen ſolltet? »Nein, ohne Zweifel werdet Ihr Euren Fehler »einſehen und bekennen, und Eure Buße mit der »Buße der ganzen Nation vereinigen. Es iſt »ein allgemeiner Irrthum geweſen, laßt es nun »auch eine allgemeine Unterwerfung und Genug»thuung werden. In dieſer allgemeinen Demü»thigung verliert ſich die Beſchauung eines Ein»zelnen, wenn er etwa hieran einigen Anſtoß fin»den ſollte. Kommt alſo in Friede, denn wir »wollen Euch freundlich in den Schoos derjeni»gen Kirche aufnehmen, welche ihre Gründung, »ihre Lehrſätze und ihr Anſehen, mit Recht noch

»aus den Zeiten der Apoſtel herleitet, und durch »die Schrift, die heiligen Väter und die Conci»lien beſtätiget hat; in welcher kein Irrthum »ſtattfinden kann, und ohne welche keine Selig»keit und keine Errettung iſt.«

Nachdem der Biſchof von Linkoln dieſe Rede mit vielem Anſtande hergeſagt hatte, hielt er inne, und ſah Latimern mit derjenigen zuverſichtlichen Erwartung an, welche die Ueberzeugung vorausſetzt: Er kann es nicht verweigern, weil Ich ihn ſo angeredet habe. Latimer horchte noch einige Zeit, ob der Biſchof noch etwas hinzuſetzen würde. Da er merkte, daß er völlig geendet habe, ſtand er auf und dankte ihm in einfachen Ausdrücken, aber eben deshalb mit unverkennbarer Herzlichkeit, für die freundliche Art, mit welcher er ihn behandele. Was übrigens ſeine Auffoderung betreffe, daß er dem Papſt ſeine Unterwürfigkeit bezeigen ſolle, ſo bedauere er, daß er der Erwartung eines ſo wackern Prälaten nicht entſprechen könne. »Meines Wiſſens,« fuhr er fort, »iſt dem biſchöflichen Stuhle eine »ſolche ausgebreitete und überwiegende Gewalt »niemals verliehen oder übertragen worden. Auch

»haben ſich die Biſchöfe zu Rom eben nicht ſo auf»geführt, daß man glauben könnte, ſie ſtänden »mit dem lieben Gott in engerer Gemeinſchaft, »als andere ehrliche Leute, und hätten ihre Macht »unmittelbar von ihm.« —

»Ich bitte Euch, werther Sir,« fiel ihm hier der Biſchof von Linkoln, (welcher an Andern ſo wenig, als an ſich, den geringſten Verſtoß gegen Formen und Verhältniſſe der Geſellſchaft ertragen konnte) in die Rede: »ich bitte Euch höchlich, Ihr wollt bedenken, von wem Ihr redet, und Euch geziemender Ausdrücke bedienen.«

»Ich bediene mich der Ausdrücke, Mylord, »welche für die Sache paſſen, ſo ich ausdrücken »will,« ſagte Latimer, ohne weiter auf ſeine Ermahnung und ängſtliche Beſorgniß Rückſicht zu nehmen. »Ihr beruft Euch auf die Schrift. »Das Gott erbarm! Da habe ich noch vor eini»ger Zeit ein Buch geſehen, in welchem das An»ſehen des Papſtes aus der Bibel bewieſen wer»den ſollte. Aber es war nichts darin bewieſen, »als daß die Papiſten ſich herrlich darauf verſte»hen, die Schrift zu verunſtalten, und hinein zu »demonſtriren, was mein Tage nicht darin geſtan-

»den hat. Soll ich meine ehrliche Meinung ſa»gen, Mylord; ſo müßten die Geiſtlichen durch»aus keine Gewalt oder Macht haben. Das ge»hört für den weltlichen Arm. Der Prieſter be»ſorge ſeine Prieſtergeſchäfte und Seelſorge, und »damit gut. Was ſeines Amts nicht iſt, da laſſe »er ſeinen Vorwitz.« —

»Ich muß Euch noch einmal recht dringend bitten,« ſagte der Biſchof von Linkoln, mit einiger Empfindlichkeit, »Eure Ausdrücke beſſer zu wählen. — Ihr müßt mir erlauben Euch zu ſagen, daß Eure Sprache gar nicht ſo anſtändig iſt, als man ſie von einem Manne, wie Ihr ſeyd, erwarten kann. — Das Buch, was Ihr anführt, iſt mir übrigens nicht bekannt.« —

»Das wäre?« fiel ihm Latimer verwundernd ein, »das ſollte Euch nicht bekannt ſeyn? Den Ti»tel weiß ich freilich nicht genau. Mein altes »Gedächtniß will nicht mehr ſo recht fort! — Der »Name des Verfaſſers — ja, der iſt mir auch ent»fallen. Aber es iſt ein berühmter Mann! — »Ja recht, es iſt der Biſchof von Glouceſter.«

Kaum hatte Latimer dieß geſagt, ſo entſtand ein allgemeines Gelächter unter den Zuhörern,

weil der Biſchof von Glouceſter als einer der Commiſſarien zugegen war. Dieſer Biſchof gerieth darüber in keine geringe Verlegenheit; erhob ſich von ſeinem Sitze, und fing eine lange Rede an, worin er ſich zwar mit Eifer und Wärme, aber doch mit Beybehaltung aller Achtungsbezeigung vor Latimer zu vertheidigen ſuchte. Noch war er indeſſen nicht weit gekommen, als ihn der Präſident unterbrach:

»Verzeiht, Mylord,« ſagte er, »wir ſind nicht hierher gekommen, um mit Herrn Latimer zu diſputiren; ſondern um ſeine Antwort auf einige Artikel zu vernehmen, die ich ihm itzt vorlegen werde.« — Der Biſchof ſetzte ſich beſchämt nieder, und der Präſident legte Latimer die Artikel zur Unterſchrift vor.

Dieſe Artikel, beynahe dieſelben, welche ihm in ſeinem vorigen Verhöre vorgelegt waren, wurden auch dießmal von ihm verworfen. Der Biſchof von Linkoln ſchien über ſeine Beharrlichkeit eigentlich bekümmert zu ſeyn; er erklärte nach wiederholtem Zureden, wie gern er ſo gelinde als möglich mit ihm verfahren wollte. Die Antwort, welche Latimer ihm itzt gegeben habe, ſolle daher

als gar nicht gegeben angeſehen werden. Er überließe ihm bis morgen Bedenkzeit, und wünſche recht ſehr, daß er ſie wohl benutzen, und wann er ihn morgen wieder rufen ließe, ſich eines Beſſern möge beſonnen haben.

»Ach!« erwiederte nun Latimer ſanft klagend, »ich bitte Euch recht ſehr, entſcheidet itzt gleich »über mich. Macht mit mir, was Ihr wollt »und Eure Pflicht fordert. Nur verſchont mich »damit, daß ich Euch und Ihr mich noch wieder, »an einem andern Tage, mit einem Verhör be»läſtigt. Ich verſichere Euch, daß die Friſt auf »meine Meinungen und Entſchließungen keinen »Einfluß haben wird.«

So rührend der Greis auch dieſe Bitte vortrug, ſo konnte doch die Artigkeit des Biſchofs von Linkoln nicht zulaſſen, daß er ſie verwilligt hätte. »Es könnte doch ſeyn, daß er ſich noch bedächte;« meynte er; »und ſo wolle er ihn morgen wieder fordern laſſen.«

Noch einmal mußte ſich alſo der ſchwache hinfällige Greis in das Getümmel zur Schau ſchleppen laſſen; noch einmal redete ihm der Präſident zu, um ihn zum Widerruf zu bewegen.

In

»In der Hoffnung, werther Sir,« hob er an, »daß Ihr durch Zeit und Widerlegung auf beſſere Gedanken gekommen, und nun bereit ſeyn werdet, das, wonach wir endlich alle trachten, die Erbarmung, welche Euch die heilige Kirche durch mich zum letztenmale anbietet, anzunehmen, habe ich Euch heute noch einmal herbeſchieden. Ich hätte Euch geſtern, nach Eurer geſtrigen Aeußerung, verurtheilen können, und vielleicht auch ſollen. Allein ich wollte lieber etwas über die Gränzen meines Auftrags hinaus gehen, als ſelbſt die Möglichkeit, Euch von dem Rande des Verderbens, an welchem Ihr ſchwebt, zurückzureißen, unverſucht laſſen. Ich fordre Euch denn daher —«

»Ach! Mylord!« unterbrach ihn hier Latimer, welcher fürchtete, daß er dieſe Ermahnungsrede noch ſehr lang ausdehnen mögte: »Ihre »große Nachſicht iſt ganz vergebens geweſen. »Wenn ein Mann von einer Wahrheit wirklich »überzeugt iſt, ſo thut er ſchon Unrecht, wenn er »ſich noch einmal bedenkt. Ich kann mich mit »der römiſchen Kirche nun und nimmermehr ver»einbaren, und dieß iſt einmal für allemal meine

»Antwort. Ich wiederhole es Euch noch ein»
»mal: ich werde mich nie zu ihrer Gemeinde be»
»kennen! — Wenn Ihr noch weiter in mich zu
»dringen Luſt haben ſolltet, ſo werde ich Euch,
»wie der heilige Cyprian bey einer ähnlichen Ge»
»legenheit, antworten. Dieſer ſtand vor ſeinem
»Richter — er war auch der Ketzerey beſchul»
»digt, wie ich — und da fragte man ihn: wel»
»ches wohl wahrſcheinlicher ſey, daß er und ſeine
»Partey eigentlich zur chriſtlichen Kirche gehör»
»ten, die überall verachtet oder verfolgt wären;
»oder ſie, die Richter, die überall in Achtung und
»Ehren ſtänden, und die Macht in Händen hät»
»ten? — Da antwortete der heilige Cyprian,
»ohne ſich zu bedenken: Dieſe Frage hat unſer Herr
»Chriſtus bereits entſchieden; denn er hat es als ein
»Kennzeichen ſeiner Jünger angegeben, daß ſie
»ihr Kreuz auf ſich nehmen, und ihm nachfolgen
»ſollen. — Wenn dieß nun, Mylords, eins von
»den Kennzeichen der chriſtlichen Kirche iſt, wie
»kann denn die römiſche Kirche darauf Anſprüche
»machen? Sie hat ja beſtändig Verfolgung er»
»regt. Das kleine Häuflein aber, wozu ich
»mich rechne, iſt immer verfolgt worden. Und
»ſo ſchließe ich denn in meiner Einfalt, daß

»dieß wohl die eigentliche, rechte chriſtliche Kirche
»ſeyn müſſe.«

Dieſe Rede ſetzte den Biſchof in einige Verlegenheit; gleichwohl glaubte er ſich verpflichtet, etwas darauf erwiedern zu müſſen: »Sie ſcheinen, Sir,« ſagte er daher, »Ihre eigene und die Sache des heil. Cyprian nicht ſehr ſchicklich mit einander zu verbinden. Sie ſind doch wohl, mit Ihrer Erlaubniß, Sir, ſehr verſchieden.«

»Ich ſehe nicht, worin? Mylord,« ſagte der Greis. »Seine Sache betraf das Wort Got-
»tes, die meinige auch.«

Der Biſchof von Linkoln fühlte ſich hier in die Enge getrieben; er war in Verlegenheit, welche Manier des Betragens hier die eigentlich ſchickliche ſeyn würde, und darüber vergaß er ſeine Manierlichkeit ganz, und fragte Latimer'n etwas verdrüßlich: ob dieß ſeine endliche und unveränderliche Meinung ſey?

»Meine endliche und unveränderliche Mei-
»nung, Mylord!« ſagte Latimer ſo ruhig, als ob es nichts weiter, als ein Urtheil über einen gleichgültigen Gegenſtand der Converſation betreffe.

Itzt ſchien es wirklich, als ob der Biſchof von Linkoln das Groſze in dem Betragen Latimers empfände, und die Verlegenheit, welche er fühlte, da er ihm das Urtheil ſprechen ſollte, edlerer Art ſey, als die, welche er bisher gezeigt hatte. So äußerte er ſich wenigſtens in einer nochmaligen Anrede, in welcher er alles, was ſein ſchwacher Verſtand und ſeine kraftloſen Gefühle aufzubringen vermogten, mit der möglichſten Eindringlichkeit zur Sinnesänderung Latimers anwandte.

Latimer hörte ihn gelaſſen an, ohne Ungeduld oder Unruhe zu verrathen. Der Biſchof hatte vollendet, Latimer ſah ihn mit einem heitern geraden Blick an, und ſchwieg. —

»Bleibt Ihr noch bey Eurer Meinung, Sir?« — ſagte er endlich.

»Bis in den Tod! Mylord« — erwiederte Latimer, ohne Stimme und Gebärden zu verändern.

Es entſtand wieder eine Stille von einigen Secunden; endlich ſprach der Biſchof mit bebender Stimme das Urtheil, das den Beklagten, hartnäckiger Ketzerey wegen, zum Scheiterhaufen verdammte.

»Kann ich von dieſem Urtheile appelliren?« fragte Latimer.

»An wen wollt Ihr appelliren?« wandte der Biſchof von Linkoln ein, und zuckte die Achſeln.

»An die nächſte allgemeine Kirchenverſamm»lung, welche auf eine regelmäßige Weiſe zuſam»men berufen wird!« meinte Latimer.

»Es dürfte wohl geraume Zeit vergehen,« ſchloß endlich der Biſchof dieß Gericht, »ehe man eine ſolche Kirchenverſammlung, als Ihr meint, ſehen wird.«

Sodann übergab er Latimer'n der weltlichen Obrigkeit, und der Tag, an welchem er und Ridley zugleich hingerichtet werden ſollten, wurde nach vierzehn Tagen nachher feſtgeſetzt.

Ridley brachte dieſe Zeit in einer Abwechſelung von unangenehmen Empfindungen zu. Er fürchtete den Tod nicht, er litt ihn ſogar gern; allein, es kränkte ſeinen Stolz, daß die Gegenpartey triumphirte, und ſich ſogar rühmte, den Sieg über ſie davon getragen zu haben. Latimer hingegen harrete dieſer ſchaudervollen Stunde mit heiterer freudiger Erwartung. Durch

den hohen Flug des Gebets oft Stunden lang ſchon über dieſe Welt und ihre Freuden und Leiden hinweggerückt, hatte er faſt gar keinen Sinn mehr für das, was irdiſch iſt. Der Gang zum Scheiterhaufen war für ihn der Gang zu einer freudigen Erlöſungsfeier.

Auf der Nordſeite der Stadt, unweit des ſogenannten Bolialcollegiums, war der Platz für ihre Hinrichtung angewieſen und zugerichtet. Früh am Morgen des beſtimmten Tages begab ſich hieher der Vicekanzler der Univerſität, an der Spitze aller Lehrer und Zöglinge derſelben. Ein ungeheurer Zufluß von Menſchen aus allen Ständen füllte bald den Platz ſo an, daß ſchwerlich genugſamer Raum für die Exekution ſelbſt übrig geblieben ſeyn würde, wenn nicht eine ſtarke Wache einen Kreis um denſelben gezogen hätte. Alles war bereit, die ſchaudervolle Stunde eingetreten, und nun erſchienen Ridley und Latimer, von dem Mayor begleitet, im Kreiſe.

Feſter Sinn und Unerſchrockenheit vor dem Tode, aber auch Selbſtſucht und Eitelkeit las man in Ridleys Geſichtszügen und Betragen. Er trat feſt auf und ſah keck umher, indem er in

den Kreis trat. Latimer ſchwankte an ſeinem Stabe und dem Arme eines Kerkerknechts daher; in ſeinem Blicke glänzte ein himmliſches Licht, wenn er ihn von Zeit zu Zeit empor hob. Er ſchien allein mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und kaum zu wiſſen, daß Zuſchauer zugegen wären. Ridley war in ſeinem vollſtändigen biſchöflichen Ornat, Latimer in der zerlumpten Kleidung eines gemeinen Delinquenten. – »Ach,« ſagten die Theilnehmenden unter den Zuſchauern, »ſeht, der Eine ſtellt vor, was ſie geweſen ſind, und der Andere, was ſie itzt ſind!« —

Sie wurden dem Pfale des Scheiterhaufens gegen über geſtellt, und waren im Begriff, ihn zu beſteigen, als der Mayor ihnen andeutete, daß ſie erſt noch eine Predigt anhören müßten. Sogleich ſtieg D. Smith auf einen dazu herbeygeſchafften Rednerſtuhl, und begann eine Predigt über die Worte Paulus: »Und wenn ich »gleich meinen Leib ließe brennen, und hätte der »Liebe nicht, ſo würde mir es nichts nutzen.« Seine Predigt war nicht nur ſehr lang und weitläufig, ſondern auch noch mit den unmenſchlichſten Mißhandlungen der unglücklichen Verurtheil-

ten angefüllt. Er begnügte ſich nicht, mit dem Schwerte der Polemik über ihre Meinungen herzufallen, ſondern griff auch ihren Charakter mörderiſch an. Er ſchien ganz eigentlich zur Abſicht zu haben, ſie erſt moraliſch todt zu ſchlagen, ehe der Büttel ſie phyſiſch tödte.

Mein Gefühl wagt es nicht, zu entſcheiden, welches das Verabſcheuungswürdigere ſey; ob die Hartherzigkeit derer, welche den Befehl zu dieſer Folter vor der Hinrichtung gaben, oder die Verworfenheit deſſen, der ſich dazu hergab, ihn auszuführen. Die Herzen der meiſten Zuſchauer, auch ſelbſt Katholiken, empfanden das Empörende tief, was in dieſer Behandlung lag. — Latimer ſchien indeſſen wenig darauf zu achten; wenigſtens merkte man nicht, daß die Schmähungen und Läſterungen des Redners den geringſten Eindruck auf ihn bewirkten. Deſto ſichtbarer kämpfte es hingegen in Ridleys Bruſt. Man nahm deutlich wahr, wie er ſich überwinden mußte, den Vortrag nicht zu unterbrechen, und wie er ſich bereit machte, darauf zu antworten.

Sobald auch D. Smith geendet hatte, öffnete er den Mund, um ſeine Gegenrede zu begin-

nen. Allein, in eben dieſem Augenblicke ſprang der Kanzler von ſeinem Sitze, rannte auf Ridley zu, und verſchloß ihm den Mund mit ſeinen beiden Händen. »Wenn Ihr widerrufen wollt,« ſchrie er, »ſo ſoll es Euch vergönnt werden, zu reden; anders nicht! anders nicht!« —

Dieſe Handlung der Gewaltthätigkeit hatte Ridley überraſcht. Er trat einen Schritt zurück, ſah mit einer ernſthaft edlen Gebärde im Kreiſe umher, und rief ſodann:

»Wir übergeben unſere Sache dem Urtheile »des gerechten Gottes!«

Ein Diener der Gerechtigkeit trat nun herbey, und zeigte ihnen an, daß ſie ſich bereit machen mögten, den Scheiterhaufen zu beſteigen.

Eine tiefe Todesſtille herrſchte unter den Zuſchauern, und häufig rannen Thränen, auch über abgehärtete Wangen. »Wenn ſie,« ſagt ein alter Schriftſteller ſehr ſchön, »die wichtigen Aemter, die größte Auszeichnung und allgemeine Verehrung überdachten, in welchen dieſe Männer, noch vor wenig Jahren, auf einer ſo glänzenden Höhe erſchienen; wenn ſie ſich an die ausgebreitete

Gelehrſamkeit und allgemein bewunderte Frömmigkeit derſelben erinnerten: ſo ergriff ſie eine mächtige Bekümmerniß, und ſie beklagten im Stillen, daß ſo viel Würde, ſo erhabener Ruhm, ſo allgemeine Verehrung, ſo edle Kenntniſſe und Verdienſte, ſo große heilige Tugenden, die Früchte ſo vieljährigen Fleißes und raſtloſen Strebens, nun in dieſem Augenblicke auf eine ſo ſchreckliche Weiſe zu Grunde gerichtet werden ſollte.«

Latimer warf ſeinen Bettlermantel ab, und erſchien in einem weißen Sterbekittel. Es war, als ob in dieſem Augenblicke der Druck der Jahre von ihm hinweggenommen würde. Er ſtand gerade aufrecht; ſein Anſehen war friſch und kraftvoll, und die verwunderten Zuſchauer winkten ſich einander zu, daß ſie faſt nie einen ſo ſchönen Greis geſehen hätten.

Indem er mit Heiterkeit und Freimüthigkeit umhergeſchauet hatte, und ſich nun dem Nachrichter überlieferte, reichte er Ridley die Hand, und ſagte zu ihm mit ſtarker lebhafter Stimme:

»Heute, Mylord, werden wir ein Licht in »England anzünden, das nie wieder erlöſchen »wird!« —

Beide wurden nun an einen Pfal gebunden — doch der Vorhang falle über das Ende dieſer Scene. Wir wollen nicht Grauſen erwekken, ſondern Rührung und Bewunderung.

Wenig Tage nach dieſem ſchrecklichen Schauſpiele, endete auch Gardiner ſein Leben. Schon mehrere Monate hatte ihm eine Siechheit das wenige Mark vollends ausgeſogen, was ihm ſeine unordentliche Lebensart noch übrig gelaſſen hatte. Dennoch dachte er freilich ſeinen Tod weit entfernt. Sein Geiſt war immer noch gleich thätig geweſen, ſeine Leidenſchaften gleich rege, und ſo konnte die Idee vom Tode in ſeiner Vorſtellung nicht emporkommen.

Heute war für ihn ein längſt gewünſchter Feſttag. Mit Sehnſucht harrete er auf die Nachricht, daß die Execution wirklich vollzogen ſey. Er wollte ſich nicht eher zu ſeinem Mittagseſſen ſetzen, bis ſie angelangt wäre; um ſich dann ſo recht mit freiem, heitern Herzen ihm überlaſſen zu können, und einen doppelten Genuß zu verewigen.

Bis um vier Uhr des Nachmittags mußte er auf die ſehnlich gewünſchte Nachricht harren. Sodann ſetzte er ſich nieder, und mit dem Wohlgefallen, welches durch langes Harren und eine fröhliche Nachricht nur immer erregt werden kann. Ohne Unterlaß verſicherte er, daß es ihm in zehn Jahren nicht ſo gut geſchmeckt habe. Dieſe Verſicherung hatte einen großen Sinn; denn es ſchmeckte ihm ſtets vortreflich. — Gleich nach der Mahlzeit ward er von einem alten Uebel befallen, was ihn nach einigen Tagen, ſeinem Sträuben unerachtet, dem Tode in die Arme warf.

Sein Krankenlager war eine Schule für Menſchen ſeinesgleichen. Bey Edlern ſuchte das Mitleid den Blick der Verachtung von ihm abzuwenden. Seine Seele, in der nie irgend eine große und edle Kraft wirkſam geweſen war, erlag itzt unter dem Druck der Reue und Gewiſſensangſt. »Ich bin gefallen, wie Petrus; aber ich habe meinen Fall nicht bereuet wie er!« rief er, und verſchied.

Keine Thräne des Wohlwollens folgte ihm ins Grab. Die Königin verlor ihn ungern, weil

ſie ſeiner bedurfte. Sie ließ ihn mit einem groſſen Gepränge beerdigen, und es fehlte nichts, als ein Ausrufer, der dem Pöbel — die einzige Claſſe von Menſchen, welche dem Zuge folgte — zugeſchrieen hätte: »Alſo thut die Königin dem Manne, den ſie ehren will!«

Es hatte ſich indeſſen wieder für Marien eine Ausſicht zum Glück geöffnet; aber auch nur, um ſie durch Täuſchung noch tiefer ins Elend zu ſtürzen. Maria glaubte, ſie ſey ſchwanger, und nie iſt ohne Zweifel ein Weib in dieſer Vorfreude ausſchweifender geweſen, als Maria. Nun, hoffte ſie, werde die Kälte Philipps endlich ſich auflöſen; ſie, in dem Vater ihres Kindes, auch wieder einen Gemahl erhalten. Wirklich wurde Philipp ſchon itzt gefälliger gegen ſie, behandelte ſie mit etwas mehr Achtung und Aufmerkſamkeit. Hatte er ſie doch nur geheirathet, um Kinder mit ihr zu zeugen. Hierdurch erhielt ſie alſo auch erſt für ihn einigen Werth.

Die Gründe ihrer Hoffnung ſchienen ſo auffallend und überzeugend zu werden, und Maria ſorgte dafür, daß ſie jedermann ſo einleuchtend

wurde, daß auch ſelbſt die zu glauben anfingen, welche bisher immer behauptet hatten, ihr elender, verdrehter und geſchwächter Körper ſey durchaus unfähig, dieſe Beſtimmung ihres Geſchlechts zu erfüllen. Bey Hofe war von nichts anders mehr die Rede; alle Hände der Damen und Kammerfrauen waren mit Vorbereitungen zu der herannahenden Niederkunft und dem Empfange des ſo ſehnlich erwarteten Gaſtes beſchäftigt. Man behauptete laut und beſtimmt, es werde gewiß ein Sohn erſcheinen; ein Biſchof ließ ſogar in ſeiner Kirche für ihn beten, daß Gott ihn doch ſtark und rüſtig am Körper, und klug und weiſe am Geiſte möge werden laſſen.

Nach und nach war Maria alle die kleinen Launen und Grillen, alle die mehr oder minder läſtigen und bedenklichen Zufälle durchgegangen, welchen Frauen in dieſer Zeit ausgeſetzt zu ſeyn pflegen, oder doch ausgeſetzt ſeyn können. Sie berechnete die Zeit ihrer Niederkunft genau bis auf den Tag und die Stunde; Hebamme, Wärterin, Arzt, waren in Bereitſchaft; in allen Kirchen ertönten Gebete; vor dem Schloſſe ſaßen zwey Couriere ſchon zu Pferde, um in demſelben

Augenblicke nach den Niederlanden und nach Rom abzugehen, worin der künftige Beherrſcher ſo vieler tauſend Menſchen den erſten Athemzug gewagt haben würde. —

Die Zeit kam. Allgemein lief das Gerücht durch die Straßen von London: Maria ſey glücklich entbunden. So ſtark iſt die Wirkung des Glaubens. Es war ein Prinz, ein bildſchöner Prinz! In einigen Kirchen erſchollen Dankſagungen von der Kanzel; einer dieſer dankenden Prieſter beſchrieb die Bildung des Kindes genau, von dem Schädel an bis zu den Zehen.

Wer konnte an der Wahrheit zweifeln? — Und dennoch hielten zu Windſor die Couriere noch auf derſelben Stelle; dennoch beteten die Hofkapelane noch immer das Gebet um glückliche Entbindung; noch ſtanden Arzt, Wärterin, Hebamme voller Erwartung; noch gebärdete ſich Maria wie eine Kreißende -- allein es erſchien -- weder ein Prinz noch eine Prinzeſſin. — So vergiengen mehrere Tage unter ſteter Furcht und Hoffen, Erſtaunen, Beſorgen, Harren und Verzweifeln.

Endlich wurde Philipp ungeduldig, und befahl dem Arzte, eine genaue Unterſuchung anzuſtellen. — Mariens Schamhaftigkeit ſträubte ſich; Philipp runzelte die Stirne, fuhr ſie hart an, und die Unterſuchung gieng vor ſich. — Der Arzt ſchwur, Maria habe — die Waſſerſucht. Maria ſank in Ohnmacht; Philipp ſtampfte mit den Füßen auf den Boden, daß die Wände erbebten; die Couriere ſattelten ab, und alle Politiker riefen ſich nun einander zu: »Habe ich Euch das nicht vorhergeſagt!« —

Gardiner war todt, und mit ihm das Motiv von Cranmers bisheriger Erhaltung vernichtet. Die üble Laune, worin ſich Maria itzt mehr als jemals befand, verlangte endlich mit fürchterlichem Ungeſtüm die Befriedigung der Rache, welche ſie ſo lange aufbewahrt hatte. Pole hatte nichts dagegen. War Cranmer todt, ſo fiel ſein Erzbisthum an ihn. Bey ſeinem Leben ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen, hatte ſeine Demuth und Frömmigkeit ihm nicht erlaubt.

Nun aber ſtieg ihm noch eine Bedenklichkeit auf, die von Wichtigkeit zu ſeyn ſchien. Cranmer

hatte

hatte das päpſtliche Anſehen in England geſtürzt. Dieß war eine Beleidigung, welche über alles hinausgieng, was man bisher mit Strafen belegt hatte. Jede Strafe, ſelbſt die martervolleſte Todesſtrafe konnte alſo auch keine hinlängliche Genugthuung dafür geben. Was blieb aber übrig? — Widerruf? — Ja, wenn es möglich wäre, ihn dahin zu bringen, dann erſt würde er glauben, ſeine Pflicht gegen den päpſtlichen Stuhl erfüllt zu haben.

Es wurde alſo noch eine Commiſſion im Namen des Papſtes nach Oxford geſchickt, um den Erzbiſchof wo möglich zum Widerruf zu bewegen. Auch hier erhob ſich wieder eine Diſputation, die einige Tage fortdauerte. Allein kaum mogten vereinigte Kräfte der ſeinigen Widerſtand leiſten. Ihn zu überwinden, daran war nicht zu gedenken. —

Pole hoffte dennoch von neuen Verſuchen, und wollte zögern. Allein Maria war nicht ferner hiezu zu bewegen, und Bonner erhielt den Auftrag, ihn öffentlich ſeines Amts zu entſetzen, damit ihm das Urtheil geſprochen werden könne.

Bonner hätte keinen angenehmern Auftrag als dieſen erhalten können. Mit dem ihm zugegebenen Gehülfen eilte er nach Oxford, und ließ den Erzbiſchof unter dem gewöhnlichen, Aufſehen erregenden Pompe vor ſich fodern.

»Da,« rief Bonner, als nun der Erzbiſchof da vor ihm ſtand, und mit ſeiner gewöhnlichen Seelenruhe des Urtheils harrete; »da ſeht ihr »den Mann, welcher den Papſt jederzeit verach»tet hat, und jetzt von demſelben gerichtet wer»den ſoll. Dieß iſt der Mann, der ſo viel Kir»chen niedergeriſſen hat, und jetzt hieher gebracht »iſt, daß er nun ſelbſt in einer Kirche ſein Ur»theil empfangen ſoll. Dieß iſt der Mann, wel»cher das heilige Sacrament des Altars verachtet, »und jetzt hier erſcheint, um vor dieſem hochhei»ligen, hier über dem Altare hängenden Sacra»mente, verdammt zu werden. Dieß iſt der »Mann, welcher gleich wie Lucifer an Chriſtus »ſtatt auf einem Altare ſaß, über Andere zu rich»ten, und jetzo vor einem Altare ſteht, um ſelbſt »gerichtet zu werden.« —

Dieß letzte witzige Wortſpiel begriff Cranmer ſo wenig als die übrigen Zuſchauer. Allein dieß

kümmerte Bonner nicht. Er fuhr auf dieſe Weiſe noch eine geraume Zeit fort, bis er endlich durch dieſen weiten Umweg der Sache ſelbſt etwas näher rückte, und die erhaltene päpſtliche Vollmacht, den Erzbiſchof ſeiner Würde zu entſetzen, vorlas.

In dieſem Aufſatze wurde es Cranmern unter andern zum Verbrechen gemacht, daß er auf die päpſtliche Vorladung ſich zu Rom nicht perſönlich geſtellt habe. Sodann erklärte Se. Heiligkeit, daß ſie gleichwohl ſeine Angelegenheit mit der größten Unparteilichkeit unterſucht, und die Gründe, für und wider ihn, ſorgfältig gegen einander abgewogen hätten. Um hierin die größte Genauigkeit zu beobachten, habe ſie die Zeugen für und wider ihn ordentlich vernommen, dem Erzbiſchof überdem noch einen Anwald zugelaſſen, und demſelben vergönnet, ſeine Sache beſtmöglichſt zu vertheidigen. —

Bisher hatte der Erzbiſchof mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit zugehört. Allein dieſe offenbare und unverſchämte Unwahrheit nahm ihm auf einmal die Geduld: »Gott! Gott!« rief er, »was ſind das für Lügen! für ſchändliche

„Lügen! Ich ſoll in Rom erſcheinen, und wer„de im Gefängniſſe gehalten! Ich ſoll Zeugen, „einen Anwald in Rom haben, und weiß in der „Abgeſondertheit meines Gefängniſſes nicht ein„mal, daß man meine Sache zu Rom richtet! „Nein, offenbare unverſchämte Lügen dieſer Art „kann Gott nicht unbeſtraft laſſen!“

Bonner gab ihm einen Verweis für dieſe Aeußerung, und ſchritt, kraft des päpſtlichen Auftrags, zu der Abſetzung des Erzbiſchofs. Sein Betragen war dabey über alle Beſchreibung unverſchämt, ungeſittet und hart. Eine teufliſche Schadenfreude ſchimmerte, unter ſeinen dicken buſchichten Augenbraunen, aus ſeinen kleinen verſchwollenen Augen hervor, da man dem Erzbiſchof ſeinen biſchöflichen Ornat auszog, und ihm einen alten abgetragenen Bürgerrock und einen zerlumpten Mantel über ſeine Schultern hing.

Allein nie war es ſo überzeugend bewieſen, daß Kleider die eigentliche Würde des Mannes nicht ausmachen. Cranmer ſchien itzt noch ehrwürdiger, als vorher; auch ſchien er kaum darauf geachtet zu haben, daß man ihn umgekleidet hatte.

Er zog ein Papier aus ſeinem Buſen hervor, auf welchem er eine förmliche Appellation aufgeſetzt hatte, und übergab es Bonner mit dieſen Worten:

»Ich berufe mich auf die nächſte allgemeine »Kirchenverſammlung.«

Indem er hinweggeführt wurde, ſchaute er mit Ruhe und Freimüthigkeit umher, und auch der ſchärfſte Beobachter würde nicht im Stande geweſen ſeyn, etwas von Furcht vor dem Tode, oder Kummer über dieſe öffentliche Beſchimpfung wahrzunehmen.

Eben ſo blieb er ſich gleich in der Zeit, welche er noch in ſeinem elenden Gefängniſſe, unter dem gänzlichen Mangel aller Bequemlichkeit und ſelbſt nothwendiger Lebensbedürfniſſe, zubringen mußte. Er äußerte keine Sehnſucht nach dem Tode; aber auch keine Wünſche, ſeinen itzigen Zuſtand, durch die Gnade der Königin, gegen ſeinen vorigen Wohlſtand und ſeine Freiheit zu vertauſchen. An Vorſpiegelung dieſes letztern fehlte es ihm nicht. Es war nicht unbekannt geblieben, wie ſehr die Königin und insbeſondere der Kardinal wünſchten, daß der Erzbiſchof noch

tes erdulde, und ſeine Standhaftigkeit und Ueberzeugung hätten hingereicht, ſie Jahre lang gelaſſen und ruhig zu ertragen. In dieſe Zeit fiel die Hinrichtung ſeiner Freunde, Ridley und Latimer. Er hörte es, und ließ nur eine ſanfte Theilnehmung mit ihrem Schickſale von ſich wahrnehmen; ohne daß übrigens ſeine Faſſung und Standhaftigkeit die geringſte Veränderung erlitten hätte. Er betete für ſie in der Stunde ihrer Hinrichtung um Stärkung und Muth, und bat Gott, durch ihr Beyſpiel ſeiner Standhaftigkeit Kraft zu geben, daß er auch, gleich ihnen, in der letzten Feuerprobe des Glaubens möge richtig und würdig erfunden werden.

Die Berichte, welche die Gottesgelehrten, von ihren fehlgeſchlagenen Bemühungen und der Standhaftigkeit des Erzbiſchofs, dem Kardinal und der Königin abſtatteten, waren eben nicht geſchickt, den letzten noch ferner zu der Unterhaltung ihrer chimäriſchen Hoffnung aufzumuntern. Auch ſchien er dieſelbe wirklich itzt aufzugeben, und die Königin drang mit Ungeſtüm auf die Vollziehung des längſt geſprochenen

Urtheils. Allein auf einmal verlangte der Kardinal wieder dringender als je Aufſchub, und äuſſerte die zuverſichtliche Hoffnung, die ſo ſehr gewünſchte Genugthuung für die Religion und den Papſt dennoch von dem Erzbiſchof erhalten zu können.

Pole hatte zwey italieniſche Mönche mit nach England gebracht, welche ausſchließend ſeines Vertrauens genoſſen. Insbeſondere galt dieß von dem einen, Aloiſio Priuli, einem verſchlagenen Kopfe und feinen Kenner der Schwäche des menſchlichen Herzens. Priuli ſah, daß Pole ganz eigentlich darüber beunruhigt wurde, daß er ſeine Abſicht bey Cranmern nicht erreichen konnte. Er hatte oft mit ihm darüber geredet und war dadurch veranlaßt worden, nähere Bekanntſchaft von dem Charakter des Erzbiſchofs einzuziehen. Dieſer zufolge theilte er nun dem Kardinal ſeine Vermuthung mit, daß man bisher ganz unrechte Wege eingeſchlagen ſey, um zu dieſem Ziele zu gelangen. Was von der Furcht vor dem Tode und von Härte nicht zu erhalten ſey, könne vielleicht mit leichter Mühe von der Liebe zum Leben und von einer ſanften menſchlichen Behandlung erlangt werden. Der Kardinal

ſand, bey näherer Beredung darüber, dieſe Aeu-
ßerung von Wichtigkeit, und beſchloß, auch noch dieſen Verſuch nach der Anweiſung ſeines Vertrauten zu machen.

Die Folge davon war nun eine gänzliche Veränderung in dem Zuſtande des Erzbiſchofs. Priuli reiſte ſelbſt nach Oxford, und machte Cranmers Bekanntſchaft. Auf ſeine Anordnung wurde der Erzbiſchof aus dem Gefängniſſe in die bequeme und geräumige Wohnung des Dechanten der Chriſtuskirche gebracht, und mit allem, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens gehört, reichlich verſehen. Eine gute Wohnung, hinlängliche Bedienung, anſtändige Kleidung, gute nahrhafte Speiſen und Getränke, Bücher und Schreibematerialien, alles, woran er durch ſeinen langen Wohlſtand gewöhnt geweſen war, und was er in ſeinem Gefängniſſe, nun ſeit Jahren, hatte entbehren müſſen, war ihm itzt wieder geſchenkt; er konnte ganz ſo wieder leben, wie er ehemals gelebt hatte, und fühlte nun erſt den Werth dieſer Güter des Lebens, indem er nun auch erſt recht lebhaft empfand, daß er ſie bisher hatte entbehren müſſen. Ueberdem umſtürmten ſeine Ohren nicht mehr, weder die ſchreienden Stimmen der Diſputanten, noch

die brüllenden der Kerkermeiſter. Er fand überall eine gefällige menſchliche Behandlung.

Priuli, der ihn oft und faſt ganz allein beſuchte, behandelte ihn mit Achtung und Höflichkeit. Er redete zum öftern davon, daß die Königin ſeine Standhaftigkeit bewundert habe, daß ſie dadurch zur Erneuerung ihrer Achtung vor ihm gleichſam gezwungen ſey, daß ſie ſich ſehr gnädig geäußert habe, und daß er ſich gewiß überzeugt halte, ſie werde ihn noch wieder in ſeine Würde einſetzen, und ihm jede Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche er ſo ſehr verdiene.

Dieſe Behandlung wirkte auf eine doppelte Weiſe auf den, auch in ſeinem Falle ſo ehrwürdigen, Greis. Er lernte den Werth des Lebens aufs neue, und zwar ſinnlicher und lebhafter als jemals empfinden und ſchätzen. Bisher, in ſeinem Kerker und unter den Verfolgungen, hatte er nur die Vorſtellung gehegt: du mußt ſterben; und dieſe konnte, zumal in ſeiner damaligen Stimmung, nichts Fürchterliches für ihn haben. Jetzt aber trat die Vorſtellung: du ſollſt das Leben verlaſſen! an die Stelle jener, und erregte unvermeidlich das Gefühl des Entbehrens. Außerdem hatte Cranmer bisher die Papiſten nur

von Seiten ihrer Irrthümer, Intoleranz und Härte kennen gelernt. Jetzt machte er die erſte Erfahrung von ihrer Menſchenfreundlichkeit und Billigkeit, und dieſe machte er an ſich ſelbſt. Ueberall umgab ihn Wohlwollen und Güte, und täglich hörte er das Verſprechen: man werde ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Das letzte machte vielleicht unter allen noch den ſtärkſten Eindruck auf ihn. So wenig er von Ehrſucht beherrſcht wurde, ſo wenig war er doch gleichgültig hiegegen. Die Wiedereinſetzung in ſeine Würde mußte für ihn etwas ungemein Reizendes haben; nicht der Ehre und des Aufſehens, ſondern des Triumphes der guten Sache wegen, und weil man ihm dadurch Gerechtigkeit wiederfahren ließ. So lange er im Kerker geſeſſen und täglich Härte und Verfolgungen auszuſtehen hatte, konnte dieſe Vorſtellung wohl unmöglich in ſeiner Seele entſtehen; geſchweige denn die Hofnung durch ſie erregt oder erhalten werden. Er wußte nichts gewiß, als daß er ſterben würde; — und daß ſein Tod bald erfolgen mögte, war der einzige Gegenſtand ſeiner Hofnung. In ſeiner Vorſtellung war er alſo ſchon todt geweſen, und in dieſer lebte er nun aufs neue wieder auf.

Er lebte mit Genuß, mit Hofnung auf, die nicht nur in dieſem Zuſtande natürlich war, ſondern wozu ihn Verſicherungen berechtigten, und welche ihm eben dieſelben, nach ſeiner Denkungsart, nun ſogar zur Pflicht machten.

In dieſem Gemüthszuſtande befand ſich Cranmer, als Priuli nun täglich mehr und ausführlicher von dem Wunſche der Königin und des Legaten redete, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er trat dann der Sache näher, und nach einer ſehr lebhaften Schilderung der Bereitwilligkeit der Königin, meinte er, daß doch, unter dieſen Umſtänden, auch wohl ein Schritt von ſeiner (des Erzbiſchofs) Seite geſchehen könne; damit doch Marie, die, wie er wiſſe, argwöhniſch ſey, wahrnehme, daß er ihre gute Abſicht mit ihm erkenne, und bereit ſey, ſich wieder mit ihm zu verſöhnen. Dieß gab Gelegenheit, das Geſpräch dahin zu lenken, daß manche Lehrſätze nicht ſo abweichend wären, als ſie zu ſeyn ſchienen, und daß gar vieles auf die Art ankomme, wie man ſich darüber ausdrücke. Es wurden einige in dieſer Rückſicht näher zergliedert, und der Erzbiſchof mußte zugeſtehen, daß

er ſie, ſo ausgedrückt, auch allenfalls unterſchreiben würde.

Am andern Tage lenkte Priuli wieder das Geſpräch auf dieſe Gegenſtände; er legte ihm ſodann einen Aufſatz vor, welcher ſich auf die geſtern erläuterten Lehrſätze bezog, und nachdem eine Zeit lang hierüber geredet war, ſo machte er einen ſchnellen Uebergang auf die Abſicht der Königin, ihm eine ehrenvolle Freiheit und ſeine Würde wieder zu ſchenken, und meinte, wenn ſie nur dieſen Aufſatz von ihm unterſchrieben ſähe, ſo würde ſie ſchon über alle Bedenklichkeiten hinweg gehoben ſeyn.

Cranmer befand ſich gerade an dieſem Tage an Körper und Geiſt beſonders wohl; er hatte kurz vorher mit Vergnügen daran gedacht, wenn die Königin ihm würde öffentlich Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Er unterſchrieb dieſen Aufſatz, der ein feines unauflösliches Gewebe vieldeutiger Sätze und Ausdrücke enthielt. — Priuli umarmte ihn, und rief freudig: er ſey nun ſo gut als gerettet! Der Aufſatz wurde ſogleich nach London abgeſchickt, und täglich mit Sehnſucht zurück erwartet.

Endlich kam er zurück. Der Kardinal berichtete, wie wohl die Königin denſelben aufgenommen habe, und ſparte ebenfalls nicht ſeine eignen reichlichen Lobeserhebungen der humanen, billigen Denkungsart Cranmers. Er wiederholte, daß die Königin auf's neue den lebhafteſten Wunſch geäußert hätte, ſich ganz mit den Grundſätzen des Erzbiſchofs auszuſöhnen, um ihn in ſeine Würde einſetzen zu können. An einige Ausdrücke habe ſie ſich gleichwohl noch geſtoßen, die ſeines — des Cardinals — Erachten zufolge, nicht viel mehr als Ausdrücke wären. In Rückſicht deſſen hoffe er, der Biſchof werde keine Schwürigkeiten machen, durch einige Abänderung oder erläuternde Zuſätze den Wunſch der Königin zu befriedigen, und ſich ſelbſt dadurch in den Stand ſetzen, in ſeiner wichtigen Würde auf's neue der Welt durch ſeine großen Kenntniſſe nützlich zu werden. — Priuli legte dieſen Brief Cranmern vor, und begleitete ihn mit ſeinem überredenden Commentar.

Dieß war ein großer entſcheidender Moment. Die Hofnung hatte durch dieſen Brief an Stärke beträchtlich gewonnen. Er ſchien ſo nah am Ziele — Gleichwohl waren dieſe Aenderungen

allerdings von Erheblichkeit. — Allein Priuli zeigte ihm, daß ſie unvermeidlich aus dem Vorhergehenden folgten — Er legte ihm nun einen zweyten Aufſatz vor, und — der Erzbiſchof unterſchrieb. Er unterſchrieb auf dieſe Weiſe einen dritten, vierten — Endlich fühlte er, daß er zu weit gehe. Allein er war ſchon zu weit gegangen; wie ſollte er zurück? Das Nachfolgende war immer aus dem Vorhergehenden hergeleitet; die genaueſte Conſequenz in allem beobachtet. Die Verſprechung, ihm Leben, Freiheit und Würde zu retten, war dießmal ſo beſtimmt, und der Wunſch zu leben redete plötzlich ſo laut — Er unterſchrieb nun den fünften Aufſatz, worin er die Autorität des Papſtes und der Kirche förmlich anerkannte, und ſeine bisherige Meinung verwarf. Er unterſchrieb dieß in der ſichern Erwartung, Leben, Freiheit, Ehre und Würde dadurch zu retten; — als die Königin ſchon den Befehl zu ſeiner Hinrichtung unterzeichnet hatte.

Mit dieſem letzten Aufſatze verſchwand nun Priuli; und Cranmer verwunderte ſich, daß er ſo ſchnell abgereiſt ſey, ohne ihm die geringſte Anzeige davon zu machen.

Mit einer teufliſchen Schadenfreude ſah Maria dieſe Unterſchrift, und — beſtimmte ſodann den Tag, an welchem Cranmer hingerichtet werden ſollte. Pole war ſehr zufrieden, daß er doch nun Seiner Heiligkeit einen neuen Beweis von ſeinem Dienſteifer geben könne. Es war nichts übrig, als den geiſtlichen Commiſſar zu beſtimmen, welchem dieß fromme Werk zur Vollziehung aufgetragen werden könnte. Die Königin fand ihn leicht, und entwarf ſelbſt ſeine Inſtruction, die zugleich den Plan enthielte, nach welchem ſie ihre Rache bis zur Vollendung genießen wollte.

Ohne nur von fern etwas von dem zu ahnden, was ihm ſo nahe bevorſtand, ſaß Cranmer in ſeinem Zimmer, als der Aufſeher der Gefängniſſe herein trat und ihm ankündigte, daß er Befehl erhalten habe, ihn wieder dahin abzuholen. Cranmer wunderte ſich zwar hierüber, gerieth indeß auf die Vorſtellung, daß dieß vielleicht ſchon der erſte Schritt zu ſeiner Befreyung ſey. Man führe ihn ins Gefängniß zurück, um ihn mit deſto mehr Ehre aus demſelben wieder hervorzuziehen. Vielleicht wolle es die Ordnung ſo. Dieß war die Vorſtellung, womit er ſich beruhigte.

Am andern Tage erſchien ein gewiſſer D. Cole in ſeinem Gefängniſſe, dem Anſchein nach, um ihm einen Beſuch zu machen. Dieß konnte ihm eben ſo wenig auffallen, als ſeine Ermahnung zur Standhaftigkeit. Er war längſt daran gewöhnt. Endlich fragte ihn der Mann: ob er noch dieſelben Geſinnungen hege, welche er in dem unterſchriebenen Aufſatze geäußert? — Auch dieß befremdete ihn nicht. Cole kam von London, er konnte leicht davon gehört haben. Ueberdem hatte er auch gar nicht erwartet, daß ſeine Unterſchrift ein Geheimniß bleiben werde. Er antwortete ihm daher mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit. Cole bezeugte ihm ſeinen Beyfall, und entfernte ſich.

Am andern Morgen beſuchte ihn D. Cole abermals; er wiederholte beinahe ſein geſtriges Geſpräch und ſeine Ermahnung zur Standhaftigkeit und Beharrlichkeit in ſeinem Bekenntniſſe; gab ihm ſodann eine nicht unbeträchtliche Geldſumme, mit der Anweiſung, ſie nach eignem Gutbefinden unter die Armen zu vertheilen. — Dieß machte Cranmern zwar etwas aufmerkſam; allein er rechnete dieſe milde Handlung der wohlwollenden, menſchenfreundlichen Denkungsart dieſes Mannes

an, und da ſeine, von jeher im höchſten Grade genügſame, Neugier hierin eine hinlängliche Befriedigung fand, ſo dachte er nur daran, das Geld ſeiner Beſtimmung gemäß zu verwenden.

Am dritten Morgen erſchienen nun einige Diener der heiligen Gerechtigkeit (ſo heißt ja nun einmal alles, was unter irgend einer öffentlichen Autorität morden darf!) in ſeinem Gefängniſſe, und kündigten ihm an, daß ſie den Auftrag hätten, ihn nach der Marienkirche zu führen. Cranmer fragte nach der Urſache. »Sie ſey ihnen unbekannt,« erwiederten ſie, und nöthigten ihn, ohne Verzug zu folgen. Sogleich folgte ihnen der Erzbiſchof, und ſeine Erwartung wurde aufs höchſte geſpannt, da er eine zahlloſe Menge Zuſchauer in der Kirche erblickte; da man ihm befahl, ein Gerüſte, welches der Kanzel gegenüber errichtet war, zu beſteigen, und Cole zu gleicher Zeit auf der Kanzel ihm gegenüber erſchien.

Eh' er ſich noch beſinnen konnte, ob er das alles für einen Traum oder für Wirklichkeit zu halten habe, erhob D. Cole ſeine Stimme, und hielt eine Anrede an ihn, in welcher er nun auf einmal eine genaue Auseinanderſetzung der Grün-

de hörte, nach welchen es nothwendig, wohlthätig und nützlich ſey, nach welchen es zür Ehre Gottes und Chriſti gereichen würde, wenn der Erzbiſchof, ſeiner Bekehrung ungeachtet, dennoch auch die Leiden erdulde, welche er ſich durch ſeine vieljährige Ketzerey gerechterweiſe zugezogen habe. Dieſem fügte der Redner eine weitläufige Ermahnung an, den Schrecken des Todes ſtandhaft entgegen zu gehen, und verwies den Verurtheilten zum Schluß auf das Beyſpiel des Schächers am Kreuze, der eben deshalb den Tod ſo ſtandhaft erduldet habe, weil er noch das Gefühl, zur Wahrheit und Erkenntniß gelangt zu ſeyn, mit in den Tod nehmen können.

Wer mag die Gefühle beſchreiben, welche während dieſer Rede in Cranmers Seele erwachten. Es war, als ob er auf einmal aus einem tiefen Schlafe zu ſich ſelbſt käme, und ſich an dem ſchaudervollen Abgrunde eines ſchroffen Felſens befände. Ein Schwindel ergriff zuerſt ſein Gehirn. Er traute ſeinen Sinnen nicht; er horchte auf, er beſann ſich, ob er auch wache, wirklich er ſelbſt ſey? — Aber als nun dieß Bewußtſeyn hell und unzweifelhaft vor ihm ſtand; als er nun

in ſich den betrogenen, ſchwachmüthigen, feigen — niedrigen — ſchändlichen Verläugner der Wahrheit und des Wortes Gottes erkannte. — O! wer mag die Angſt und den Jammer noch empfinden, der jetzt ſeine Seele ergriff, und ſein Herz in der fürchterlichſten Zerknirſchung zuſammenpreßte. Unbeweglich, wie eine Statue, ſtand er auf dem Gerüſte; die Thränen tröpfelten ihm unter den geſenkten Augenliedern hervor; ein Tropfen immer dichter an den andern geprägt; ſelten und ſchwer erhob er ſeine Blicke gen Himmel, und immer ſanken ſie ſogleich wieder, wie von einer ſchweren Laſt auf den Boden niedergedrückt.— Seine Seele war betrübt bis in den Tod!

Cole hatte jetzt den Schluß ſeiner Rede erreicht. Er endete mit einer nachdrücklichen Aufforderung an den Erzbiſchof: noch einmal hier öffentlich ein Bekenntniß ſeines Glaubens und ſeiner Bekehrung abzulegen, und der Welt einen unzweifelhaften Beweis zu geben, daß er als ein guter katholiſcher Chriſt zu ſterben entſchloſſen ſey.

Ohne etwas zu erwiedern, kniete der Erzbiſchof nieder, hob ſeine Hände mit Mühe gen Himmel, ſeine Augen hafteten wie vorher auf dem

Boden. Er betete mit ſchaudererregender, bebender Stimme:

»O Vater des Himmels! — O Sohn Got»tes, Erlöſer der Welt! — O heiliger Geiſt, »der von beiden ausgeht, drey Perſonen und nur »Ein Gott! — ſey mir, dem gottloſeſten Uebel»thäter und verworfenſten Sünder, gnädig! — »Mir, der ich beides, Himmel und Erde, belei»digt, und ſchändlicher beleidiget habe, als Men»ſchenzungen auszuſprechen im Stande ſind! — »Wo ſoll ich mich itzt hinwenden, oder wohin ſoll »ich fliehen, um Troſt und Hülfe zu erlangen? »— Im Himmel? Ich wage es nicht einmal, »meine Augen dahin aufzuheben; und auf der »Erde, ach! da finde ich keine Zuflucht! — — »Was ſoll ich thun? Soll ich verzweifeln? — »Das wolle Gott nicht! — O gütiger Gott!« (erhob itzt ſeine Blicke in die Höhe, und ſeine Stimme wurde feſter und kräftiger.) »Du biſt »barmherzig! Du verſtößeſt niemand, der zu dir »kömmt und Hülfe bey dir ſucht! — Zu dir alſo »flehe ich; vor dir werfe ich mich in Demuth »nieder, und ſage: O Herr, mein Gott! meine »Sünde iſt groß, aber deine Gnade iſt noch grö-

»ßer. Erbarme dich meiner nach deiner unend»lichen Güte! O Gott! Du Sohn, biſt du nicht »Menſch worden? Iſt dieß große Geheimniß »nur Schuldloſen, nur mit einer leichten Sün»denlaſt Beladenen verkündet! Gabſt du nur, »Gott Vater, für leichte Vergehungen deinen »Sohn in den Tod? — Nein, daß er die Sün»den der ganzen Welt verſöhne! Er büßte für »Alle, Alle dürfen itzt nun mit einem reuigen Her»zen zu dir zurückkehren — wie ich itzt thue. »Du wirſt alſo auch für mich ein barmherziger »Gott ſeyn, du, der barmherzig iſt, und gnädig, »und von grundloſer Güte, der nicht will den »Tod des Sünders, ſondern daß er zurückkehre »und lebe! Wenn meine Sünden groß ſind, ſo »iſt deine Gnade dennoch größer. Ich verlange »nichts um meines Verdienſtes willen, ſondern »damit dein Name auch in mir Schwachen ver»herrlicht werde; das Verdienſt deines Sohnes »auch mir zu güte komme! Darum flehe ich dich »in dem Gebete, was er uns gelehrt hat: Va»ter unſer ꝛc.«

Nach Endigung dieſes Gebets ſtand er ſichtbar geſtärkt auf, und redete nun zu dem verſam-

melten Volke. Er begann damit, die Verſamm-lung zur Verachtung der Eitelkeiten dieſer ſündli-chen betrüglichen Welt, zur geduldigen Unter-würfigkeit gegen den Willen der Königin, zur Liebe und brüderlichen Eintracht, zum Wohlwol-len und Mildthätigkeit zu ermahnen. Sodann ſagte er: da er itzt an den Gränzen der Ewigkeit ſtehe, ſo wolle er hier öffentlich gewiſſenhafte Re-chenſchaft von ſeinem Glauben ablegen. Darauf wiederholte er das apoſtoliſche Glaubensbekennt-niß, und fügte hinzu: wie er daſſelbe, nebſt al-lem, was in dem alten und neuen Teſtamente enthalten ſey, als wahr anerkenne.

Bis dahin hatte er mit ziemlicher Ruhe und Faſſung geredet, und Cole nebſt den übrigen pa-piſtiſchen Geiſtlichen ihm mit Geduld zugehört. Itzt aber brach er plötzlich in Thränen aus, ſchlug ſich jammernd an die Bruſt, und rief mit ver-ſtärkter Stimme:

»Aber o! wie ſoll ich Euch vor Beſchämung »und Reue bekennen, daß ich dennoch ſo tief ge-»ſunken bin, meinen rechten Glauben zu ver-»läugnen und abzuſagen, mich zu den papiſtiſchen

»Ketzereyen und Mißbräuchen zu bekennen, die »ich verabſcheue, und auf deren Ausrottung ich »die geringen Kräfte, ſo mir Gott verliehen, mein »bisheriges Leben hindurch unabläßig verwandt »habe. — O meine Freunde, erkennt in mir »ein warnendes Beyſpiel menſchlicher Schwäche, »vor allem dann, wenn wir vermeſſen und ſicher »unſern Kräften trauen! Hätte ich je nur denken »können, daß es ſo weit mit mir kommen würde! »— Ich glaubte, ich hätte einige Frömmigkeit; »ich wäre befeſtigt in Gott; — ich glaubte, nichts »würde im Stande ſeyn, mich in meinem Glau»ben wankend zu machen! — Dennoch, den»noch iſt es dahin mit mir gekommen, daß die »ſchreckliche Reue und Beſchämung itzt meine »Seele zerreißt; daß ich verzweifeln müßte, wenn »Chriſtus nicht auch die Sünder annähme!

»Aber ſchon iſt Gottes Gnade in mir Schwa»chen mächtig; ſchon hat ſie mich errettet aus »den Stricken des Satanas und aus der Hand »meiner Feinde, die mir zu mächtig geworden »waren. Ich bin durch Gottes Gnade in den »Stand geſetzt, hier vor Euch allen meine Reue »und meine Zerknirſchung an den Tag zu legen. —

Dieſe

»Dieſe Hand, die ſich zu jenem ſchändlichen Verbre»chen hergegeben hat, ſoll auch zuerſt dafür leiden. »Ehe die Flamme meinen Körper verzehrt, ſoll »ſie, dieſe in Aſche verwandeln, und ſo mag ſie »dann den Widerruf jenes unwahren Zeugniſ»ſes beſiegeln, das ſie ſchändlicherweiſe unterzeich»net hat.« —

Hievon gieng er nun zu der Abſagung aller papiſtiſchen Grundſätze über, und ſchloß mit der ſtärkſten Betheurung, deren die Sprache fähig iſt, daß ſein Glaube vom Abendmahle und der Gewalt des Papſtes noch unverändert derſelbe ſey, welchen er zum öftern, und beſonders in ſeiner Schrift gegen den Biſchof Gardiner, öffentlich zu Tage gelegt habe.

Dieß Bekenntniß überraſchte die Commiſſion und die katholiſche Geiſtlichkeit verhältnißmäßig eben ſo ſehr, als Cranmern die Entdeckung ihres ſchändlichen Betrugs. Im höchſten Grade aufgebracht darüber, ſo auf einmal unmittelbar vor dem Genuſſe den ſchönſten Theil ihres Triumphs ſich entriſſen zu ſehen, erhoben ſie ein wüſtes, ungeſtümes Geſchrey, ſchalten, drohten,

nannten Cranmern einen Heuchler, einen falſchen, zweizüngigen Menſchen. —

Ruhig und gefaßt ließ der Erzbiſchof dieſen Sturm über ſich hingehen. Er hatte ſein Herz erleichtert; harrte nun wieder mit Zuverſicht auf die Gnade Gottes, und ſo war er wieder ganz Cranmer; ganz der ſtandhafte unerſchütterliche Mann, deſſen feſten Sinn keine Gewalt oder Macht erſchüttern oder zum Wanken bringen konnte. Ihre Beſchuldigungen wies er damit ab, daß er nie ſich einer Falſchheit ſchuldig gemacht, als damals, da er ſeinen Widerruf unterſchrieben habe.

Dieſe Scene machte einen gewaltſamen Eindruck auf alle Herzen der Zuhörer. Alle fühlten ſich unwillkührlich von einer Ehrfurcht ergriffen, welche ſie im Innern erſchütterte. Vielleicht war nicht einer in der Verſammlung, die Prieſter ausgenommen, welcher nicht das Edle in Cranmers und das Niedrige und Verabſcheuungswürdige in dem Betragen ſeiner Gegner, in dieſem Augenblicke wenigſtens, auf das lebhafteſte empfunden hätte.

Cole nahm dieß wahr, und Furcht und Scham vereinigten ſich zur möglichſt ſchleunigen Veränderung dieſer ſchaudervollen Scene. Auf ſeinen Wink wurde Cranmer zum Scheiterhaufen geſchleppt. Von allen Seiten umringten ihn Pfaffen und redeten in ihn hinein, ſein letztes Bekenntniß zurück zu nehmen, und ſeine Unterſchrift zu beſtätigen. Bitten, Flehen, Schelten, Drohungen, Verwünſchungen; alles wurde verſucht; aber vergebens. Cranmer erhob ſeine Stimme, ſo laut er konnte, und betheuerte noch einmal aufs feierlichſte, daß er die papiſtiſche Ketzerey verabſcheue, und in dieſem Glauben zu ſterben entſchloſſen ſey.

Indeſſen war der Zug bey dem Scheiterhaufen angelangt. Cranmer knieete nieder, und betete einige Minuten lang. Darauf ſtand er auf, nahm von einigen Umſtehenden Abſchied, und entkleidete ſich. Er foderte den Büttel ſelbſt auf, ihn an den Pfal zu binden. Da die Flamme des Scheiterhaufens aufloderte, hielt er ſeinen rechten Arm in dieſelbe, und ließ ihn von der Flamme verzehren. »Dieß iſt die unwürdige Hand! die ſchändliche Hand!« rief er wiederholentlich, ohne durch Zücken oder Zagen die Empfindung eines Schmer-

zens zu verrathen. — Die Flamme ergriff itzt ſeinen übrigen Körper und verzehrte ihn von unten auf. Im Begriff zu verſcheiden, hob er ſeine Augen gen Himmel. Ein helles himmliſches Licht ſchimmerte in ſeinen Blicken. »Herr Jeſus! nimm meinen »Geiſt auf!« rief er, ſein Haupt ſank, — er verſchied.

Mit bitterm Verdruß erhielt Maria die Nachricht von dem Ende Cranmers. Sie fühlte, daß große Seelen durch keine Macht feſtzuhalten ſind, und fand nun, daß auch hierdurch ihr Unglück nur vermehrt ſey.

Unſtreitig war Maria itzt wohl das unglücklichſte Geſchöpf in ganz England. Nach der Entdeckung ihrer falſchen Schwangerſchaft, hatte Philipp ſie ganz den Widerwillen und die Verachtung empfinden laſſen, welche er vom erſten Anblicke an gegen ſie gefühlt hatte. Er ſowohl, als ſein Vater, waren nun überzeugt, daß Maria den Zweck ſeiner Verbindung mit ihr nicht erfüllen könne, und der Verdruß darüber konnte wohl ſchwerlich in den Augen ihres Gemahls die

täglich zunehmende Widrigkeit und Unleitlichkeit der Königin erträglicher machen.

Maria fühlte ſeinen zunehmenden Unmuth; that alles, wodurch ſie ſich ihm glaubte gefällig machen zu können, und wurde ihm dadurch nur noch widriger. Sie glaubte nun, es nage der Ehrgeiz an ſeiner Ruhe, und da ſie dieſen nicht befriedigen konnte; ſo ſuchte ſie dieß durch reichliche Nahrung ſeines Fanatismus zu erſetzen. Sie brachte ihm Menſchenopfer über Menſchenopfer; allein es wurde nicht beſſer. — Philipp verließ endlich ſie und England ganz, und ihr Flehen, ihre Thränen, ihr Jammer vermogte ihm auch nicht einmal eine mitleidige, geſchweige denn liebreiche Gebärde abzugewinnen.

Leiden des Körpers und der Seele riſſen nun, in unaufhörlichem Schmerzen und Unmuth, die Unglückliche Tag und Nacht umher. Ihre einzige Linderung fand ſie in der Befriedigung ihrer frommen Mordluſt. Ihr eignes Unglücksgefühl vermehrte ihre Grauſamkeit. — Bonner wüthete, das Volk murrte endlich laut; — die Grauſamkeit ſtieg; er ließ etwas nach, und

— nun erhielt er von der ſorgſamen Monarchin einen Verweis, daß er in ſeinem löblichen Eifer erkalte. — Das blutgierige Ungeheuer überließ ſich nun auf's neue noch ungezähmter ſeinen Neigungen, und — dennoch war Maria nie befriedigt. — Itzt war Ketzerey nicht allein ein Todesverbrechen. Wer für einen Verurtheilten betete, und der Seele eines Gemordeten den tröſtenden Seufzer: Gott ſegne dich! nachrief, war des Todes ſchuldig.

Die Verlaſſene ſchmachtete nach ihrem geliebten Flüchtling. Die zärtlichſten, ſehnſuchtvollſten Briefe folgten ihm überall; ſie erhielt dafür Schweigen und Verachtung — Der Tod baute ſich nach und nach an in ihrem Körper. Sie konnte ſich dieß Gefühl nicht ganz mehr verbergen. — »Ob ich ihn wohl noch einmal wiederſehen werde?« ſeufzete ſie täglich, ſtündlich.

Einmal ſollte ſie ihn noch wiederſehen; — um auch dadurch einen Zuwachs ihres Elendes zu erhalten. Er kam an, drang ihr das Verſprechen ab, an dem Kriege gegen Frankreich An-

theil zu nehmen; beſuchte Eliſabeth, und befahl Marien, bey Gefahr ſeines höchſten Zorns, ihr kein Leid zuzufügen — und verſchwand

Neue fürchterliche Qualen ergriffen Marien; — neue Scheiterhaufen dampften, um dieſe Qual zu mindern. Sie fühlte ihren Tod, und wollte alle Ketzer vertilgen, eh' der Tod ſie vertilgte. So ſehr Bonner und ſeine Gehülfen wütheten, es that ihr nicht gnügen. — Sie wollte eine Inquiſition einrichten.

Aber ach! ſie würde ſterben, und Eliſabeth leben! Zwar hörte Eliſabeth die Meſſe; aber Maria war überzeugt, ſie ſey eine heimliche Ketzerin! Eliſabeth müßte ſterben! — Aber Philipp hatte befohlen: ſie ſolle leben! Ueberdem, war es denn ſo ausgemacht, daß ſie ſelbſt nicht noch wieder gerettet werden könnte? Es gab wenigſtens Augenblicke, worin ſie dieß hoffte.. —

Ha! ein Brief von Philipp; Calais war in den Händen der Franzoſen. Sie ſollte neue Truppen, neues Geld ſchaffen! — Die Nation fluchte — drohte; Philipp zürnte, befahl —

Todesangſt ergriff die Königin — ſie ſtarb, und Flüche ihres Volks läuteten ihr zu Grabe.

Zwey Tage nachher folgte Marien ihr Freund, der Kardinal Pole.

Ende.

Chrono-

Chronologiſche Ueberſicht dieſes Theils.

Er begreift einen Zeitraum von fünf Jahren, und endet mit dem 17ten Nov. 1558. Auch in dieſem Theile iſt der Verfaſſer in der Ordnung der Begebenheiten dem Gange der Geſchichte völlig getreu geblieben. Die hauptſächlichſten Zeitbeſtimmungen ſind folgende:

Johanna Gray wird den 10ten Jul. 1553 zur Königin ausgerufen, und den 19ten Jul. abgeſetzt. Am 3ten Aug. hält Maria ihren Einzug in London. — Im Anfange des Jahrs 1554 wird Mariens Verbindung mit Philipp durchgeſetzt und vollzogen; am Ende deſſelben Jahres verläßt dieſer England wieder. In eben dieſem Jahre iſt Wiat's Aufruhr; Johannens, ihres Gemahls und Vaters Hinrichtung; die völlige Vereinigung der Nation mit dem Papſte. Im Jahr 1555 Latimers Hinrichtung und Gardiners Tod. Im Jahr 1556 Cranmers Hinrichtung.

Im Jahr 1557 Philipps letzter Beſuch. Krieg mit Frankreich. Im Anfange des folgenden: Verluſt von Calais im November. Mariens und Pole's Tod.

Die übrigen Begebenheiten liegen zwiſchen dieſen dem Gange der Erzählung zufolge.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voss, Christian Daniel, 1761-1821

C. D. Voß historische Gemählde

Bd.: 4

Leipzig 1793

Brit. 540 pa-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10282197-4
VD18 8044220